



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

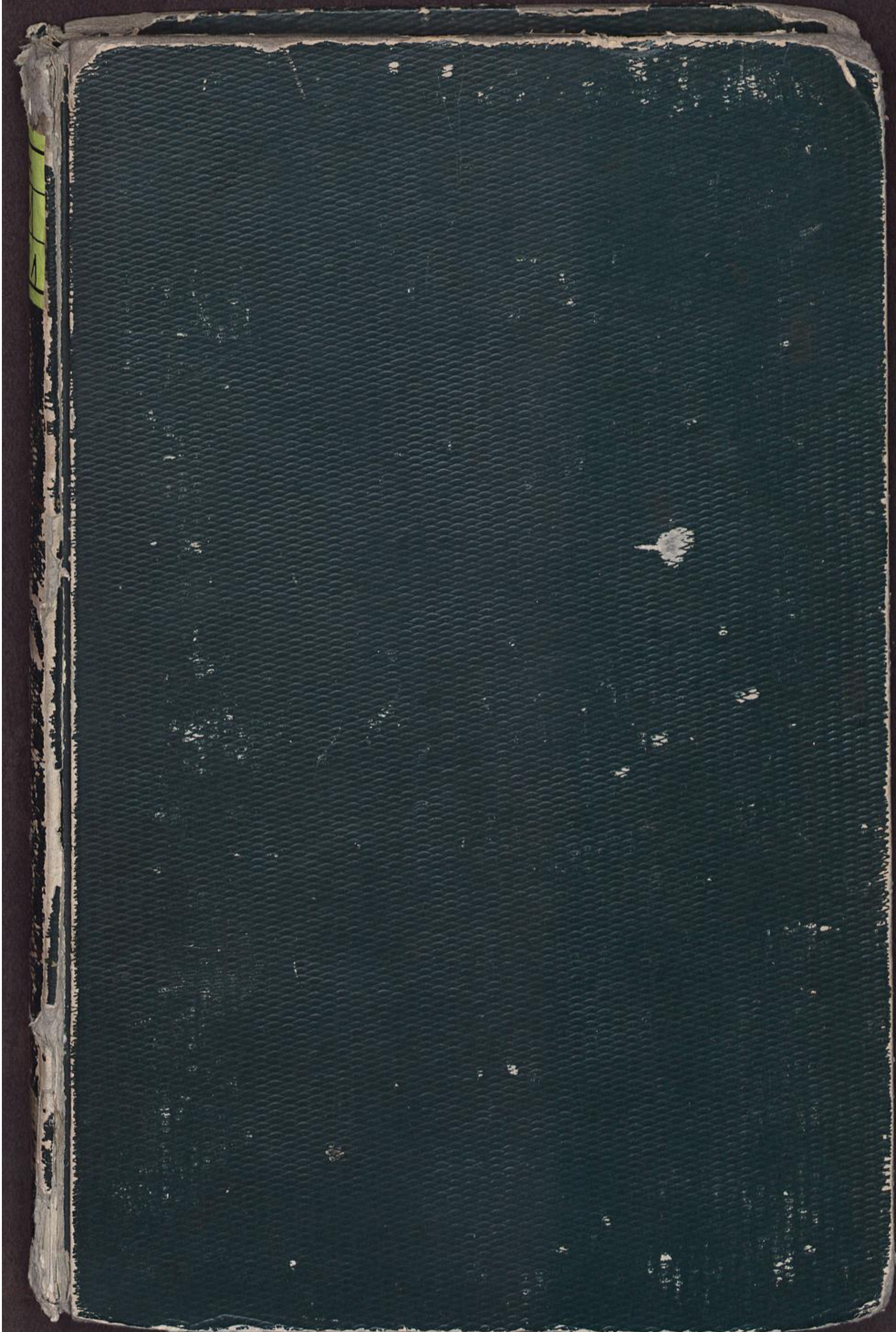
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Erster Jahrgang

DFG

Visual  Library



Per. 61^K / 1

Granzbotan

<36604894190018

S



<36604894190018

Bayer. Staatsbibliothek

Die
G r e n z b o t e n .

Blätter für Deutschland und Belgien.

Redigirt von

J. K u r a n d a .

Unter Mitwirkung der deutschen Schriftsteller:

Karl Andree, Berthold Auerbach, Karl Beck, Baron A. von Bülow,
Theodor Creizenach, Lorenz Diefenbach, F. Dingelstedt, J. Fester, Ludwig
August Frankl, Carl Gutzkow, Heinrich Heine, J. Kaufmann, Heinrich
Koenig, Gustav Kühne, Heinrich Laube, Herrmann Marggraf, H. Merz,
Julius Moser, Theodor Mügge, R. C. Prutz, L. Schaefer, H. Schiff,
G. Schirges, Theodor Schliephake, Baron v. Sternberg, J. Benedey, Van
Hasselt, A. Weill, Ernst Willkomm.

Erster Jahrgang.

Leipzig
Bei Fr. Ludw. Herbig

1841.

1842



Verzeichnis

der Bücher für Deutschland und Belgien

von

J. G. Schönbach

Verlag des Verlegers in München

Das Verzeichnis der Bücher für Deutschland und Belgien, welches von dem Verleger in München, J. G. Schönbach, herausgegeben wird, enthält eine vollständige Liste der Bücher, welche in den Jahren 1818 und 1819 in Deutschland und Belgien erschienen sind. Die Bücher sind nach den verschiedenen Wissenschaften geordnet, und die Preise sind angegeben. Das Verzeichnis ist für die Bibliotheken und die Privatbibliotheken von großem Nutzen.

Erster Jahrgang

1818

Leipzig

Verlag des Verlegers

1818

Ueber den Bau eiserner Häuser in Belgien, von Jobard.	Seite 124.
Reisebriefe von A. Weill. 3.	" 128
Tagebuch: Notizen.	" 131.
Schauspiel und Schauspieler; zur Charakteristik der Zeit, von Philipp V.	" 133.
Lacordair und das moderne Christenthum.	" 141.
Lelewel auf dem Marktplatze zu Brüssel, von Prof. A. Lebermuth.	" 152.
Carl de Brouckere über die industriellen Wünsche Belgiens.	" 153.
Ueber die neueste politische Poesie der Deutschen; eine Glosse v. L. Creizenach.	" 159.
Tagebuch. Notizen.	" 105.
Auch ein Wort über die orangistische Verschwörung von J. Kuranda.	" 162.
Die Abdankung Kaiser Heinrich IV. Trauerspiel von Th. Schliephake.	" 169.
Eine politische Satyre.	" 186.
Deutsche Taschenbücher für 1842, von Prof. Th. Schliephake. I.	" 197.
Briefe aus Antwerpen. Aus den Papieren eines reisenden Deutschen.	" 205.
Flamändische Literatur-Übersichten, von Julius Fester.	" 209.
Reisebriefe von A. Weill. 4.	" 220.
Tagebuch: Neuester Stand der orangistischen Verschwörungssache. Notizen.	" 222.
Das Atelier eines französischen Bildhauers.	" 225.
Politische Stimmen aus Belgien. I.	" 233.
Deutsche Taschenbücher für 1842, von Prof. Schliephake. 2.	" 240.
Ein neues Drama.	" 244.
Tagebuch. Notizen.	" 251.
Politische Stimmen aus Belgien. II.	" 253.
Deutsche Taschenbücher für das Jahr 1842, von Prof. Schliephake. 3.	" 269.
Brüsseler Tabletten.	" 274.
Tagebuch: Notizen.	" 279.
Deutsche Presssünden.	" 281.
Musikalische Charakteristiken, von F. X. [Karl Maria von Weber.]	" 289.
Tagebuch: Notizen.	" 311.
120 "	" 311.
121 "	" 311.
122 "	" 311.
123 "	" 311.
124 "	" 311.
125 "	" 311.
126 "	" 311.
127 "	" 311.
128 "	" 311.
129 "	" 311.
130 "	" 311.
131 "	" 311.
132 "	" 311.
133 "	" 311.
134 "	" 311.
135 "	" 311.
136 "	" 311.
137 "	" 311.
138 "	" 311.
139 "	" 311.
140 "	" 311.
141 "	" 311.
142 "	" 311.
143 "	" 311.
144 "	" 311.
145 "	" 311.
146 "	" 311.
147 "	" 311.
148 "	" 311.
149 "	" 311.
150 "	" 311.



Deutschland und Belgien.

Was wir wollen.

Wir könnten die Erscheinung dieser Blätter mit wenigen Worten motiviren:

Brüssel! — Wenige Städte in Europa bieten gleiche Vortheile der periodischen Presse, durch Lage und Verhältnisse. Innerhalb achtzehn Stunden bringt die Post das Neueste aus Paris hieher. Das Dampfboot aus England landet nach einer regelmäßigen Ueberfahrt von vierzehn Stunden in dem nahen Hafen. Aus Holland bedürfen die Nachrichten kaum eines halben Tages, und in noch kürzerer Zeit vermittelt uns die Eisenbahn mit der deutschen Grenze.

Somit stehen wir im Laufe eines einzigen Tages in der Mitte aller Begebenheiten, die der gestrige in Paris, London, Amsterdam und in den großen Rheinstädten geboren hat. Ungehindert von äußern Verhältnissen steht hier die Presse in dem Mittelpunkte des großen Weltmarkts und sieht die schweren und leichten Wagenszüge der Tagesereignisse von Nord und Süd, von West und Ost durch ihre Thore einfahren. Nicht nur das eigentliche Journal, welches die Begebenheiten Tag für Tag controlirt, auch jede andere periodische Schrift findet hier gesunden Quellboden. Die Zeitfäden spinnen sich dicht unter ihren Augen ab, sie hört wie durch eine spanische Wand die leisesten Athemzüge ihrer Nachbarn, sie lebt die Ereignisse der großen Grenzstaaten mit, als wäre sie eine Bürgerin derselben. Journale, Briefe, Reisende langen Tag für Tag an, benachrichten, widerlegen und ergänzen einander, und bei der Gestaltung der hiesigen Gesellschaft wird jede Nachricht bald das Eigenthum Aller, und Vieles was anderswo heimlich einander ins Ohr geflüstert wird, liegt klar und offen am Tage. — Wir glauben, auf diesen Grund gestützt, nicht unbescheidener Weise in die Reihen der deutschen Zeitschriften zu treten, um so mehr, als wir uns tüchtig gewappnet haben, um die Vortheile unserer Stellung zu benutzen.

Aber noch ein zweiter Grund bewegt uns bei unserem Unternehmen, es ist dieses der Boden selbst aus dem diese Blätter hervordachsen sollen: Belgien!

Als wir dem Titel dieser Zeitschrift, die Bezeichnung: „Blätter für Deutschland und Belgien“ hinzusetzten, so verhehlten wir uns nicht, daß wir gegen ein gewisses Vorurtheil zu kämpfen haben werden. So poetisch und Interesse erregend der Name Niederland dem Deutschen klingt, so fremdartig und unsicher scheint ihm der Name Belgien. An das Wort Niederland knüpfen sich gar theure Erinnerungen der deutschen Geschichte. Der deutsche Religionszwiespalt hat da seine heißesten Kämpfer gefunden, die deutsche Wissenschaft hat da ihre Grundstüben (Crasmus, Justus Lipsius, Grotius, Spinoza, Besal u. s. w.) gewonnen, die deutsche Kunst hat da ihre kräftigste Ammenmilch gesogen, und die deutsche Poesie hat daher auch diesen Namen zu ihrem Lieblingsfeld erhoben und Schiller und Göthe haben ihn ins Herz der begeistertsten Jugend gelegt, die für Egmont und Posa schwärmt. Der Name Belgien aber — so unalt das Wort auch ist — steht doch andererseits zu jung und zu fremdartig dem Deutschen gegenüber, um ihm populär zu sein. Wir brauchen nicht erst auf die Ereignisse von 1830 hinzuweisen. Es ist leicht begreiflich, daß Deutschland die Trennung der südlichen Niederlande von den nördlichen mit Unmuth betrachtete, daß es den Kopf schüttelte, da es die germanischen Elemente den gallischen weichen sah. Sein Interesse wendete sich seitdem mit ziemlicher Kälte von Belgien weg, und wenn die politischen Ereignisse es nicht zur Aufmerksamkeit nöthigten, wenn nicht Belgien selbst, durch seine Industrie, durch die glänzende Thätigkeit seiner Eisenwerke ihm die Beachtung abzwang, da blieb es misgunstlich mit dem Rücken ihm zugekehrt. Und wahrlich, es ist nicht gut, daß es so gekommen ist. Belgien hat in diesen zehn Jahren einen riesenhaften Fortschritt gethan, und Deutschland hätte mit mehr Aufmerksamkeit auf die Entwicklung dieses Landes in Kunst und Gewerbe, in socialer und sogar in politischer Beziehung, manche schöne Erfahrung erwerben können.

Es ist ein gewöhnlicher Fehler, daß man die französische Revolution von 1830 mit der gleichzeitigen belgischen zusammenkettet, ohne zu betrachten, wie die Folgen beider ganz verschieden sind. Frankreich zielte im Jahr 1830 nach einer Republik und gelangte nur bis zu einer Veränderung der Dynastie. Sein Wille erfüllte sich nur halb, und die andere nicht erfüllte Hälfte blieb als ein klaffender Riß, als eine eiternde Wunde, welche an dem gesunden Theile des Staates zehrt und ihn nie zur Ruhe und gesunden Entwicklung kommen läßt. Dieß ist keinesweges mit Belgien der Fall; die Revolution von 1830 zielte hier nur nach einer Loslösung von dem holländischen Mitstaate; sobald dieses geglückt war, und die Aufregung,

die einer so gewaltsamen Operation folgen mußte, Zeit hatte, sich auszutoben, da trat wieder die Ordnung in ihr monarchisches Gleis und keiner Opposition kommt es in den Sinn, dem Königthume den Krieg machen zu wollen. Ueber dem Haupte Frankreichs hängt das Schwert der Anarchie wie an einem Haare; ein Luftzug, ein unbewachter Augenblick — und Alles ist geschehen. Diese anarchischen Elemente sind Belgien fremd. Wenn die Gegner des constitutionellen Princips mit Recht auf Frankreich deuten: Seht dort den Erfolg parlamentarischer Kriege; seht jenes Land mit einem üppigen, unerschöpflichen Boden, mit den ungeheuersten Kräften, den reichsten Hilfsmitteln ausgestattet, mit Häfen, Schifffahrt, Colonieen, früher mit seiner Industrie den ganzen Continent überschwemmend, seht nur, wie es seine Zeit und Kraft vergeudet in eiteln Wortkämpfen, ein Spielball ehrgeiziger Redner, ein Heerd von Partheileidenschaften, zurückgeblieben ist auf dem Wege des fleißigen Jahrhunderts; wie es alle seine Nachbarn den Vorsprung gewinnen ließ auf den unermesslichen Bahnen der Industrie, des Handels, des Ackerbaues und der Viehzucht — so können die Vertheidiger der constitutionellen Verfassungen ihnen entgegen: Seht dieses Belgien, wo der parlamentarische Kampf, die Meinungsverschiedenheit, noch offener und mit größerer Freiheit ausgefochten wird, und dennoch hat das Land, dieser kleine Staat von vier Millionen Einwohner, innerhalb dieser zehn Jahre einen Anlauf genommen, wie keiner der großen Staaten des Festlandes sich eines gleichen rühmen kann. Wir wiederholen es, die belgische Revolution und der Geist seiner Partheikämpfe muß scharf geschieden werden von dem, was in Frankreich vorgeht. Diese Kämpfe athmen keine Anarchie. „Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Manne zittere nicht!“ Frankreich war durch Jahrhunderte ein Sclave; Ludwig der Elfte, Franz der Erste, Richelieu und der vierzehnte Ludwig haben dem Volke wenig Raum gelassen, über seine Rechte nachzudenken. Die erste französische Revolution eröffnete für Frankreich eine ganz neue Geschichte, eine neue Welt, ein unbekanntes Amerika, und rasend wie die Spanier in dem neuen Welttheile, stürzte es sich über die ehemaligen Besitzer und tränkte mit ihrem Blute den gefundenen Reichthum. Gewiß, die Entdeckung von Amerika und die französische Revolution haben der Welt eine ganz andere Gestalt gegeben; aber ihren Urhebern sind sie die Quelle großen Uebels geworden. Die Revolution in Frankreich war eine durchaus moderne Erscheinung, ein tiefer Strich, der seine neuere Geschichte von seiner ältern abschneidet; unerfahren auf dem eroberten Gebiete, hat selbst eine wiederholte Umwälzung es noch nicht zum ruhigen, fruchtbringenden Genusse geführt. Die belgische Revolution hingegen ist keine moderne Erscheinung, sie ist nur die Fortsetzung der alten Landesgeschichte, eine Fortsetzung jener uralten Kraft-

äußerung, wie sie die auf ihre Freiheit stolzen, eifersüchtigen Städte und Adelsgeschlechter unter den burgundischen Herzögen, unter den Lütticher Bischöfen, unter Kaiser Max, unter Karl dem Fünften, unter Spanien und Oesterreich ausübten. Dieser Geist datirt sich wahrlich nicht erst von 1789 oder von 1830, es ist nicht die plötzliche Wuth eines langgepeinigten, ausgefogenen, centralisirten Volkes; — fragt die alten Städte: Gent, Brügge, Lüttich, Antwerpen, ob sie ihre Freiheitslust erst von dem modernen Frankreich lernen mußten? Es ist dieß der Geist der alten Communalverfassung und Communalfreiheit, der im Mittelalter alle germanischen Städte beseele, der die Hansa, die schwäbischen Reichsstädte, so mächtig werden ließ. Nur daß in Deutschland der Adel unklugerweise gegen die Städte sich wandte, sie schwächte und ihre Macht zerstören half, während der niederländische Adel meist Hand in Hand mit dem Volke ging, von der glorreichen Sporenschlacht, bis auf den Geusenbund, bis auf den Tod Friedrichs von Merode. Und hier sind wir wieder bei einem unterscheidenden Charakterzuge der französischen und belgischen Revolution. In Frankreich wie in Belgien hat der Adel seine Privilegien verloren, aber in Frankreich hat er mit seinem politischen Einflusse auch seinen bürgerlichen eingebüßt, während er in Belgien noch immer von dem Volke als sein erster Bürger betrachtet wird. Die Arembergs, die Ligne, die Beauforts, die Merodes u. sind hier noch immer populäre, beliebte Gestalten — eben weil die Revolution nicht die Geschichte auseinandergeschnitten hat.

Man spricht in Deutschland stets von den französischen Sympathieen Belgiens, und schlägt die germanischen Elemente in demselben nur sehr wenig oder gar nicht an. Allerdings hat sich Frankreich mehr Mühe gegeben, als Ihr. Seit Jahrhunderten buhlt es um den Besitz dieses Landes; lange noch vor der Zeit, ehe die schöne Maria von Burgund ihr reiches Erbe dem schlanken deutschen Kaisersohne zugebracht, spannen die französische Eroberungslust ihre Fäden um dasselbe, und dieses Gespinnst setzte sie fort von Jahr zu Jahr, von Geschlecht zu Geschlecht, von einem Regenten zum andern. Wenn man den vielhundertjährigen Aufwand überschaut, den Frankreich zur Erringung dieses Landes in Bewegung setzte: an Intriguen und Gewalt, Krieg und Verführung, Glanz und Schrecken; so fragt man sich erstaunt, wie ist es möglich daß dieses kleine Belgien noch selbstständig dasteht? Wie ist es möglich, daß in den flandrischen Provinzen, in Antwerpen und Brabant dieser eigenthümliche Geist, diese unbeugsame Liebe für die alte sächsische Sprache und Sitte nicht längst erloscht und ausgegangen ist? Wie ist es möglich, daß Lüttich, Namur und das Hennegau nicht längst von dem mächtigen sprachverwandten Nachbar aufgefogen wurde? Wie ist es möglich, daß nachdem dieses Land durch ein Vierteljahrhundert

sogar schon ein Besitz von Frankreich gewesen ist, in welchem nichts gespart wurde, um seine nationale Selbstständigkeit in Sprache, Sitte und Gesetz zu demoliren, diese Nationalität doch wieder auflebte? Diese Nationalität muß also doch tiefer liegen, als man glaubt, diese Farben, die trotz aller Mühe, die man seit Jahrhunderten sich gibt, sie zu übertünchen, immer wieder von neuem hervorbrechen, müssen also doch stärker sein als die neu aufgetragenen; diese germanischen Elemente müssen also doch nicht so unbedeutend und ohnmächtig sein!

Aber in Lüttich, im Hennegau, in den wallonischen Provinzen, wo nie ein deutscher Laut erklang, wie ließe sich da ein germanisches Atom als Ursache angeben?

Ja, wenn man germanisches Leben nur auf Sprache und einzelne Gewohnheiten bezieht, wenn man glaubt, Deutschland und Frankreich unterscheiden sich nur darin, daß hier das Kind Vater ruft und dort Père, daß hier die Haare blond und dort schwarz sind! — — Aber die Race und die Sprache ist es nicht allein, was die Völker trennt und verbindet; die Geschichte ist die Hauptperson, welche den verbindenden Kitt mischt, oder das trennende Schwert wegt.

Was Frankreich von Deutschland scheidet, das ist seine Centralisation. Die meisten glücklichen und unglücklichen Gänge der französischen und deutschen Geschichte, des französischen und deutschen Geistes haben darin ihren Hauptgrund, daß dort, in Frankreich, die theuersten Erinnerungen, Freiheiten, Gesetze und Ueberlieferungen der einzelnen Länder und Gebiete dem Ganzen weichen mußten; daß eine einzige Stadt monarchisch alle übrigen beherrscht, während in Deutschland, selbst bei den kleineren Communen, die heiße Anhänglichkeit für das alte Herkommen, für das von Geschlecht zu Geschlecht überlieferte Gesetz, keiner Rücksicht und selbst keinem Vortheile weichen wollte *). Diese patriarchalische Treue für ihre provinzielle Gesittung, für ihre angeerbten Localrechte, war zu allen Zeiten ein germanischer Charakterzug; er hat viel Unglück über Deutschland gebracht, aber

*) Um ein Beispiel von Tausenden anzuführen, erinnern wir nur an die Verfassungskämpfe in Württemberg 1816, wo die Opposition dem freisinnigen Könige, der eine ausgedehnte, die bisherigen Landesfreiheiten erhöhende Constitution geben wollte, sich entgegenstellte und auf die Einsetzung des Altgebräuchlichen drang, und wo Ahland, der deutscheste Sänger, das Lied dichtete:

Wo je bei gutem, alten Wein
Der Württemberger zecht,
Da soll der erste Trinkspruch sein
Das gute alte Recht.

er hat auch all das Große geschaffen, was man an dieser Nation bewundert. In dieser Beziehung aber stehen die wallonischen Provinzen weit näher zu Deutschland als zu Frankreich. Diese Anhänglichkeit für ihre alte Communal Einrichtung, diese unbeugsame Liebe für ihre provinzielle Verfassung und Ehre, haben Lüttich und Gent oft genug mit ihrem Blute bezahlen müssen. Und ist dieß nicht das Hauptmotiv, das gemeinschaftlich Nationale, was Flamänder und Wallonen an einander fettet? Die Racen, die Sprachen haben nichts Gemeinshaftliches, aber die Geschichte, die Liebe zu ihrem Glauben, zu ihren Sitten, verbindet sie, und wie oft auch die Wellen der Verhältnisse über sie zusammenschlugen, immer tauchten sie Hand in Hand wieder auf. Der große Mißgriff der holländischen Regierung bestand eben in nichts anderem, als darin, daß sie das germanische Wesen einzig und allein an Wort und Sprache gebunden glaubte, und ein Centralisationsystem einführte, gegen welches der innerste Sinn des Volkes sich sträubte. Hätte jene Regierung der provinziellen Sitte, Mundart und Eigenthümlichkeit der belgischen Provinzen, mehr Geltung zugestanden, wäre sie dem Beispiele gefolgt, welches das staatskluge Oesterreich in früheren Zeiten hier gegeben, dann hätten die Niederlande, trotz aller inneren Verschiedenheit, ein festes äußerliches Band gebildet, wie dieß ja eben bei dem mächtigen österreichischen Staatskörper der Fall ist. Aber jene Regierung wollte einen centralisirten Staat sich schaffen, sie wollte Eine Sprache, Einen Charakter allen seinen Theilen ausprägen, sie wollte einen französischen Staatsgrundsatz auf einem Boden einführen, der in seiner langen Verbindung mit dem deutschen Reich seine Selbstständigkeit geschont zu sehen gewohnt war — und das war die Klippe, an welcher sie strandete.

An dieser Klippe muß aber auch Frankreich scheitern, sobald es die Hand erobernd ausstrecken will. Man weiß hier aus früherer Erfahrung, welche traurige Last es ist, eine französische Departementsstadt zu sein. Man will in Belgien keine Haupt- und Centralstadt wie Paris. Die mit jedem Tage zunehmende Bevölkerung Brüssels wird sogar von den Kammern nicht ohne Besorgniß betrachtet, und wir könnten manches Beispiel citiren, wie man bemühet ist, die Oberherrschaft der Hauptstadt unmöglich zu machen. Man bemerke nur den stürmisch begeisterten Ton, mit welchem die junge Literatur, die seit einigen Jahren in Belgien sich erhebt, von ihrer nationalen Unabhängigkeit spricht, ihre Anknüpfung der alten Geschichten des Landes, die wahrhaft rührenden Anstrengungen zur Stärkung eines selbstständigen Geistes, und man wird die Ueberzeugung gewinnen, daß es mit dieser Liebe zur Nationalität ein heiliger, ungeheuchelter Ernst ist. Allerdings ist es möglich, daß das materielle Interesse des Landes, der Mangel an Ausfuhrkanälen u. s. w., zu einem Vertrag mit Frankreich es nöthigt; doch dürfte

Frankreich sich irren, wenn es seinen politischen Eroberungsgedanken auf diesem Wege einen bedeutenden Vorschub zu verschaffen glaubt. Der preussische Zollverein hat Deutschland verbrüderet, denn die Völker haben aus Erfahrung gelernt, wie nöthig die Bruderhand dem Bruder ist; was die Traktate materiell begonnen, trachten die Herzen und Geister moralisch zu vollenden. Anders ist es der Fall mit Belgien; dieses hat aus langer Erfahrung keinen gelernt, was Frankreich von ihm will, es ist nicht so bornirt, zu glauben, daß Frankreich ihm seine Märkte öffnen wolle aus sentimentaler Freundschaft, aus frommem Drang zur Erfüllung des Gebotes: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Auch Holland bot Belgien reiche Handelsvortheile, viel größere, als es bei Frankreich erwerben kann; hat die Vereinigung darum eine Dauer gehabt? Fürchten wir nicht; der geschichtliche Gott, der diese schönen Provinzen aus den absolutistischen Händen Ludwig des Erstten, Ludwig des Vierzehnten, und Napoleons gerettet hat, der wird auch die constitutionellen Fingerringe des neuern Frankreichs fern davon halten.

Fassen wir das so eben Gesagte in kurzen Worten, so finden wir, daß die Unabhängigkeit und die moralische Kraft Belgiens keine bessern Wächter erhalten könne, als indem es das germanische Element, welches stärker oder schwächer die Nation durchzieht, zu einem höhern Leben anzufachen sucht. Hierin liegt seine beste Garantie gegen alle Uebergriffe seines Nachbarn. Dieß ist auch die Meinung aller jener edlen und besonnenen Männer, denen die theuer erworbene nationale Unabhängigkeit ernstlich am Herzen liegt. Schon durch seine geographische Lage wird das Land aufgefordert, deutschem Geistesleben seine Poren zu öffnen, durch seine politische Lage wird es dazu gespornt. So lange Belgien gewöhnt ist, französisches Unterrichtswesen, französische Gesetzgebung, französische Wissenschaft, französische Poesie, als das Höchste zu betrachten, so lange wird es auch in steter Gefahr schweben, unwillkürlich in die Arme seines Nachbarn zu sinken, und die Eroberung materiell zu vollenden, die er geistig längst gemacht. Dieses wird von Vielen tief gefühlt und erkannt. Allenthalben lebt der Wunsch, ein Gegengewicht in die Schale werfen zu können, daher das Bestreben, der deutschen Geistes-thätigkeit näher zu rücken, welches in letzterer Zeit auf so vielen Punkten des Landes sich kund gibt.

Aber Deutschland bleibt kalt und thut keinen Schritt entgegen, um diese Annäherung zu erleichtern. Wir wollen nur ein Beispiel anführen. Wenn je ein Verein von Männern, welche der Fortpflanzung nationaler Ideen, der Verbreitung von Bildung, Wissenschaft und Literatur unter dem Volke ihr Leben widmen, Ansprüche auf Theilnahme und Hochachtung machen kann, wenn je Menschen Bewunderung verdienen, die unter tausend Hindernissen,

Mühen und trotz des abschreckendsten Undanks, dennoch unermüdet und unerschütterlich den hohen Zweck verfolgen, den sie sich zur Aufgabe ihres ganzen Strebens gemacht, so müssen wir diese Hochachtung, Theilnahme und Bewunderung jener kleinen, aber compacten Masse flamändischer Schriftsteller zollen, die in Mitte der Uebermacht, mit welcher die französische Literatur das Land umschlungen hält, ohngeachtet der Umstände, welche die französische Sprache zur Sprache der Kammern, der Gesetzgebung, des höhern Unterrichtes und der Mode machen, dennoch fest und treu an dem Geist und Ausdruck ihrer germanischen Voreltern halten, und an die alten übrig gebliebenen kostbaren Schätze der niederdeutschen Poesie neue Produktionen reihen, und mit dem Volke in seiner Sprache sprechen, und Belehrung, nationalen Geist und poetische Empfänglichkeit unter der Masse der zwei Millionen Flamänder verbreiten, die keine andern Laute kennen, als die alte niederdeutsche Mundart, welche sie von ihren Eltern und Ureltern ererbt und gelernt haben.

Diese Bemühungen der flamändischen Literatur, abgesehen von ihrer nationalen Wichtigkeit, sind auch wegen ihres innern Werthes einer Aufmerksamkeit werth. Die Produktionen eines Vegeant, Delaet, Conscience &c. sind von einem so unmittelbar germanischen Geist durchweht, daß die deutsche Poesie, die durch die Einflüsse der Philosophie und der Nachahmungen des Auslandes auf manche Abwege gerieth, an der naiven Kraft dieser Flamänder manchmal sich erfrischen könnte.

Aber wie wenig Aufmerksamkeit schenkt man in Deutschland dieser Literatur. Höchstens daß hier und da ein Zeitungsartikel davon spricht, wie man über China oder indische Literatur berichtet, höchstens daß hier und dort ein Gelehrter die wichtigen Forschungen eines Willems zu Rathe zieht. Der Masse des deutschen Publikums, der Masse der deutschen Literaten selbst, ist sie gänzlich unbekannt. Und doch, von welcher Wichtigkeit könnte es werden, wenn die Seitenzweige deutscher Sprache und Poesie die durch Flandern und Brabant in ihrer alterthümlichen Rinde sich ziehen, in eine innigere Verbindung mit dem Hauptstamme träten. Wie ein lang verborgen gelegenes Pompeji würden sie mit reichen Formen und alten Schätzen unsere Sprache bereichern, während wir für unsere Literatur ein neues Feld und neue Volksmassen gewinnen und zwei Millionen Stammgenossen mehr zu Zuhörern und Theilnehmern hätten.

Und ist es auf dem Gebiete der Kunst anders? „Die flamändische Schule!“ Es ist ein in Deutschland viel gebrauchter Ausdruck, aber man denkt dabei noch immer an Rubens, Van Dyk, Teniers &c.; den großartigen Aufschwung, den die neueren belgischen Maler genommen, kennt man nur vom Hörensagen. Den besten Beweis lieferte hiervon das große historische Ge-

mälde de Keyfers, welches durch besondere Umstände nach Deutschland verschlagen wurde, und in Frankfurt, Leipzig u. zur Ausstellung kam. Dieses Bild hat bei der deutschen Kritik eine unendliche Begeisterung hervorgebracht, während man es in Belgien bloß als ein Bild zweiten Ranges betrachtet, welches keinen Vergleich aushält mit den andern Schöpfungen de Keyfers, Gallaits, Wappers u. Und Geefs, und Verboeckhoven, und Brakelaer, und der ganze Phalanx der herrlichen belgischen Maler und Bildhauer, wie wenig ist er in Deutschland gekannt! Und was ist die Folge? Der belgische Künstler, der lange genug auf die Theilnahme des kunstverwandten Deutschlands vergebens gewartet hat, zieht es vor, seine Bilder nach Paris zur Ausstellung zu senden, wo man durch Bewunderung, Beifallsbezeugungen und Ehrenkreuze ihn zu belohnen und seiner Nation zu schmeicheln sucht. Welch ein glänzender Vortheil könnte daraus entstehen, wenn die deutschen und belgischen Malerschulen sich einander die Hand reichten und gegenseitig ihre Werke zur Ausstellung sich zusenden würden. So aber mußten wir es erleben, daß unlängst, da die Durchreise unseres Cornelius von einem Zeitungsblatte angezeigt wurde, ein bekannter belgischer Maler uns fragte, wer denn Cornelius sei; und Bendemann brachte den ganzen Sommer in Ostende zu, ohne daß man auf den Namen und die Anwesenheit des Meisters im Mindesten aufmerksam gewesen wäre.

Diese und ähnliche Umstände haben wir bei der Begründung dieser Blätter im Auge. Eine große und edle Aufgabe sehen wir vor uns liegen: Zwei Länder, die von der Natur, von der Geschichte, von unzähligen innern und äußern Beziehungen, geistigen und materiellen Lebenspulsen dazu bestimmt scheinen, in dem innigsten Verständniß, in dem freundlichsten Verkehr mit einander zu gehen, stehen durch eine Reihe von Vorurtheilen, durch ein Verkennen ihres gegenseitigen Interesses schroff und fremd einander gegenüber. Diese Vorurtheile zu heben, dieses Verkennen auszurotten, die Scheidewand zu untergraben und die Brücke zu einer geistigen Vereinigung und gegenseitigen Anerkennung zu bauen, ist eine Aufgabe des besten Strebens würdig. Diese Aufgabe sollen diese Blätter unveränderlich im Auge behalten. Eine zweifache Arena sehen wir unserer Thätigkeit eröffnet. Indem wir einerseits ein deutsches Organ in einem fremden Lande eröffnen, glauben wir den in diesem Lande einzeln zerstreuten, dem deutschem Geistesleben verwandten und geneigten Elementen einen Mittelpunkt zu bieten. Wir denken die Kenntniß deutscher Zustände den damit unbekanntem Personen dadurch zu erleichtern, daß wir eine Tribüne in ihre Mitte schieben, die über das geistige, sociale und geschichtliche Leben der deutschen Nation manche nöthige Aufschlüsse geben kann. Wer die ungeheuren Fortschritte, die Deutschland in seiner neuesten Zeit gemacht, in allen Folgen erfasst, dem ahnt es

wohl, daß die Zukunft Europas im Schooße jenes Landes ruht. Der mächtige Aufschwung des preussischen Staats, die industrielle Ausdehnung Oesterreichs, die Concentrirung der einzelnen Stämme und Gebiete durch den Zollverein und die Eisenbahnen, Alles dieses zeigt, daß der Stern jener Nation erst im Aufgehen begriffen ist. Wem kann es wichtiger sein, die Entwicklung desselben zu beobachten, als Belgien, das die Garantie seiner Zukunft nur in einem klaren Verständniß der Weltlage findet, und in dem klugen Begreifen, welche Kraft in auf- und welche in absteigender Linie sich bewegt.

Wir haben uns, um nach dieser Seite nützlich werden zu können, der Mitwirkung einiger trefflicher Schriftsteller versichert, von denen jeder in seinem Fache zu den besten Namen zählt, welche die deutsche Literatur gegenwärtig aufzuzeigen hat.

Einen nicht minder edlen Wirkungskreis aber sehen wir uns andererseits eröffnet als Dollmetscher des reichen belgischen Lebens bei seinem deutschen Nachbar. Der kräftige Pulsschlag des Volkes, die mannichfache Reibung zwischen den gallischen und germanischen Elementen, zwischen dem Naiven und Raffinirten, zwischen alten und neuen Institutionen, die glänzenden Erzeugnisse der Kunst, der phantastische Eifer einer sich entwickelnden Literatur, die Thätigkeit der Industrie, die merkwürdigen Resultate des Associationswesens — ein unermesslicher Stoff, für den man sich begeistern muß, auch wenn man nicht in der Mitte dieses reichen Landes wohnt, unter der steten Aufregung seiner Eindrücke, unter dem täglichen Stachel seiner aufreizenden Lebensthätigkeit.

Auch auf diesem Gebiete haben wir uns mit den gehörigen Kräften zu versehen gesucht, und da wo unsere Kenntniß der Landeszustände unzureichend ist, haben uns mehrere der besten belgischen Schriftsteller ihren Beistand zugesagt, und wir werden es uns angelegen sein lassen, die Beiträge, die wir dieser Art in flamändischer oder französischer Sprache erhalten, der Art wiederzugeben, daß ihnen von ihrem ursprünglichen Gepräge so wenig als möglich geraubt werden soll.

Wir gehen mit Eifer und inniger Wärme an unser Werk; möge der Erfolg uns nicht verlassen.

Brüssel, den 28. September 1841.

J. Kuranda.

Die Seebäder in Ostende.

An dem äußersten Ende Flanderns, da wo die alten germanischen Laute, dem modernen Deutschland kaum mehr verständlich, mit dem Murmeln der Nordsee sich vermischen, da wo das schmale Meer den Angelsachsen von den Niedersachsen, England von Belgien scheidet — da erhebt sich die freundliche Hafenstadt Ostende mit ihrem schlanken Leuchtturme, mit ihrem gefährlichen Hasen, mit ihren weißen Festungsmauern und wimmelnden Fischerbooten. Den größten Theil des Jahres über sitzt diese Stadt, wie eine trauernde Wittwe, einsam und stille in die nebeligen Wolken gehüllt, die aus dem Meere steigen, als dächte sie an frühere Zeiten und an die harten Schicksale, die sie erlebt; aber kaum daß die Julisonne ihre heißen Strahlen auf ihr Antlitz wirft, beginnt sie die Augen lächelnd aufzuschlagen und ein freundlicher Reiz lagert sich auf ihren Zügen. In ihren öden Straßen, in welchen des Winters über nur der hallende Schritt klirrender Schildwachen und das eintönige Commandowort der Festungsmannschaft sich hören läßt, beginnt es lebendig zu werden, lange Wagenzüge, dampfende Locomotive, vollen geschäftig durch die Thore; in dem Hasen landen die eiligen Dampfboote und heraus steigt eine neue zauberhafte Welt: fremde Gesichter, fremde Sprache, fremde Trachten bevölkern plötzlich die Straßen und Marktplätze. Die Räume, Hallen und Häuser sind vollgedrängt von weitkommenden Gästen, und die naiven Töne der flamändischen Dortsprache werden erstickt von russischen, englischen, deutschen und französischen Lauten.

Das Seebad von Ostende — eines der vorzüglichsten in Europa — ist doch erst seit fünf Jahren im Aufschwunge. Früher waren Scheveningen, Helgoland und Norderney namentlich den deutschen Badereisenden viel bekannter. Aber Städte haben ihre Schicksale wie Menschen, und das Glück küßt jeden Morgen einen andern auf die Stirne. Man pflegt gewöhnlich die Ursache des in der neuesten Zeit mit jedem Jahre immer mehr und mehr anwachsenden Besuchs von Ostende, einzig und allein der Eisenbahn zuzuschreiben, die in wenigen Stunden die Reisenden von Deutschland und Frankreich bequem und lustig an den Ort bringt, an welchem sie Stärke und

Heilung suchen. Das regelmäßige Dampfschiff welches in 12 — 14 Stunden die Ueberfahrt von London hierher macht, ist auch ein tüchtiger Karavanenführer. Nichtsdestoweniger dürfte die Ursache noch anderswo zu suchen sein, und zwar in der neuen Wendung, welche die medizinische Wissenschaft an und für sich genommen und in dem weit ausgedehnteren Gebrauche, den sie von den Seebädern überhaupt macht. Die neuere Medizin hat das große Verdienst, daß sie sich den Naturwissenschaften immer enger und enger anschließt. Nachdem sie, wie der verlorene Sohn, auf unzähligen Abwegen sich herumgelaufen und ermüdet hat, ist sie endlich wieder zu ihrem väterlichen Hause — der Natur — zurückgekehrt, und reuig wirft sie sich ihr zu Füßen und horcht auf ihre einfachsten Lehren und Worte. Die Wassercuren, wie verschrieen und vornehm belächelt sie auch von solchen Ärzten werden, welche in jedem dem Laien zugänglichen Heilmittel, eine gefährliche Konkurrenz der wissenschaftlichen Erfahrung erblicken, und aus Vorurtheil und Handwerkerängstlichkeit ihm den Krieg machen, diese Wassercuren sind nichtsdestoweniger ein bedeutender Fortschritt und eine glückliche Wendung in der Geschichte unserer Zeit. Jenem Priesnitz gebührt ein würdiger Platz in dem Pantheon der größten Ärzte. Die alten deutschen Chroniken erzählen, wie einst der Kaiser Max auf einer Jagd in Steyermark sich verstriegen habe, und wie er endlich von Felsen und Abgründen umgeben, den Fuß weder vor noch zurück zu setzen wagte, und vergebens nach einem Rückwege den Blick umherspähen ließ. Plötzlich spaltete sich der Felsen und aus dem Berge trat ein Mann in schlichtem Bauernkleide, der dem erstarrten Kaiser einen Fußweg zeigte, welcher dicht vor seinen Augen lag, und der ihn glücklich ins grüne, lachende Thal hinabführte. Wahrlich, die Medizin war auf nicht minder gefährliche Abwege gerathen, als der alte Kaiser Max; sie hatte auf ihrer Jagd nach großen Entdeckungen sich gar zu weit von dem geraden Wege verirrt — da plötzlich trat ein schlichter Bauer aus seinen Bergen hervor und zeigte ihr den Weg zur Natur, zur Einfachheit zurück. Fürwahr, dieser Priesnitz verdient kaiserlich belohnt zu werden, und die Männer der Wissenschaft haben wenig Recht, auf den Bauersmann, der in seinem Gräfenberg einen neuen Welttheil der Heilkunde entdeckt und angebaut hat, so stolz herab zu sehen. Denn dieser Bauer kann vor die Männer von Fach hintreten und fragen: Kömmt Ihr läugnen, daß es mir, dem schlichten, ungelehrten Manne, gelungen ist, Krankheiten zu heben, die Ihr mit all' Eurem Forschen und Wissen für unheilbar erachtet habt? Kömmt Ihr es läugnen, daß der Gebrauch des kalten Wassers eine verjüngende Kraft ausübt? Daß die Lebensfunktionen dadurch gesteigert und aufgeregter werden? Daß die Haut sich ausdehnt, die Wangen sich röthen, der Körper elastischer sich aufrichtet? Kömmt Ihr es läugnen, daß die Kälte, indem sie die Haut erfasst, alle Flüss-

sigkeiten nach Innen zurückdrängt, die inneren Gefäße zu einer höheren Thätigkeit steigert, alle Lebensäußerung aus ihrer Stumpfheit rüttelt? Ihr könnt nicht umhin, mir dieß alles zugestehen zu müssen und meine aus der Praxis und der Erfahrung abgeleitete Verfahrensart zu billigen. Aber nun will ich Mann der Praxis, an Euch, Ihr Männer der Theorie, eine Frage richten, die Ihr beantworten sollt. Wie kommt es, daß alle diese Wirkungen der Kälte gerade an das Wasser gebunden sind? Wie kommt es, daß die Kälte, an und für sich, in ihrem freien Zustande, nicht dieselben Resultate hervorbringt? Warum sind diese Heilkräfte des kalten Wassers so nothwendig an die Form des Flüssigen gebunden? Hierauf könnt Ihr nur in Ausflüchten antworten; die eigentliche Auflösung dieses Naturrätselfs habt Ihr trotz Eurer vielgepriesenen Theorien doch noch nicht gefunden. — Somit habt Ihr auch gar keine Ursache, in den theoretischen Mantel Eurer Vornehmheit Euch zu wickeln und so stolz an dem practisch beweisenden Laien, an dem Manne der That, vorüberzugehen.

Wenn nun aber die medizinische Wissenschaft über die Kräfte des Süßwassers und deren Gränzen, noch nicht ins Reine gekommen ist, so hat sie dagegen um desto bestimmter die Einwirkungen der See-Elemente zu berechnen gewußt. Es gibt kein zweites Heilmittel, welches Körper und Seele mit gleicher Kraft erfaßt, wie das Meerbad. Hier tritt die Arznei aus ihrer beschränkten, nur auf den Leib sich erstreckenden Macht heraus, sie wird Poesie; sie ergreift das Gefühl, die Phantasie des Kranken und zwingt sie, ihren Zwecken zu dienen. Gibt es eine erschütterndere Empfindung als die eines Menschen, der nie das Meer gesehen und nun plötzlich in seine Mitte versetzt wird, seine Wellen an seine Brust schlagen läßt, den weiten, unermesslichen Horizont über seinem Haupte, die räthselhafte, dunkle Brandung zu seinen Füßen, und er in der Mitte des Elementes, nackt, im Naturzustande, und doch sicher wie ein Geschöpf dieses Meeres, wie ein Baum, den man aus dem nebeligen Boden des Nordens entwurzelt und in ein üppiges Thal des Orients, in eine ganz neue Welt mit fremden Gesezen gepflanzt hat.

Ich habe Ostende eines der vorzüglichsten Seebäder genannt; es ist hier nicht der Ort, dieses auf wissenschaftlichem Wege zu beweisen, und auf eine Angabe der chemischen Mischung der verschiedenen Salze, des stärkeren oder schwächeren Wellenschlages und dessen Wirkungen detaillirt einzugehen. Wir erwarten in dieser Beziehung eine Schrift von dem vortrefflichen Doctor Nicken, der in der medizinischen Literatur durch sein beachtenswerthes Werk über die Mineralquellen zu Hambach und Schwollen bekannt ist. Wir begnügen uns, den Beweis auf practischem Wege zu führen.

Schon daß die Ankunft in Ostende nicht auf dem ermüdenden Wege

des Postwagens oder der Messagerie geschieht, ist eine moralisch wie physisch günstige Einleitung. Der Badegast hat den ganzen Weg von Brüssel hierher auf der Eisenbahn in 4 Stunden zurückgelegt. Gewöhnlich pflegt der Reisende einen Tag in Brüssel zuzubringen; jedenfalls übernachtet man dort, man mag kommen, woher man will. Gestärkt und erfrischt tritt man somit die Fahrt hieher, als eine reizende Lustpartie an. Ohne Aufregung, ohne Abmattung steigt man von dem bequemen Sitze und schreitet gleich und ohne Aufenthalt zu dem Gebrauche des Bades. Das Meer bietet hier einen eigenthümlichen Anblick. Während es bei anderen Hafenstädten, von lang sich hin-streckenden Küstenufern, meilenweit eingerahmt ist, springt es hier plötzlich in voller Breite von dem Lande ab. Der Damm von Ostende scheidet See und Land in scharfem Schnitt von einander. Kein grünes Plätzchen ringsherum, nichts als Himmel und Meer.

Zwischen der Eisenbahn und dem Damm liegt die Stadt; nachdem man in einem der freundlichen, mehr bequemen als eleganten, Gasthöfe die Kleider gewechselt hat, begibt sich der Reisende gewöhnlich sogleich nach der Digue (Damm), wo er die Bekanntschaft des Meeres und der ganzen Badegesellschaft zu gleicher Zeit macht. Die Digue erstreckt sich viele hundert Schritte längs der Küste hin; hier versammelt sich bei nur halbweg günstigem Wetter alles, was in Ostende bade- und lebenslustig ist. Regelmäßig pflegt der König und die Königin von Belgien hier einen längeren Sommeraufenthalt zu nehmen, und dieses bringt allerdings Bewegung und elegantes Leben unter die Promeneurs auf der Digue. Sonst zeichnet sich aber die Badegesellschaft von Ostende durch einen gewissen Zug aus, der namentlich der Mittelklasse sehr wohl thut; es ist dieß eine gewisse deutsche Bürgerlichkeit, ein freundlicher, keineswegs hochgestimmter Ton, in Mode, Gespräch und Umgangsweise. Den Grundstamm der Ostender Badegäste bilden die Deutschen, und hierdurch unterscheidet sich der Platz vorzüglich von seinem Rivale Boulogne sur mer. In Boulogne besteht bekanntlich die Hauptzahl der Fremden aus Engländern. Abgesehen von dem langweiligen Miasma, das Freund John überall verbreitet, wohin er kömmt, ist noch dazu der Schlag Engländer, die in Boulogne sich aufhalten, eben nicht von der edelsten Race der vereinigten drei Königreiche. Boulogne ist eine englische Colonie, wo alle zahlungsunfähigen Schuldner, alle zweideutigen Mütter und compromittirten Väter, alle etwas gar zu lustigen Brüder und allzu leichtsinnigen Schwestern Altenglands, eine neue Welt suchen. Hier badet sich mancher Kurgast, nicht um sich Gesundheit zu erwerben, sondern um seine Sünden abzuwaschen. Der unschuldige Deutsche oder sonstige Fremde, der in die Mitte dieser sonderbaren Colonie geräth, findet sich nichts weniger als behaglich.

In Ostende sind die Engländer nicht häufig, daher weniger Langeweile und weniger Kosten. Man kann in Ostende für eine weit mäßigere Summe, als selbst in manchen kleinen deutschen Badeorten, leben. Dieß ist wahrscheinlich auch eine der vielen Ursachen, warum dieser Badeplatz jetzt so häufig dem früher viel mehr besuchten Boulogne und Scheveningen vorgezogen wird. Zwei freundliche Zimmer übersteigen kaum den Preis von 3 Franken per Tag, und es gibt deren die noch wohlfeiler sind. Das Frühstück wird von der Hausfrau für eine geringe Vergütung besorgt. Der Mittagstisch an der Table d'Hôte gleichfalls zwei bis drei Franken. Bei einem Abonnement für die Hälfte. Die Bäder selbst sind beispiellos billig. Ein Abonnement für 12 Karten 6 Franken. Dafür erhält man den Wagen der hinein ins Bad fährt, und die gehörige Badewäsche. Diese Badewägen sind ganz praktisch und bequem. Sie sind gewöhnlich für eine Person eingerichtet, obgleich zwei bis drei darin Raum haben. Das Innere derselben ist zu einem freundlichen Stübchen gestaltet, worin Bänke, Spiegel, Tisch und alles was der Badende zu seiner Bequemlichkeit braucht, sich vorfindet. Ein starkes Pferd führt den Wagen tief in die See. Hier hält der Führer in Mitte der Brandung an und der Badegast steigt auf einem Treppchen in das schäumende, freie Element hinab. Frauen lassen sich gewöhnlich von der Bademeisterin führen, die Herren sind sich selbst genug. Das Interessante eines solchen Seebades ist, daß Männer und Frauen wie im Paradiese, zu einer Zeit, die noch nicht so raffiniert und verderbt war, im Zustande der Natürlichkeit unter einander baden. Die hübschesten Mädchen zeigen ihre Formen, in noch weniger als griechischem Costüm, unter Gottes freiem Himmel, und die Herren begnügen sich nicht immer ausschließlich mit dem großartigen Anblick des Meeres.

Ich erinnere hier an eine satyrische Bemerkung der Guepes. In Paris — sagt Karr — gibt es an der Seine kalte Bäder, die seit einigen Jahren sehr in die Mode bei den Frauen gekommen sind und noch mehr bei den jungen Mädchen, die daselbst schwimmen lernen. Ihr Costüm ist genau dasselbe, wie man es beim Baden im Meere trägt. Nun wohl, unter keinem Vorwande würde man dort gestatten, daß ein Vater seine Tochter, oder ein Mann seine Frau ins Bad begleitete. Ein Mann, dessen Fuß ein solches Badzimmer beträte, würde ein Zetergeschrei hervorlocken von allen Frauen, die daselbst plätschern. Wie ganz anders, welche großartige Freiheit auf dem Meere! In Havre, in Boulogne, in Ostende, da baden die Frauen öffentlich vor den Augen aller Welt, die am Hafendamm spaziert, im bunten Gemisch mit den Herren, die von einer einzigen Schwimmbühne bedeckt sind. Kein Mensch entsetzt sich darüber; es muß somit gewiß eine doppelte Art von Schamhaftigkeit geben: eine Süßwasser-Schamhaftigkeit

und eine Salzwasser-Schamhaftigkeit. Doch man muß jedes Ding von zwei Seiten betrachten. Wenn es auch beim ersten Anblick scheint, daß diese Schamhaftigkeit, die so wüthend in der Seine sich zeigt, etwas Aehnliches mit den Flußfischen hat, welche im Meere ihr Leben aufgeben, so muß man doch bemerken, daß die Frauen in den Seebädern der Keuschheit das größte Opfer bringen, welches je einer Tugend gebracht wurde: sie opfern ihr ihre Schönheit. Man kennt die Geschichte jener christlichen Jungfrau, welche sich die Nase abschnitt, um der Leidenschaft eines römischen Prokonsuls zu entgehen. Nun wohl, ihr seht in Havre, in Dieppe, in Ostende, dreihundert Frauen, welche tagtäglich diesen vielgerühmten christlichen Zug wiederholen. In ihrem wollenen Costüm, in ihrem Camisol, in ihrem Beinleid und ihrer Haube aus Wachsleinwand gleichen sie einem Haufen räubiger Aeffchen, welche am Gestade ihre Luftsprünge machen. Genöthigt, sich in Mitte der Männer zu baden, versuchen sie es schlauerweise, sich mit einem Schleier von Häßlichkeit zu umgeben. —

Ein Umstand erhebt Ostende über alle seine Rivale, es sind dieß seine Umgebungen. Man pflegt gewöhnlich, wenn man von Umgebungen einer Stadt spricht, Naturschönheiten zu verstehen, hievon kann nun freilich nicht die Rede sein. In der Nähe des Meeres, gewissermaßen erschreckt und eingeschüchtert durch seine gewaltige Schönheit, hat die Erde sich hier alles Schmucks begeben. Flandern ist ein fruchtbarer Garten, aber ein Küchengarten ohne Ziergewächse und abwechselnde Perspektiven. Doch in Mitte dieser reichen und nährenden Fruchtbarkeit hat der Mensch die reichsten Mittel gefunden, sich anzubauen, und was die Natur an Schönheit ihm versagt hat, das trachtete er durch Kunst zu ersetzen. Von Ostende nach dem herrlichen Brügge braucht man nur eine halbe Stunde. Brügge, das Herculanium des Mittelalters, das Pompeji des fünfzehnten Jahrhunderts! Hier, wo wie durch einen Zauberspruch, alles so stehen und liegen geblieben ist, wie zur Zeit, als der Theuerdank hier gefangen saß, und sein treuer Kunz von der Rosen, seine rührenden Schalkstreiche ihm vormachte! Hier, wo der Reisende plötzlich aus dem modernen Leben des neunzehnten Jahrhunderts herausgerissen wird, und mit einem Ruck die Blätter der Zeit um drei Jahrhunderte zurückgemischt glaubt, und Sitten und Trachten, und Gebäude und Plätze, um sich sieht, deren Dasein er bisher nur in alten Chroniken glaubte, und deren Gestalten er auf alten Bildern märchenhaft erblickte. Dort öffnet sich die Thüre des wunderbar altspanisch geformten Hauses, eine Gestalt tritt heraus; ist dieses wohl Johann van Eyk, der alte Maler, der zuerst mit Delifarben zu malen verstand und die menschlichen Figuren mit grauen Landschaften und blauem Himmel umgab? Und dort das graue Hospiz — eine Nonne öffnet das Pförtchen; im Garten wimmelt es von bleichen Genesen-

den. Sind dieses Pilger, die hier Zuflucht gefunden? Und wandelt in ihrer Mitte nicht Memling, der malende Soldat, der kranke Krieger, der zum Danke für Pflege und Wartung, den Klosterfrauen seinen Farbkasten aufschließt und unschätzbare Wunderthaten mit seinem sanften Pinsel schafft? Wie ein Blitz durchschießt die Phantasie die öden, ehrwürdigen und phantastischen Räume dieser Stadt, überall neu sich entzündend, ein jeder Stein bietet ihr Stoff und Anziehung.

Und anderthalb Stunden weiter Gent, die Mutterstadt des goldenen Vliesordens, die Geburtsstadt Karl des Fünften, der uralte Heerd steter Unruhen, Kühner Aufstände und gährender Bürgerkraft, Gent, eine der wunderbarsten und reichsten Städte des Festlandes, mit ihrem prächtigen Stadthause, mit ihrem colossalen Belfried, mit ihrem unvergleichlichen Dome, mit ihren zahlreichen Denkmalen alter und moderner Kunst.

Und Courtrai, und Antwerpen und Brüssel selbst. Welche Ausflüge innerhalb eines Umkreises weniger Stunden, in Gesellschaft einer ewig wandernden Karavane, in Mitte der Hunderte von Reisenden, die der schäumende Dampfwagen von einem Ende des Landes zum andern in fröhlichem Fluge führt! Man vergleiche die mühseligen Spazierfahrten von Carlsbad und Tepliz, die traurigen Lustparthieen von Scheveningen und Helgoland, wo der Genuß eine Arbeit ist und das Vergnügen im Schweisse des Angesichts erkauft werden muß *).

Bei allem dem wollen wir nicht zu weit gehen. Nicht jeder Tag bescheuet sonnig die Straßen, welche in die nahen Städte führen, nicht jeder Bade-
gast hat die Lust und Befähigung, täglich einen Ausflug zu machen. Es gibt in jedem Badeorte immer einen guten Theil Gäste, die wie Enten sich nicht von der Quelle wegrühren und häuslich und schwerfällig den Ort nie verlas-

*) Der Absteher nach Sas van Glijkens, verdient doch auch wohl einer Erwähnung. Wir möchten keinem Fremden rathen, den ohngefähr eine Viertelstunde von Ostende gelegenen, freundlichen Flecken unbesucht zu lassen. Es findet sich daselbst ein allerliebste, kleines Naturalienkabinet, das manches merkwürdige Exemplar besitzt, wofür die größten Museen es beneiden dürfen, eine treffliche Sammlung seltener Thiere und Vögel. Der Eigenthümer, der diese schöne Collection mit Eifer, Geduld und Mühe zusammengebracht, ist ein schlichter Gastwirth, ein Flamänder, der an der Seeküste zum Naturforscher sich herantubete, ein Autodidakt, der, vom Hause aus ohne Unterricht und Erziehung, sich auf praktischem Wege Kenntnisse erworben hat, die manchen Gelehrten beschämen könnten. Der Name dieses Mannes ist Franz Paret, und seine Gefälligkeit gegen Fremde ist eben so rühmendwerth, als sein Talent.

fen, auf den sie angewiesen sind. Für solche Gäste ist in Ostende ziemlich stiefmütterlich gesorgt. Der tägliche Spaziergang auf dem Damme und die abendliche Zusammenkunft auf dem Casino sind so ziemlich alles, was die Stadt selbst als Zerstreuung bietet. Wenn Ostende in vielfacher Beziehung andere große Badeplätze überflügelt, so steht es in der Einen sogar hinter den meisten kleinen zurück.

Von den mannichfaltigen pikanten Mitteln und Spielereien, womit man anderswo den Aufenthalt der Kurgäste zu verschönern sucht: Theater, Morgen- und Abendmusiken, Gartenbelustigungen, Bewillkommungsanfaren u. s. w., ist hier wenig zu finden. Wir begreifen nicht, wie sich die Verwaltung der Stadt solche einfache, zur Anziehung und zur Aufenthaltsverlängerung viel beitragende Mittel entgehen läßt. Das Casino, mit seinen freundlichen Räumen, mit seinen heitern Abendgesellschaften, Bällen, und kleinen Concerten, ist gewiß aller Ehren werth, und der Fremde hat eben nicht Ursache, sich über Mangel an Bequemlichkeit und Zuvorkommenheit zu beklagen. Aber ein, jeden Tag sich wiederholendes, Vergnügen, hört am Ende auf, eins zu sein. Wie leicht wäre es, hier ein gutes Theater zu errichten, hier, wo die Seelust die Abendspaziergänge abkürzt, und die Gäste von selbst zu einer gesellschaftlichen Vereinigung unter Dach und Mauern zwingt. Wie leicht wäre es, durch Bootspiele, Fischerstechen u. von Zeit zu Zeit ein angenehmes Schauspiel zu bieten. Ostende hat eine große Zukunft, und je weiter die Eisenbahnen nach Deutschland und Frankreich sich ausdehnen, je mehr Fremde werden diesem Bade mit jedem Jahre zuströmen. Aber es ist nicht genug, Gäste zu empfangen, man muß sie auch bewirthen. Dieses sollte sich die Stadt zu Herzen nehmen, und die Gunst der Natur und der Verhältnisse durch ihre eigenen Bemühungen zu erhöhen trachten.

Med. Dr. D. e. t.

Literarische Uebersichten vom Standpuncte der Gesellschaft.

1.

V o r w o r t.

Faßt man das Wort „Literatur“ in seiner ausgedehntesten Bedeutung, so bezeichnet es die Gesamtheit der Hervorbringungen des menschlichen Geistes, sofern derselbe sich durch Wort und Schrift offenbart.

In einem engern und gewöhnlichern Sinne sagt man es von den geistigen Werken, die sich an die Gesamtmasse richten, als: lyrische und epische Dichtkunst, Geschichte, Beredsamkeit, Drama, Roman. Die Werke, deren Plan rein wissenschaftlich ist und deren Gebrauch sich auf eine besondere Klasse von Lesern beschränkt, gehören nicht in ihren Bereich, es sei denn, daß sie, ihre Sphäre ausdehnend, einen gewissen Einfluß auf die Kunst, die Bildung und die Gesellschaft im Allgemeinen geäußert haben; oder auch, daß sie mit dem Gedanken das Verdienst des schönen Ausdrucks vereinen, und daß die Meinung ihres Jahrhunderts, der Nachwelt oder einer gesunden Kritik in ihnen den Vorzug der Form anerkennen. In der That, jedes gut geschriebene Buch, was auch immer desselben Gegenstand sein mag, gehört der Allgemeinheit an. Denn ein solches Buch trägt in sich einen allgemeinen Character, der Allen verständlich und zugänglich ist, das Schöne, d. h. Einheit, vollkommene Beziehung der Mittel auf den Zweck, vollkommene Harmonie der Theile unter sich.

So wie das Wort der Ausdruck der Idee, und die Idee das durch das Wort Dargestellte ist, so ist die Literatur der Ausdruck einer Nation, und die Nation dasjenige, was sich in der Literatur darstellt. Als Offenbarung der ausgezeichnetsten Geister ist sie der Spiegel, in dem sich die ganze Existenz eines Volkes abbildet; sie ist in einem höhern Grade, als jede Kunst und jede Wissenschaft, der Ausdruck der Gesellschaft, in dem Sinne, daß sie zugleich ihre Erinnerungen der Vergangenheit, ihre Eindrücke der Gegenwart und ihre Wünsche für die Zukunft, — daß sie Alles was sie liebt und Alles was sie haßt, Alles was sie besitzt und Alles was ihr mangelt, darstellt.

Wenn wir die Annalen der Bildungsgeschichte entrollen, so begegnen wir Zeiträumen und Völkern, gleich reich an That und Darstellung; der Himmel und die Erde lächelten ihnen zu gleicher Zeit, und die Namen eines Perikles, eines Franz des Ersten, einer Elisabeth, eines Ludwig des Vierzehnten, strahlten nach allen Seiten. Andere dagegen, eben so arm an Helden als an Schriftstellern, hatten im Ganzen genommen weder denkende Köpfe, noch streitende Arme, weder Federn, noch Degen. Hier entfaltete sich eine merkwürdige Größe der Begebenheiten und eine nicht minder erstaunenswerthe Mittelmäßigkeit der Schriften: so sahen wir in Frankreich die letzten Jahre des achtzehnten und die ersten des neunzehnten Jahrhunderts verfließen. Dort war Alles umgekehrt, und Conrad Celses hatte Kaiser Friedrich den Dritten, Montesquieu, Buffon, Rousseau und Voltaire hatten einen Dubois, eine Pompadour und das Parlament Maupeou zu Zeitgenossen.

Wir verlangen von der Geschichte die Erklärung dieser Erscheinungen, und nur indem wir mit ihrem Lichte alle Seiten der Gesellschaft beleuchten, glauben wir die Elemente des Hervorragens oder der Unzulänglichkeit dieser oder jener Epoche, dieses oder jenes Volkes erfassen und unterscheiden zu können, je nachdem sich die vorbildenden und die entscheidenden Perioden, die Zeiten des Triumphs, des Kampfs, des Verfalls und des Uebergangs vorbereiten und vollenden. Wir sehen zugleich ein, daß, wenn in der Dauer der Nationalexistenzen die Darstellung immer im Einklang mit dem Gedanken ist, es geschehen kann, daß diese nicht mit den Thaten übereinstimmen, daß oft Nationen, wie Einzelmenschen, so zu sagen ein ideales Leben außerhalb ihres praktischen Lebens haben; daß man nicht zu sehr zu erstaunen braucht, wenn in Frankreich das Zeitalter, welches dem Aeußern nach das ausschweifendste und leichtfertigste war, sich im Grunde als das kräftigst erneuernde darstellte; wenn das Ungestümste und Glänzendste auf dem Schlachtfelde im Cabinet das furchtsamst Klassische war, wenn endlich dasjenige, welches sich im wirklichen Leben als das Geseßteste und Spießbürgerlichste zeigt, sich mit allem Ungestüm in die heftigsten Ausschweifungen einer excentrischen Literatur stürzt. Nun füge man noch hinzu, daß es Beschaffenheiten der Gesellschaft gibt, wo man sie ihrer Gegenwart entfremdet meinen möchte, indem sie sich auf der einen Seite, wie ein Greis, nur damit beschäftigt, die Vergangenheit zu rühmen und zurückzuwünschen, auf der andern Seite aber, wie ein Jüngling, sich an Utopieen weidet und an einer enträumten Zukunft erbaut.

Aber wenn so viele geistige und sittliche Verschiedenheiten der Zeiträume und der Völker für uns ein anziehender Gegenstand der Beleuchtung sind, so erscheinen uns die Aehnlichkeiten und Analogieen derselben unseres Studiums noch würdiger.

Allen örtlichen und zeitlichen Verschiedenheiten liegt immer die gleiche und

allgemeine Menschheit zu Grunde. Jedes Volk, ehe es dieser oder jener Periode, diesem oder jenem Breitengrade zugetheilt ist, ist zuerst Mensch. So erscheint es als die wesentlichste Bedingung jeder Literatur, diesen generischen Character, diese mit der Welt entstandenen Leidenschaften, diese nicht wenigen alten Wahrheiten, welche den allgemeinen Grund der Menschen bilden, auszudrücken. Wir lesen in Montesquieu: „Das Gesetz im Allgemeinen ist die menschliche Vernunft, insofern sie alle Völker der Erde regiert; und die politischen und bürgerlichen Gesetze jeder Nation sollen nur die besondern Fälle sein, auf welche diese menschliche Vernunft angewendet wird.“ Wir definiren nun die Literatur im Allgemeinen als den durch die Schrift ausgedrückten Gedanken, insofern er alle Völker der Erde erleuchtet, in Bewegung setzt oder entzündet; und die Literaturen jeder Nation als die besondern Richtungen des gemein menschlichen Characters. Je mehr Berührungspuncte also die Literatur eines Volkes mit der Menschheit im Allgemeinen bewahrt, um so mehr gehorcht sie in unsern Augen ihrer Natur; je mehr ihre Schriftsteller mit Tiefe und Weisheit in das Gebiet Aller vordringen, um so getreuer erfüllen sie den Zweck ihrer Sendung.

Dieses ist jedoch, nach unserer Art zu sehen, nicht der einzige Character, der allen Literaturen gemeinschaftlich ist; ein aufmerksames Studium derselben enthüllt uns bei jedem Schritt neue Uebereinstimmungen. Bei den Alten hatte sich Rom nach Griechenland geformt; die Völker des neuern Europa's haben zu der Nachahmung des Alterthums eine gegenseitige Nachahmung ihrer selbst hinzugefügt. Wenn ein bekannter Philosoph aus der politischen Geschichte schließen konnte, daß der Krieg der dem Menschen natürlichste Zustand sei, so spricht, von einem etwas höhern Standpuncte aus, die Geschichte der geistigen Bestrebungen, von der verwickeltesten Philosophie bis zu den letzten Künsten der Mode und des Kostüms, für die ursprüngliche Verwandtschaft derselben. Beschränken wir uns auf eine einzige Thatsache! Untersuchen wir die vorzüglichsten Formen, welche der Mittheilung des Gedankens gewidmet sind, Drama, erzählendes Gedicht, Roman, rednerische Form, so scheinen alle Nationen trotz ihrer besondern Eigenthümlichkeiten, trotz der Meinungen, der Interessen, selbst der Antipathien, die sie trennen, in dieser Beziehung einig, um nach einander das Lösungswort anzunehmen, welches heute die Eine, morgen die Andre gibt.

Bis zum zwölften, selbst bis zum vierzehnten Jahrhundert braucht man sich darüber nicht zu verwundern; das Mittelalter hatte nur einen Glauben, nur einen Geist, nur eine Sprache. Aber man glaube nicht, daß die Lage der Dinge sich seit der Zeit geändert habe. Das Programm blieb dasselbe. Nehmen wir irgend eine geschichtliche Idee, die des Christenthums zum Beispiel, wohl verstanden, vom literarischen Gesichtspuncte aus betrachtet. Wir sehen

sie bei diesem oder jenem Volke keimen. Warum hier eher als dort? Die Antwort liegt oft auf der Hand, zuweilen ist sie weniger leicht; aber was auch die Ursache sei, die Resultate sind dieselben. Die Idee ist entsprossen, sie wächst, sie bringt Früchte, sie nimmt eine oder mehrere Formen an, sie bemächtigt sich der Beredsamkeit, des Theaters, der Geschichte. Folget ihr; ihr seht sie in ihrer ganzen Ueppigkeit auf einen andern Boden verpflanzt, der sie sich ganz, oder zum Theil aneignet; von da geht sie auf einen dritten über, wo sie ohne Zweifel nicht stehen bleiben wird. So macht jede Idee in den verschiedenen Gestaltungen den Kreislauf durch die europäische Bildung, bald rasch ergriffen, bald langsamer eindringend, hier fruchtbar in Meisterwerken, dort mager oder bei aller Anstrengung mißrathen, manchmal verschwindend vor unsern Augen, um später wieder aufzutauhen, wie jene Flüsse, welche sich in einiger Entfernung von ihrer Quelle in den Boden verlieren, dann aber weiterhin wieder zum Vorschein kommen und ihren unterbrochenen Lauf unter freiem Himmel fortsetzen.

Auch wäre es ein herrliches Unternehmen und würdig eines kräftigen Geistes, die Geschichte der Literatur nicht nach chronologischer oder ethnologischer, sondern, wenn ich es wagen darf, mich dieses Ausdrucks zu bedienen, nach einer eideologischen Methode zu behandeln. Der Schriftsteller würde suchen, die Gesammtheit und die Beziehungen der Hauptideen, die sich auf literarischem Felde gebildet haben, die antike Idee, die christliche, die klassische, die protestantische, die monarchische, die philosophische, die sociale zu erklären; dann würde er, jede derselben bei ihrer Wiege aufgreifen, ihr in ihrem Laufe folgen, sie auf ihren Wanderungen begleiten, ihre verschiedenen Schicksale, ihre auf einander folgenden Umbildungen, ihre Entwicklung, ihren Höhepunkt und ihren Verfall angeben. Er würde für die Literatur denselben Weg befolgen, den für die Geographie jene Autoren einschlagen, welche ein Land nach den Flußgebieten beschreiben, indem sie einen bedeutenden Strom bei seiner Quelle aufnehmen, die reichen Thäler, die finstern Wälder, die volkreichen Städte, dann wieder die fahlen Haiden und Einöden schildern, welche er durchfließt, indem er in seinem Laufe den Tribut der Nebengewässer aufnimmt, — bis er sich in der Unermesslichkeit des Oceans verliert.

Oder wenn die Aufgabe zu schwierig wäre, und sicherlich wäre dieß eine von den Arbeiten, die geeignet sind, das Leben mehrerer Schriftsteller aufzubrauchen, so könnte man sich auf eine bestimmte Form beschränken. Man wählte auf gut Glück die Geschichte des Einen oder des Andern. Nehmen wir z. B. das neuere Theater. Man sähe es zuerst durch die christliche Idee beherrscht, welche es nach ihrer Willkühr ausbeutete, und nach einigem Umhertappen es in Frankreich in die Mystereien und geistlichen Stücke verwandelte. Kaum war das Signal gegeben, so wurden die Mystereien nach einander überall angenom-

men, in England, Spanien, Deutschland, Italien und Holland. Auf dem höchsten Punkte ihrer Entwicklung angekommen, läßt die Wiedergeburt des Alterthums die klassische Idee entstehen und diese bemächtigt sich nun auch der dramatischen Form. Dem ausschließlich christlichen Schauspiel in volksthümlicher Sprache, von ungemessener Länge, folgt nun das heidnische, gelehrte, in enge Grenzen eingezwängte Drama. Für diesmal beginnt Italien, Frankreich und England folgen, und Deutschland rückt später auch nach. Doch schon bei dem sechzehnten Jahrhundert mußte unser Schriftsteller die Bemerkung machen, daß eines der Elemente dieser klassischen Idee eine Protestation gegen die bestehenden Meinungen ist, eine Reaction zu Gunsten des intellectuellen Systemes des Alterthums. Diese erste Umbildung führt natürlich Andere herbei. Denn die Neuerung gebiert die Neuerung, Umsturz einen andern Umsturz; der Geist der Kritik beginnt alle Formen anzugreifen und das Drama wird in die allgemeine Bewegung mit hineingerissen. Nun hebt eine Periode der Verwirrung an, ein Chaos, wo alle Ideen, ja alle Ideenfraktionen ihre Repräsentanten, alle Formen und deren Fraktionen ihre Anhänger haben; und dieses Chaos war schon an allen Orten verbreitet, wo die Klassicität geherrscht hatte, zu London sowohl als zu Paris, als das Ordnungsprincip des siebenzehnten Jahrhunderts der Theaterlicenz einen Zügel anlegte und ein neues System entstehen ließ, worin die klassische Idee, obschon modificirt durch den Geist einer christlichen, monarchischen und ritterlichen Gesellschaft, vorherrschte. Wenn Frankreich auch hier wieder die Initiative ergreift, kam es wohl daher, daß das Drama Racine's und Moliere's nur für dieses Land paßte? Glaubt es nicht; denn Addison und Congreve werden nicht zögern es in England nachzuahmen, in Erwartung, daß der große Friedrich seinen Beifall in Deutschland gebe, daß Maffei und Goldoni es nach Italien zurückführen und Moratin es in Spanien zu copieren suche.

Und so ist es überall und immer gleich, und selbst die höchsten Fähigkeiten, die dem Anscheine nach unabhängigen Materien, können sich diesem Geiste der Nachahmung nicht entziehen. Thomson hat Ewald von Kleist und St. Lambert im Gefolge gehabt, wie Byron unsre Salonsdichter an der Schleppe führt, wie Barletta, der spaßhafte Kanzelredner, sich in Paltimer, Maillard und Abraham a Sancta Clara reproducirte, wie die Dogmen der Waldenser Italien, Böhmen, Deutschland, England, Frankreich durchliefen, indem sie Savonarola, Wiclef, Johann Hus, Luther, Heinrich den Achten und Calvin, Einen aus den Andern entstehen ließen und in Spanien nur vor dem flammenden Schwerte der Inquisition zurückwichen.

Und der Schluß aus all diesem? Es ist der, daß aus den Analogieen, wie aus den geistigen Verschiedenheiten der großen Familie der Menschheit hervorgeht, daß alle Hauptideen ihre Nothwendigkeit, alle Hauptformen ihre

Gefezlichkeit gehabt haben. Unpartheilichkeit also und Gerechtigkeit für die Ideen! — denn indem wir darin nachgraben, finden wir fast immer sowohl den Menschen im Allgemeinen, als den Menschen der Zeit und des Orts. Ernsthaftes und unbefangenes Studium der Formen! — denn beinahe Alle haben in sich einen Geist des Lebens, der nur auf die Fackel des Genies wartet, um sich zu entzünden. Und in der That, um bei unserm Beispiele zu bleiben, was sind die Mysterien bei der Mehrzahl der Völker Europa's? eine Kuriosität für den Gelehrten. Wohl! Lope de Vega und Calderon machten unter dem Namen Autos Sacramentales Mysterien, welche die schönste Blüthe der dramatischen Krone Spaniens sind. Das Zeitalter des Ruhmes für das englische Theater ist in Frankreich das Zeitalter der Unordnung und der Finsterniß, weil der Hardi Englands sich Shakspeare, und der Shakspeare Frankreichs sich Hardi nannte. Dagegen ist die Tragödie Racine's seit zweihundert Jahren der Typus des französischen Trauerspiels, und unser Zeitalter wiegt sich in der wahrscheinlich thörichten Hoffnung, zweimal auf demselben Felde dem Genie zu begegnen, welches die Form belebt.

Vielleicht glaubt man, daß die ritterlichen Gedichte der französischen Sprache gefehlt haben? Sie hat deren nicht weniger als Italien. Bloß der Dichter hat gefehlt. Wo ist Frankreichs Tasso, Ariost? Deutschland hat das Nibelungenlied, unförmig, aber gewaltig; Frankreich hat alle epischen Formen erschöpft, und doch könnt Ihr mit Recht sagen: Frankreich hat keine Epopöe.

Was ist denn nun das literarische Genie? Tiefes, verehrungswürdiges Geheimniß, welches Alle fühlen, Niemand erklärt, nicht einmal das Genie selbst. Ist's irgend eine Kraft, welche eine Welt aus Nichts schafft? Nein. Gott allein kommt es zu, Ursache und nichts als Ursache zu sein; der Mensch ist nur Ursache unter der Bedingung, daß er auch Wirkung ist. Das literarische Genie ist also nicht erschaffend in der wahren Bedeutung des Wortes, aber es hat die Macht und die Kühnheit (denn oft ist das Eine nicht weniger nöthig, als das Andere), sowohl die innigsten Gefühle, als die vorgerücktesten Ideen seiner Epoche in sich zu sammeln und nach Außen hin zu offenbaren, alle zerstreuten Strahlen zu vereinigen, um sie sofort mit der Kraft, welche erleuchtet und entzündet, wiederzuspiegeln. Seine Sendung geht dahin, auf der einen Seite die ewig menschliche, auf der andern die vergänglich nationale Wahrheit darzustellen; den Gedanken Aller in der Sprache Aller auszudrücken, aber so auszudrücken, daß es den Ausdruck zu seiner höchsten Kraft erhebt, zugleich den hervorragendsten Geistern und den Massen des Volkes zu genügen; eine fruchtbare Quelle, der sich jedes Gefäß und jede Lippe nähern kann, wo Jeder schöpfen, und welche Niemand versiegen machen kann.

Es ist zu begreifen, daß das Genie unbekannt bleiben könne; die Umstände können ihm zuwider sein, aber daß es unverstanden bleibe? nein! „Unverstandenes Genie?“ Entdeckung der eiteln Mittelmäßigkeit! „Wiedereinsetzung des unverstandenen Genies?“ paradoxe Phrase, entstanden aus dem Bedürfniß, etwas Besonderes zu sagen. Ohne Zweifel hebt die Nachwelt manchmal die Beschlüsse eines Jahrhunderts auf, und verbrennt was dieses vergötterte, aber das, was die Nachwelt bewundert, konnte nicht in einer Epoche entstehen, wo der Kern der Gesellschaft keinen Begriff davon gehabt hätte. Deshalb genügt ein Werk des Genies, um die Bildung seiner Zeit nachzuweisen; der Ausdruck setzt die Idee voraus. Camoens verschmachtete unbekannt in einer Garnison China's. Wer hätte auch errathen wollen, welches Meisterwerk bald die Hand des Schiffbrüchigen über die Fluthen erheben würde? Aber kaum ist die Lustade veröffentlicht, so erklärt ihn ganz Portugal für den König seiner Dichter. Ganz England klatscht Shakspeare bei seinem Leben Beifall; die entferntesten Provinzen Frankreichs rufen, wenn etwas Außerordentliches sich ihren Augen darstellt, aus: Das ist schön wie der Eid! Tasso wird auf dem Capitele gekrönt; in den Abruzzen werfen sich die Räuber bei dem Namen Ariosto's nieder; und Göthe, „der Zukunftsdichter,“ hatte wahrlich über seine Mitwelt nicht zu klagen, wie auch die Hypochondrie eines Niemer's darüber stöhnen und ächzen mag.

Fassen wir in Kurzem das Endziel dieser Betrachtung, so gelangen wir zu dem Schluß, daß der Zustand der Gesellschaft in einem weit innigern Zusammenhang mit der Idee des Schriftstellers steht, als man im gewöhnlichen Leben anzunehmen geneigt ist. Mag immerhin die Kritik sich damit beschäftigen, wie weit diese oder jene geistige Production der Wahrheit näher gerückt ist, und wie sich von ihr entfernt hat, mag sie, das Endziel der geistigen Aufgabe im Auge haltend, ihre Blicke stets vorwärts richten; wir wollen die Mühe übernehmen, von Zeit zu Zeit uns umzusehen, in wie weit die Gesellschaft, der allgemeine Geist der Zeit, die literarischen Bestrebungen begleitet oder dahin fahren läßt. Wir wollen die Zeit aus der Idee und die Idee aus der Zeit zu erkennen trachten. Vielleicht rücken wir dadurch etwas näher dem Verständniß der Gegenwart.

A. Baron,

Professor der Literaturgeschichte an der
freien Universität zu Brüssel.

Leipziger Skizzen.

Erstes Blatt.

Universität und Messe. Studentenzustände. Leipzig und Stuttgart. Wallensteins Lager.
Gottsched und Ludwig der Elfte. Junges Deutschland. Paris.

Ein bekannter Arzt behauptet in seinen Schriften, das Weib sei nur zur Zeit der Schwangerschaft im normalen, gesunden, naturgemäßen Zustande; eben so könnte man sagen: Leipzig sei nur zur Zeit, wo es sich in gesegneten Umständen befindet — zur Zeit der Messe — ein organischer, gesunder Körper. Außer der Messzeit ist Leipzig ein kränkliches Weib, dem die weiten Kleider um die Glieder schlottern, ein Aschermittwochsgesicht, das den Carnival nicht ausgeschlafen hat. Man muß das alte Leipzig von dem neuen wohl unterscheiden. Als die hiesige Universität noch von jenem innern Mark durchströmt war, das ihren Ruf begründete, da wurde die Handelsstadt von der Universitätsstadt paralysirt, es war ein Doppelleben — aber in gleichen Theilen abgetheilt. Nun ist es anders. Nicht als ob unser Universitätsleben im Vergleich gegen andere Universitäten einen stärkern Niederschlag erlitten hätte. Den statistischen Angaben zufolge hat in den letzten 10 Jahren die Zahl der in Leipzig Studirenden nur um ein Zehntheil sich vermindert, während an den meisten andern Universitäten in Bonn, Tübingen, Heidelberg, Halle, Breslau, die Studentenzahl fast um ein Drittel abgenommen hat. Die industrielle Richtung und ihr Uebergewicht über die ideelle, wissenschaftliche, ist als entscheidender Charakterzug des letzten Jahrzehnds in ganz Deutschland gleich scharf hervorgetreten, nur daß dieß in Leipzig sichtbarer ins Auge fällt, weil hier Handel und Wissenschaft von Angesicht zu Angesicht sich gegenüberstehen. Der Zollverein wurde für Leipzig ein neuer Lebensnerv. Der deutsche Handel, der früher an verschiedenen Orten seine Stationen und Entrepots hatte, centralisirt sich immer mehr und mehr in dieser Stadt; der Kaufmann, der früher nach Frankfurt, Braunschweig &c. — je nachdem es ihm näher und zollgeringer war — seine Messfahrten rich-

tete, wendet sich nun, da ihm die Communication mit dem Central-Messplatz nicht mehr gesperrt ist, direct hierher, wo der allgemeine Zusammenfluß der Personen und Vorräthe ihm Absatz und Acquisition um Vieles erleichtern. Der Einfluß, den dieser Zufluß auf die Stadt hat, ist augenfällig. Ueberall steigen neue Häuser und Bauten, und die Brust des alten Leipzig dehnt sich mit tiefen Athemzügen immer weiter und weiter, um den neuen Frühling einzuathmen. Aber die Wichtigkeit, die der akademische Bürger, der studirende Bürger, der studirende Einwohner sonst hatte, tritt dadurch mit jedem Tage mehr in den Hintergrund.

Der Nutzen, den der Student abwirft, wird im Vergleich zu dem, den der Messgast, der Industriemann, der Commis voyageur bringt, immer minutiöser. Die akademische Jugend, der bei ihrer früheren Bedeutung die Familienkreise und gesellschaftliche Zirkel viel offener standen, findet sich jetzt isolirter, auf sich selbst verwiesen, ein Umstand, der auf Sitten und Bildung unerquicklich wirkt. Der Leipziger Universität entgeht dadurch ein Vortheil, der den in großen Städten sich befindenden Hochschulen, in Paris, Berlin u. gewöhnlich sehr zu Statten kommt: das Verschmelzen der Schule mit dem Leben. Wenn Scheidler in seiner Schrift, über das Universitätswesen, die kleinen Universitäten vertheidigt, so ist dieß eben nur eine Vertheidigung. In unserer Zeit, wo das ganze Leben sich immer mehr und mehr den großen Städten zuwälzt, da können die Universitäten nicht zurückbleiben. Ist es nicht auffallend, daß während in dem letzten Decennium die Zahl der Studirenden an allen deutschen Universitäten sich verminderte, sie in Berlin um ein Bedeutendes gestiegen ist? Der Student, der mit der Gesellschaft im Zusammenhange lebt, hat weit mehr Rücksicht für seinen Ruf, für seine Unbescholtenheit, als der existirte, der in der Kneipe seine isolirte Erholung suchen muß. Man irrt, wenn man denkt, daß die Moralität an den kleinen Universitäten überwiegend sei; der Carabin (der Medicinbesessene), der in Paris mit seiner Matresse, in wilder Ehe, die Zeit seiner Studienjahre durchlebt, ist weit weniger unmoralisch, als mancher deutsche Student in seinem bacchantischen Eölibat. —

Faßt man übrigens den scharfen Gegensatz ins Auge, der zwischen den beiden Elementen Leipzigs — der gelehrten und handeltreibenden Stadt — von jeher bestand, so findet man es erklärlich, daß gerade hier das dritte Element entstehen mußte, in welchem die beiden andern sich begegnen: das buchhändlerische, das literarische Leipzig. Man hat in neuerer Zeit, in Bezug auf Verlagsunternehmungen, Stuttgart eine jüngere Nebenbuhlerin Leipzigs genannt, aber trotz des frischen Unternehmungsgeistes, trotz der mannichfachen, großartigen Institute, wird die erstgenannte Stadt ihre Buchmanufactur doch nie so hoch treiben können, als Leipzig. In Stuttgart hat der Verlagshandel zufällig sich gestaltet, er geht aus keiner Bedingung der Vo-

calität hervor, jede andere Gattung von Industrie hätte eben so zufällig dort sich niederlassen können; in Leipzig hingegen ist die Buchfabrikation aus den Verhältnissen hervorgegangen, welche das Wesen der Stadt bilden. Auf der einen Seite mußte die Messe, die es zum Stapelplatz des Sortiment-handels machte, die Verlagsunternehmungen an Ort und Stelle begünstigen, da die Verleger, an der Verkaufsquelle sitzend, ihren Betrieb kostengeringer und sicherer bewerkstelligen. Auf der andern Seite führt die Universität immer neue Rekruten der schriftstellerischen Fahne zu. Leipzig ist in dieser Beziehung ein leibhaftes Wallensteinisches Lager. Die Armee von Literaten, die hier stationirt, ist ein so zusammen gewürfelter Heerhaufe, wie nur je die Trommel des Herzogs von Friedland aus aller Herren Ländern sie zusammen gerufen: Ungarn, Böhmen, Märker, Schlesier, Baiern, Sachsen, Preußen, Franken, Engländer, alles durcheinander. Man darf nicht verkennen, daß dieser Standpunct Leipzigs von großen Folgen für die deutsche Literatur gewesen ist. Das Unerquickliche, welches die deutschen Zustände in Geschichte, Politik, und socialen Leben darbieten, hat meistens seinen Grund in dem Mangel eines Mittelpunctes, in dem gänzlichen Mangel an Centralisation. Daß die deutsche Literatur etwas besser daran ist, als die deutsche Geschichte, daß es hier eine wirkliche nationale Einheit gibt, das dankt sie zunächst Leipzig. Hier bildete sich zuerst ein Centralpunct für die literarischen Interessen. Unsere eigentliche Nationalliteratur beginnt erst mit jener leipziger Schule zu zählen an, deren Mitglieder die junge Studentenwelt: Kramer, Gellert, die Schlegel, Rabner, Klopstock, Weiße, Lessing etc. waren. Vor dieser Zeit bietet unsere Literaturgeschichte einen bunten, zersplitterten Anblick, ganz wie unsere Reichsgeschichte. Kein Halt, kein einheitliches Bestreben, kein einheitliches Verständniß, nicht einmal eine einheitliche Sprache. Gottsched war für unsere Literatur, was Ludwig der Eilfte für Frankreich war. Ein pedantischer Tyrann, auf der einen Seite kriechend und furchtsam, auf der andern frech und herrisch *). Aber, wie Ludwig der Eilfte, hat er das große Verdienst, eine Centralisation, ein kräftiges, inneres Band geschaffen zu haben; er verstand es, die fernem, unabhängigkeitslustigen Kräfte

*) Die Schilderung, die Gerwinus von dem Treiben dieses Mannes macht, wie ergötzlich sie auch in ihrer Art ist, und mit welchen Knüppelstößen er auch auf das Andenken jenes Mannes losschlägt, dessen Schleichwege den freiheitslustigen, verben Charakter des Göttinger Literaturhistorikers anvidern mögen, so beweist sie doch, welchen Einfluß dieser Mann auf seine Zeit ausübte, und über welches Heer er zu kommandiren hatte. Nach Schlessien, nach Preußen, nach Schwaben und Oesterreich, nach Hannover und Hamburg, reichten seine Mandate, reichten sein Einfluß und seine diplomatischen Netze.

des Literaturstaates durch List und Drohung, durch Schmeichelei und Schrecken, an sich zu ziehen. Es war ein großes, monarchisches Talent, dieser Gottsched; wären auf dem deutschen Kaiserthron mehr Männer seines Gleichen gewesen, so stünde es jetzt anders um Deutschlands Einheit. Wahrlich, Frankreich sollte dankbarer gegen seinen Ludwig den Eilften sein, und Deutschland gerechter gegen seinen Gottsched. Das literarische Leipzig dankt letzterem einzig und allein seine Entstehung, er machte es zu einem kleinen Paris für unsere Literatur, d. h. zu einem Mittelpunkte und Centralplazze, ohne welchen man sich die glorreiche Umwälzung unserer literarischen Verfassung kaum denken kann.

Vergessen wir nicht, daß nicht nur die große Revolution unserer Literatur im vorigen Jahrhundert, sondern daß auch die kleine, mißglückte Wiederholung derselben, welche das junge Deutschland in den dreißiger Jahren machte, gleichfalls zunächst von hier ausging. Die Zeitung für die elegante Welt begann den Kampf, und riß das Straßenpflaster auf, die ästhetischen Feldzüge, und die Gutzkow'schen Schwertstreiche folgten. Im Grunde ist es unserem jungen Deutschland nicht schlimmer gegangen, als der Julirevolution überhaupt. Die Dynastie Menzel wurde glücklich gestürzt, aber die angekündigte Geistesfreiheit ist auf den alten Weg wieder zurückgekehrt. Die Ursache ist nicht weit zu suchen. Es hat in Deutschland nie an feurigen, reformlustigen Talenten gefehlt, und nicht immer lag es an ihnen, wenn die Folge dem Anfange nicht entsprach. In dem Gedränge der Leipziger Literaten trägt manches Herz den Keim der Zukunft in sich verschlossen, und wenn es wahr ist, daß man in Berlin mit einer Aenderung der Preßgesetze sich beschäftigt, und wenn diese Aenderung früher oder später über ganz Deutschland sich erstreckt, dann würde die Bedeutung Leipzigs erst ins volle Licht treten. Jetzt zerarbeitet es sich in ohnmächtigen Versuchen. Auch hierin erinnert es in etwas an Paris. Der Fremde, der die Pariser Straßen durchstreift, und die ungeheure Bewegung an allen Enden, die Zusammenrottungen auf den öffentlichen Plätzen, die ernstesten Gesichter der Börsenspeculanten, beobachtet, der legt sich Abends mit dem Gedanken nieder: morgen geschieht ein entscheidender Schlag, morgen blizt es in dieser schwülen Luft. Aber das Morgen verfließt, wie das Heute. Und in Leipzig? Wer das Gedränge dieser Literaturmasse erschaut, die ernstesten Gesichter der Buchhändler, die Discussionen an allen Enden, der denkt sicher: morgen donnert es, morgen bricht eine entscheidende Literaturrevolution aus — aber es sind lauter ruhige Bürger, und vor der Hand ist nichts zu fürchten.

T a g e b u c h.

Paris im Oktober.

Die Franzosen sind ein Weinvolk, und es ist oft die Bemerkung gemacht worden, daß ihr Charakter viel Aehnlichkeit mit ihren Trauben hat. Im September, wo dem Weinstock die volle Gluth in den Kopf steigt, da steigt auch den Anwohnern der Seine das Blut zu Kopfe, und man kann die Bemerkung machen, daß der September seit mehreren Jahren ein Erndtemonat der Unruhen, und der Wonnemonat der Emeuten gewesen ist. War der September des vorigen Jahres ruhiger, als der diesjährige? Man erinnere sich, daß die Arbeiter sich zusammenvoteten, um eine Erhöhung ihres Lohns zu fordern, ihre Herren verließen, die Straßen durchstreiften, und von der bewaffneten Macht auseinander getrieben werden mußten. Und doch regierte damals Herr Thiers, der große Volksmann, der Schnellsegler und Taufensappermenter! Warum soll Herr Guizot nicht auch das Recht haben, daß man unter seinem Regiment die Fenster einschlägt, das Straßpflaster aufreißt und die Marseillaise singt? — Der ganze Spektakel, den das Journalcho noch verzehnfacht, ist bei weitem mehr lämphafter, als ernster Natur. Herbstfeuerwerk, bei dem man in die Luft schießt, ohne treffen zu wollen. Es ist viel unnützes Pulver in diesem Monate verschossen worden; die Götter haben das jugendliche Haupt des Herzogs von Nemours beschützt, und die Hüfte Heinrich Heine's ist nur leicht von der Kugel gestreift worden. Der junge Prinz wird als der talentvollste unter den Söhnen Louis Philipps bezeichnet. Im Charakter gleicht er seinem ältesten Bruder; er soll die deutsche Sprache ziemlich gut verstehen, wie dieß bei allen seinen Geschwistern mehr oder weniger der Fall ist. Unter allen Königen, die auf dem französischen Throne saßen, ist Louis Philipp der erste, der Deutsch versteht, und die Kenntniß desselben seinen Kindern zur Aufgabe macht. Vielleicht liegt hierin ein Wink für die Zukunft, ein Fingerzeig für den Beruf der Dynastie, der deutschen Nation gegenüber.

Mehrere Drucker, Succursalisten benannt, hatten seit lange ihre Pressen und Werkzeuge zu den patentirten und beeidigten Druckern gebracht, bei denen sie ihr Geschäft ungestört betrieben. Die Behörde hat Untersuchungen gegen dieses Verfahren eingeleitet, das sowohl dem Buchstaben, als dem Geiste des Gesetzes zuwiderläuft. In Folge eines Spruches, vom Monat Mai, sind die Succursalistin ein jeder zu 6 Monate Gefängniß, und einer Geldstrafe von 10,000 Franken verurtheilt; die patentirten Drucker, die ihren Namen dazu hergegeben haben, haben jeder 500 Franken Strafe zu erlegen. Das Journal des Debats hat jedoch unlängst den Spruch des königlichen Gerichtshofes mitgetheilt, nach welchem jenes Urtheil für ungültig erklärt, und die Wiederauslieferung der Lettern, Pressen und der übrigen, mit Beschlagnahme belegten Werkzeuge, befohlen wird.

Die Eröffnung des italienischen Theaters fand dieser Tage statt. Der Saal ist aufs prächtigste decorirt worden. Man hat die Sorge für die Bequemlichkeit so weit getrieben, daß man unter den Sperrsitzen kleine kupferne Zirkel angebracht hat, wo die Herrn ihre Hüte hinein stellen können, so daß man jetzt nicht mehr genöthigt sein wird, seine Kopfbedeckung den ganzen Abend über in Händen zu halten.

Heinrich Heine hat sich dieser Tage mit seiner bisherigen Lebensgefährtin kirchlich und gesellschaftlich verlobt. Madame Heine ist eine behagliche Brünette, mit hübschen Augen; ohne sonst besondern Anspruch auf Schönheit machen zu können, hat sie doch jenen freundlichen, wir möchten sagen, dauerhaften Reiz, den die Französinen bis zu ihrem Alter conserviren. Leider versteht sie nicht eine Sylbe deutsch, und der Dichter des Buchs der Lieder bleibt mit seinen Productionen auf sich allein verwiesen, und jener wohlthuende Einfluß, den eine Frau, eine geliebte Freundin, bei solchen Gelegenheiten ausübt, ist ihm geraubt. Hierin liegt vielleicht auch der Schlüssel zu den mannigfachen Fehls- und Uebergriffen, die man den schönsten Büchern Heine's vorzuwerfen hat, jene Grausamkeiten, welche ihm so viele Feinde zugezogen. Heine, der Poet, hat keine Seele, der er sich mittheilen kann, keine Seele, die ihn versteht, und die in bitteren Augenblicken seinen Ausdruck mildert, seinen Jörn zur Besinnung ruft. Daher bleiben in seinen Büchern alle jene extravaganten Stellen stehen, zu welchen ein überwiegender Witz und eine größere Aufgeregtheit im Momente des Erzeugens führen, die aber, beim Ueberlesen, auf den Rath eines Freundes, einer Frau &c., gewöhnlich wieder verschwinden. Solche Freundeskritik fehlt Heine. In dem weiten, menschenvollen Paris steht der, trotz allen Fehlern, doch so herrliche Dichter allein.

Brüssel im Oktober.

Die letzten Tage des vorigen Monats waren sehr aufgeregt. Die Septemberfeste und ihre Nachklänge füllten die Woche. Die Septemberfeste sind für Brüssel mehr, als die Julifeste für Paris, man meint es hier ehrlicher damit. Zudem ist Belgien ein von Eisenbahnen durchzogenes Land; der ganze Extract der Bevölkerung der einzelnen Provinzen, Städte und Communen, fließt an solchen Tagen nach der Hauptstadt, und diese wird die wahre Repräsentation des Landes. Der Zubrang der Fremden war ungeheuer.

Uns kam bei dieser Gelegenheit die Idee, welche veränderte Gestalt die Gesellschaft in wenigen Jahren erhalten wird, wenn die Eisenbahnen Europa nach allen Seiten durchziehen. Man denke sich dann ein Fest, wobei die ganze civilisirte Welt theilhaftig ist, ein Gutenbergfest zum Beispiel! Da strömen nicht mehr Tausende herbei, da kommen Millionen gezogen. Werden dann die staatlichen Grenzen noch so tiefe Schnitte machen können? Werden die Schlagbäume dann noch immer stark genug sein, Völker von Völkern zu trennen, wenn diese in Massen einander zu eilen?

Die Anstalten zur Feier der Septemberfeste waren glänzender, als je: Zu den Vokalspielen, Illuminationen, Pferderennen u. s. w., gesellte sich noch die Eröffnung einer neuen Eisenbahnlinie, der Wettstreit aller, vom Staate unterhaltenen, Atheneen und Stadtschulen, die Begründung einer neuen medizinischen Akademie in Brüssel, und vor Allem das merkwürdige Wettzingen, und die Preisvertheilung unter die verschiedenen Harmoniegesellschaften und Liedertafeln des Landes. Man zählt in den 9 belgischen Provinzen nicht weniger als 310 Musikvereine; fast jede Stadt und Commune hat eine solche Gesellschaft. An der Spitze dieser Vereine steht der der Hauptstadt, der nach dem Namen des berühm-

testen Nationalcomponisten: Die Gesellschaft *Gretry*, sich benennt. Diese Gesellschaft hat nun eine Einladung an alle übrigen ergehen lassen, zu einem Wettspiel in der Hauptstadt sich einzufinden. So zogen denn am bestimmten Tage über vierzig Dilettanten-Vereine, aus allen Theilen des Landes, durch die Thore von Brüssel. Jede dieser Gesellschaften, die gewöhnlich aus den honorigsten Bürgern besteht, hatte ihre Fahne an der Spitze, und die meisten waren in ein besonderes Costüm gekleidet. Auch zwei deutsche Musikvereine: die *Concordia*-Gesellschaft, und die *Liedertafel* in Aachen, hatten sich eingestellt. Nachdem die Instrumentalmusiken durch zwei Tage, in einem eigens dazu erbauten Klost, öffentlich concurirt hatten, begann am Sonntag der Wettstreit der Singgesellschaften, in den ungeheuren Räumen der ehemaligen Augustinerkirche. Der Menschenandrang war zahllos, der König und die Königin in ihrer Mitte. Die Chöre der Flamänder waren, ihrer schönen Stimmen, und ihrer trefflichen Harmonie willen, wahrhaft bewundernswerth. Namentlich die Brügger, denen auch der erste Preis gewissermaßen sicher war. Da begann die Aachener *Liedertafel* Arndts Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland“ anzustimmen. Eine Todtenstille verbreitete sich plötzlich im Saale, um einem einstimmigen Jauchzen zu weichen, das sich durch den ganzen Saal verbreitete, als der Gesang zu Ende war. Wir haben keine Worte, um die allgemeine Begeisterung zu schildern, welche die deutschen Sänger erregten, um so mehr, als diejenigen, die nicht anwesend waren, uns leicht einer landsmännischen Partheilichkeit zeihen könnten. Genug, der erste Preis wurde unter einstimmigem Jubel der Aachener *Liedertafel* zuerkannt. Wir werden auf dieses merkwürdige Fest zurückkommen.

Den Freunden der wohlfeilen Bücher, die ihren Heißhunger nach französischer Literatur durch die Brüsseler Nachdrucke für ein billiges Geld bisher befriedigt haben, drohte eine große Gefahr. Wenn die in Frage stehende Zollvereinigung zwischen Belgien und Frankreich wirklich sich realisirt hätte, wäre das ganze belgische Nachdruckgeschäft mit einem Schlage aufgehoben. Die Brüsseler Nachdrucke haben bisher mehrere Millionen Franken jährlich in Circulation gebracht und von dieser Seite ist die Frage von Wichtigkeit für das Land. Nicht nur die Buchhändler, sondern auch die großen Druckereien, Papierfabrikationen, Schriftgießereien, lithographische Anstalten und Buchbindereien mit vielen Tausend Arbeitern sind bei dieser Catastrophe theilhaftig. Es versteht sich von selbst, daß die Theilhaftigen nicht die Hände müßig in den Schooß legten und keine Mühe scheuten, um die Gefahr abzuwenden. In den letzten Tagen fanden mehrere große Zusammenkünfte statt. Buchhändler, Drucker und Papierfabrikanten vereinigten sich und organisirten eine Ausschusscommission, die aus den bekannten beiden Buchhändlern *Hau mann* und *Cans* und aus dem reichen Papierfabrikanten *Genessy* besteht. Ein Memoire wurde dem Minister des Innern übergeben, um die großen Nachtheile und die plötzliche Brodlosigkeit, die für Viele durch die Aufhebung dieser Art Industrie entstehen würde, zu schildern. Herr *Hau mann* ist dieser Tage, mit Aufträgen und Vollmachten versehen, nach Paris gereist, um an Ort und Stelle zu wirken. Man sagt die französische Regierung war geneigt die Büchervorräthe, die sich noch zur Zeit des Vertragsabschlusses vorfinden würden, aufzukaufen. Dieses wäre allerdings das beste Mittel, den fernern Nachdruck zu verhindern, denn wir erinnern uns, daß vor einigen Jahren, als der Nachdruck in Oesterreich aufgehoben wurde, der wiener Nachdrucker *Lechner*, der ein großes Lager nachgedruckter medicinischer Werke besaß, noch lange Zeit das Geschäft des Nachdruckens weiter trieb und nur die Vorsicht brauchte, die Jahreszahl auf dem Titel vor dem Datum des Nachdruckverbots zu datiren. Von dieser Seite, wie gesagt, hätte die französische Regierung weislich gehandelt. Aber welche ungeheure Summen

müßte sie verwenden, alle diese Vorräthe aufzukaufen. Nun bringen die neuesten Nachrichten die sichere Mittheilung, daß die Verhandlungen über eine Zollverbindung sich zer schlagen haben. Die Freunde der wohlfeilen Ausgaben brauchen nun nicht zu zittern.

Zwei Arbeiter (Frederic Grandrien, Tischlergeselle, und Louis Adolphe Gigot) sind dieser Tage in Brüssel aufgefangen und ins Staatsgefängniß geführt worden. Beide sind Franzosen. Ihr Verhör wird sehr geheim betrieben, da ihr Verbrechen im Zusammenhange mit dem Attentate auf den Herzog von Numale steht.

Unter den deutschen Celebritäten, welche im Laufe dieses Sommers Belgien bereisten, finden sich die Namen: Savigny, Ranke, Rau, Thiersch, Cornelius, Vendemann.

Göthe's Egmont als Flamänder.

Von Deleourt, einem jungen sprachgewandten belgischen Schriftsteller, erscheint eine Uebersetzung von Göthe's Egmont in flamändischer Sprache. Diese Uebersetzung wird wahrscheinlich auch in Deutschland Interesse erregen. Setzen wir uns in die Zeit des Egmont zurück, so müssen wir uns die größere Hälfte des Dramas in flamändischer Mundart gesprochen denken. Oranien und die Regentin sprachen gewiß also. Egmont, der Hofmann, bediente sich vielleicht des Französischen oder des Spanischen als Umgangssprache. Einen eignen Reiz aber müssen die meisterlichen Volksscenen dieser Dichtung durch die Uebersetzung in den Localausdruck gewinnen.

Selbstmörder auf der Eisenbahn.

Innerhalb vierzehn Tagen ereigneten sich auf unsern Eisenbahnen zwei gräßliche Beispiele raffinirten Selbstmords. Ein Mann warf sich der Länge nach auf die Eisenbahnen, in dem Momente, wo der Wagenzug anrasselte; die gräßliche Zerschmetterung erfolgte im Augenblicke. Das Entsetzengeschrei, welches die Journale hierüber ausdrückten, hat nichts zu Folge gehabt, als daß wenige Tage darauf ein Anderer (ein Gärtnerbursche von 21 Jahren) demselben Beispiele folgte.

Geimüller als Malthefer.

In einem Privatbriefe, den wir dieser Tage erhielten, lasen wir folgende Stelle: „In La Valetta speiste ich an der Table d'Hôte. Plötzlich tönten deutsche Laute an mein Ohr, österreichischer Dialect. Ein Herr mit etwas verwittertem Gesichte, in dessen Mienen ein sonderbares Gemisch von Wohlleben und Sorgen sich ausdrückte, unterhielt sich auf gut Wienerisch von den Herrlichkeiten seiner vaterländischen Kirche. Ich erkundigte mich nach seinem Namen, und erfuhr, es sei Herr Geimüller, der gefallene Bankheld aus Wien. Herr Geimüller in Malta! Für einen malthefer Ritter hat der Mann kein Talent. Eine Niederlage von 8 Millionen Wiener Gulden ist schwerer zu verbessern, als eine verlorene Schlacht. Herr Geimüller hat von den Trümmern seines Heeres Nichts gerettet; wie man versichert, soll Rothschild, der bedeutende Summen bei dem Banquerott verlor, ihm großmüthigerweise noch 3000 Gulden Reisegeld baar geschenkt haben, um dem

Gebeugten die Entfernung von dem Orte seines Unglücks möglich zu machen. Der Mann verdient dieses Mitleid nicht. Auf eine leichtsinnigere und schlechtere Manier hat selten ein Banquerott stattgefunden. Herr Geimüller hat nicht nur Depositengelder angegriffen, sondern selbst Kisten mit Silber, die ihm der schwedische Gesandte anvertraut. Seit 1830 ist Herr Geimüller ohne alles Vermögen, und doch gab er während dieser Zeit Feste, die manchmal gegen 8000 Gulden an einem Tage aufzehrten.“

Gerwinus.

Mancher unserer Leser wird sich vielleicht wundern, wenn er erfährt, daß Gerwinus, der Verfasser der Geschichte der deutschen Nationalliteratur, erst 34 Jahre zählt. Er ist ein großer, hagerer Mann, von etwas finstern Aussehen, den aber alle, die ihn näher kennen, als einen vortrefflichen Menschen schildern. Seitdem er mit seinen sechs Kollegen die Göttinger Universität verließ, lebt er in Heidelberg auf einem reizenden Landhause, seinem Eigenthum, an der Seite seiner Frau, die als eine Dame von seltener Schönheit gerühmt wird.

Guzkow.

Bei Gelegenheit der Beurtheilung eines Buches von Moriz Carriere, welche wir unlängst im Telegraphen lasen, fiel es uns auf, daß trotz des vielen Hin- und Herschreibens über Guzkow, ein bedeutender Charakterzug seiner literarischen Individualität noch nicht beleuchtet wurde. Bei aller anscheinenden Rücksichtslosigkeit und wilder Leidenschaftlichkeit, mit welcher dieser Schriftsteller über den Gegenstand, den er angreift oder vertheidigt, sich stürzt, liegt in der Höhlung seiner Feder ein gewisser diplomatischer Geist, der ihm im Nothfalle immer eine Brücke zum Rückzuge offen läßt. Dieses tritt namentlich da hervor, wo er lobt. Im Grunde steht das Talent eines Kritikers auf einer bei weitem größern Probe da, wo er lobt, als da, wo er tadeln. Opposition machen kann jeder, der einen nur mittelmäßigen Fonds von Wig oder Bosheit hat, loben aber, motivirt loben, kann nur der feine Geist, der die Sache in ihrer genetischen Entwicklung durchdringt. Der oberflächliche Beurtheiler, wenn er heiß ist, läßt sich gewöhnlich von seinem Enthusiasmus über Stock und Stein dahinreißen, ohne Grenze und Maas; ist er phlegmatisch, stumpf, so wirft er einige ausgetretene Phrasen hin, die auf das Hundertste, wie auf das Tausendste passen. Wenn Guzkow lobt, packt er immer ein psychologisches Motiv. Er dringt mit einem merkwürdigen Blicke in das Individuum. Aber weit entfernt, von dem gewonnenen Gedanken sich hinreißen zu lassen, dreht er ihn von allen Seiten, und scheint sich selbst zu fragen: Gehe ich nicht zu weit? Guzkow hat schwere Erfahrungen gemacht, und er läßt bei der Production niemals den Producenten aus dem Auge. Er ist mißtrauisch, sowohl gegen den Charakter, als auch gegen das Talent seiner Kollegen. Werde ich dieses Lob nicht einmal zurücknehmen müssen? Werde ich nicht einmal gezwungen sein gegen den zu schreiben, für den ich jetzt schreibe? Solche Fragen scheinen unsichtbar zwischen den Zeilen sich hinzuschlängeln, und geben der Kritik ein gewisses Maas, welches sie zu einem Kunstwerk erhebt. Es gehört eine große Selbstbeherrschung dazu, um die Klugheitsregel in Ausführung zu bringen, die da lautet: Sei mit deinen besten Freunden stets so, als könnten sie mor-

gen deine ärgsten Feinde werden. Diese Herrschaft über sich selbst hat die Guklow'sche Kritik in ihren wärmsten Umarmungen. Wir kennen seit Voltaire keinen Schriftsteller, der mit noch so feinem Lobe, dennoch so wenig sich engagirt.

Lewald.

Lewald's Wohnhaus in Baden-Baden wird von allen Reisenden als ein kleiner Feenpallast geschildert. Die reizendste Naturumgebung, die schönste Fernsicht aus allen Fenstern, und im Innern Alles was Comfort und ein sinnreicher Luxus einem moder- nen Epicuräer in so vollem Maasse bieten. Wo ist Gleim mit seinem Hüttchen? Die neue Literatur hat dem Strohdache Valet gesagt; Lorenz Kindlein ist eine abgespielte Komödie. Und es ist gut so. Unsere Schriftsteller haben lange genug als Krautfunker und Bettelmusikanten bei den Franzosen gegolten. Es ist Zeit, daß wir unsern Nachbarn zeigen, daß wir nicht nur zu denken, sondern auch zu leben wissen. Baden-Baden ist ein Absteigquartier für französische Reisende. Es ist recht gut, daß Lewald dort die Honneurs macht. Jules Janin soll keine Witze machen über die Wohnung eines deut- schen Literaten.

Ein gerechtes Urtheil.

Die „Europa“ hat ganz recht, den Jubel in einigen deutschen Städten über Thorwaldsen affectirt und lächerlich zu finden. Dänemark mag jubeln, weil es ihn den Sei- nigen nennt, und Kopenhagen seine Apostel besitzt. Deutschland hat gar nicht Ursache, über die Spätwerke, die es von Thorwaldsen's Meißel erhielt, zu jubeln; weder Mainz, wegen der nichtsagenden Figur Guttenberg's, noch Stuttgart, wegen der bedrückten Schulmeistergestalt, die uns den Sänger der Freiheit und der Seelengröße, den Schöpfer des Marquis Posa, und des Wallenstein, vorstellen soll. Aber Thorwaldsen arbeitete den Guttenberg, ohne Geld dafür zu nehmen u. s. w., und darüber sind denn freilich die Deutschen hingerrissen. Bei alle dem, wenn Mainz, wenn Stuttgart ihm verbindlich sein mußten, an andern Orten war kein Grund zum Jubeln. Dergleichen kann wirklich, wie das Tabakrauchen, ohne Bedürfniß zur Gewohnheit werden; beides geschieht aus Lust, sich zu betäuben. — Rauch hat Euren Albrecht Dürer, Euren Blücher, und, die wenig- stens für Preußen gültigen, Scharnhorst und Bülow, gemeißelt. Diese Gestalten auf deutschem Boden sind bei weitem deutscher, edler und genialer gefaßt, als Thorwaldsen's Bildsäulen. — (Zeit. für d. eleg. Welt.)

Laube als Dramatiker.

Das neue Drama „Monaldeschi“, das auf eine etwas geheimnißvolle Weise, ohne Namensnennung des Verfassers, bei mehreren großen deutschen Bühnen eingereicht worden, ist schon von vorn herein ein Gegenstand vielen Hin- und Hersprechens. In Wien und Berlin wurde es der Intendanz vom Fürsten Pückler zugesendet; in Stuttgart, Dresden und andern Orts, wurde es von Heinrich Laube eingereicht. Fast alle Journale nennen Laube als Verfasser desselben. Ein Brief, den wir vor wenigen Tagen von werther

Hand erhielten, leitet uns jedoch auf eine andere Spur. Einige Winke bringen uns auf den Gedanken, daß zwei Verfasser die Hand (eine fürstliche?) im Spiele haben. Bei näherer Betrachtung scheint dieses nicht unwahrscheinlich. Das fünfactige Trauerspiel ist zur Hälfte in Versen, zur Hälfte in Prosa geschrieben. Wir haben das Manuscript vor Augen gehabt und eine gewisse Doppelgängeret darin gefunden. Die meisten Scenen voll blißender Gedanken, voll origineller, bis zur Genialität reichender Charakteristik, in den andern Scenen dagegen, Salonparfüm, Lustspielfirniß, Tutti-Frutti-Witz. Die eine Scene ergreifend, pulsirend, feck bis zum Uebermaasse, in der andern diplomatische Sammetpfötchen, leises Dahinschleichen, verschwimmend, effectlos. Der Uebergang Christinens zur katholischen Kirche gehört namentlich zu der letzten Gattung. Er ist so schwach angedeutet, daß er ohne Einfluß auf die Charakteristik bleibt, während er doch wieder stark genug ist, um dem Stücke den Zugang zu den meisten Bühnen zu versperren. So viel wir wissen, ist leider Stuttgart bisher die einzige Bühne, die es zur Aufführung angenommen. Ehre der Stuttgarter Censur, die nicht kleinlich makelt; Ehre der Bühnenleitung, die vor einer scheinbaren dramatischen Unmöglichkeit nicht zurückschreckt. Man hat dieser, bei vielen Schwächen immerhin ausgezeichneten, höchst interessanten Composition voreilig alle Bühnenvirkung abgesprochen. Wir sind vom Gegentheile überzeugt. Es sind einige Scenen in dem Stücke, die verlöschen und effectlos verpuffen werden, aber es ist des Schönen und Ergreifenden mehr als genug darin, um eine gebildete Masse in Erregung zu bringen.

Gute Nachrichten aus Stuttgart.

Graf Leutrum, der bisherige Intendant des Theaters, hat seine Entlassung erhalten. Man soll den Todten nichts Böses nachsagen, aber ein Exemplar, wie der Exintendant, ist selten zu finden. Graf Leutrum ist derselbe Mann, der, als einst Immermann in Stuttgart einige Tage verweilte, und Jemand ihm die Nachricht brachte, Immermann sei da, darauf antwortete: Verhüten Sie, daß er mich besucht, ich kann ihn nicht auftreten lassen, alle Gastspiele sind schon vergeben. Der edle Graf glaubte, Immermann sei ein reisender Schauspieler. Es ist in Paris kein einziges Theater, auch nicht unter den Boulevardstheatern, wo der Director Alexander Dumas, oder Edgar Quinet für einen Schauspieler nähme. Die deutschen Hofbühnen sind mit solchen Chefs stark gesegnet. Und man will dann einen Aufschwung des Theaters! Die Stuttgarter Bühne kann sich zu ihrem neuen Intendanten Glück wünschen, als solcher ist Baron Taubenheim ernannt worden: ein Mann voll Kenntnisse, Geschmack und nobler Gesinnung. Es ist dieß derselbe Baron Taubenheim, der im Laufe des vorigen Jahres, eine Reise nach Syrien (in Begleitung des Schriftsteller Hackländer und des Doctor Bopp) gemacht hat, und der den Schiffbruch auf einem türkischen Dampfboote erlitt, dessen Beschreibung in der allgemeinen Zeitung, so vieles Aufsehen erregte. Bei dem Eifer, welchen das Stuttgarter Theater in der Aufführung neuer Stücke, von jüngern Schriftstellern, an den Tag legt, ist dieser Intendantenwechsel nicht nur für das Theater, sondern auch für die Literatur wichtig.

September: Scenen.

Die vier Tage.

Als vor 11 Jahren im Juli die Pariser durch einen kurzen Kampf sich nach ihrer Meinung die Freiheit erobert hatten, da fand das Waffengeräusch ein willkommenes Echo in den Staaten des südlichen Niederlandes. Lang getrennte Feinde reichten sich in gleichem Haffe gegen den Selbstherrscher und Andersgläubigen die Hände; ein viertägiges Gefecht schnitt die bisherige Ordnung auseinander, und begründete den unabhängigen, jungen Staat der Belgier.

Diese Tage, vom 23. bis 26. September, feiert die belgische Hauptstadt alljährlich, da dieses Ereigniß, namentlich für sie, ein Quell von Glück, Unabhängigkeit und steigendem Reichthum geworden ist, und scheinbar uninteressirt, sucht sie ihre Freude mit so vielen Provinzialen, als möglich zu theilen. Ein zweites Korinth oder Elis ladet Brüssel die besten Musiker, Bogen- und Rohrschützen, Ballspieler und Pferdebesitzer des ganzen Königreichs zu feierlichen Wettspielen ein, sucht ihnen den Aufenthalt in seinen Mauern so angenehm wie möglich zu machen, und entläßt die Sieger reichlich beschenkt und hoch geehrt. Und die harrenden Angehörigen, die nicht mitkommen zu den schönen Festen, ziehen den Siegreichen im Triumphzuge entgegen und Stadt und Provinz erquicken sich in naiver Freude jahrelang an der Erinnerung des errungenen Sieges. — Die Feier beginnt herkömmlicher Weise mit einem Requiem für die gefallenen Opfer in der Parkschlacht; diesmal war die Musik von Cherubini. Aber wer kann die Musik bei solcher Gelegenheit beachten?

Man hat in Brüssel eine barocke Manier, religiöse Ceremonien bei Staats- und Stadtfeierlichkeiten zu begehen. Der ganze innere Theil der Kirche wird an solchen Tagen mit einem Spaliere von Soldaten umstellt, die unter Trommelschlag in das in unwilligem Wiederhall erdröhnende Gebäude einziehen und dazu dienen, das Volk in den Gängen von den

Autoritäten im Innern zu trennen. Diese letzteren kommen langsam an, zuerst der König, oder wer von der königlichen Familie die Feierlichkeit besucht, dann die Minister, der Generalstab, die Justizbehörden zc. jedes einzelne Corps von rauschendem Trommelschlage begrüßt. Nun erst beginnt die religiöse Feierlichkeit. Aber kann man sich wohl erhoben fühlen, nachdem die Trommeln uns betäubt und jede Erregbarkeit der Nerven erstickt haben? Das Ohr physisch ermattet, ist unfähig der Seele die Erhebung zuzuführen, welche die Kirchenmusik eines Cherubini, Mozart u. s. w. ihr zugebracht. Der Gottesdienst geht wie ein Gefangener unter militärischer Bedeckung; Soldaten vorn und hinten, denn auf gleiche Weise wie sie eingetreten, entfernt sich auch die ganze Versammlung; ein lautes Commandowort erschallt, die Gewehre klirren in dem weiten Dom und unter Trommelschlag zieht die kriegerische Horde aus dem heiligen Tempel.

Gleich am Nachmittage des ersten Tages begann der erste Theil der Wettspiele mit einem Pferderennen in der dazu eingerichteten Ebene von Monplaisir.

Wer kein Pferdeliebhaber ist, kann bei solcher Gelegenheit leicht dazu gestempelt werden, wenn er die vollkommenen Gestalten in Jugendkraft und Jugendfeuer hier vorgeführt sieht, wenn er den langgestreckten Dahinschießenden mit wachsendem Interesse folgt, bis endlich unter lebhaftem Zuschauchen der auf Tribünen und Landauern, auf Omnibus, in Fiakern und auf dem nassen Boden versammelten zahlreichen Menge dem Sieger der Preis zuerkannt wird.

Leider ist aber auch das Pferdeinteresse das Einzige, was zu einem öftern Besuchen dieser Art von Wettspielen auffordert; der Mensch tritt hier ganz zurück. Wer nicht zu den ersten Staatsbeamten, oder der Pferdegesellschaft, ich will sagen der Gesellschaft der Pferdeliebhaber, gehört, muß sich seinen Platz auf einem Omnibus oder an der Leine auf der kothigen Wiese suchen, und da ein solches Fest nie ohne Regen abläuft, so fehlt es nicht an Unannehmlichkeiten mancher Art. Diesmal trat plötzlich, unerwartet und unangemeldet ein heftiger Platzregen ein. Das Volk dachte bei diesen Freiheitsfesten von seinen Freiheitsrechten Gebrauch zu machen und, wie von einem Gedanken geleitet, erstürmte es die Pferdeliebhaber-Tribüne und fing an sich behaglich und bequem einzurichten. Aber die immer mehr zufließenden Massen wurden dem leichten Brettergebäude zu viel; mit schrecklichem Geräusche krachten mehrere Pfosten zusammen, lautes Hüßgeschrei, vorzüglich von den Damen, ertönte, die allgemeine Verwirrung, das Rufen und

Emporarbeiten der Durcheinandergefallenen ließen bedeutende Verletzungen ahnen, doch glücklicher Weise kam man mit dem bloßen Schreck davon.

Während das zu Monplaisir vor sich ging, zogen die zum Concours angelangten Musikvereine in feierlichem Zuge in die Stadt ein.

Nicht nur jede Stadt in Belgien, sondern jedes nur einigermaßen bedeutende Dorf, hie und da selbst eine ganz kleine Gemeinde besitzt wenigstens eine Gesellschaft, die sich an bestimmten Tagen versammelt, um in sogenannter türkischer- oder Harmoniemusik verschiedene, aus Opern arrangirte Stücke, oder Variationen für einzelne Instrumente vorzutragen. Ich will mich hier nicht auf die Frage einlassen, ob die Anzahl dieser Harmonien auf wahrhaft musikalischen Sinn im Lande schließen läßt, genug, der Anschein ist wenigstens da und verdient mithin eine Aufmunterung. So waren nun alle diese Gesellschaften zu einem musikalischen Wettstreite eingeladen, und um das Herbeikommen zu erleichtern, hatte die Regierung ihnen die Eisenbahn zu freier Disposition gestellt, dabei noch Preise für die entferntesten, je nachdem sie mit oder ohne Eisenbahn kommen konnten, ausgesetzt. Da für die Sieger, außer den Lorbeerkränzen, noch bedeutende Geldpreise ausgesetzt waren, so läßt sich denken, wie schon seit 5 Monaten des Musikzirens fast im ganzen Lande kein Ende war, so daß am bestimmten Tage über 40 Harmonien, mit der bestimmten Hoffnung des Siegs, von den Segenswünschen der Ihrigen begleitet, sich aufmachten, und zum Theil freilich etwas beschmutzt, nichts desto weniger fröhlich und guten Muthes in die Hauptstadt einzogen. Jede Gesellschaft spielte ihren Lieblingsmarsch, und obgleich kein allgemeiner Takt beobachtet werden konnte, und das Ensemble einen infernalischen, höchst unmusikalischen Lärm bildete, so gelangte der Zug doch, von unzähliger Volksmenge begleitet, von tausend und tausend Neugierigen an allen Fenstern begrüßt, bis in die Mitte der Stadt, von wo aus sich Alle in ihre verschiedenen Quartiere zerstreuten. Zu gleicher Zeit langten auf der Eisenbahn und den Dilligenzen die Massen der Provinzialen an, die Alle an den Festen einen mehr oder weniger activen oder passiven Antheil nehmen wollten. Kein Wagenzug bestand aus weniger als 33 Wagen, größtentheils Waggons und Char-a-banc's, mit 30 Einsitzern, von zwei oder drei Locomotiven gezogen, und nun erhielt die sonst ohnehin reich bevölkerte Stadt ein neues Ansehen. In den Hauptstraßen drängten sich die Neugierigen aller Stände, in Wagen und zu Fuß, in regem Gewühl durch einander, man erfreute sich an der Pracht der Läden, man traf unvermuthet auf Bekannte ferner Städte, Unbekannte schlossen sich an einander und freuten sich der maskenartigen Begegnung. Am Abend wurden die Theater und die Estaminets (Wirthshäuser) überschwenmt, und es waren eben nicht grade fromme Psalmen die gesungen wurden. Der Südniederländer findet sich gerne in der Kirche mit seinem Gott

ab, um in den Stunden der Freiheit seiner Lust den Zügel lassen zu können, da flogen die heißen Worte, und manche wilde That, welche die Geschichte aufbewahrt, wurde in solchen Nächten geboren. Auch diesmal fehlte es nicht an Brandfächern und Aufwieglern, man sprach von orangistischen Comploten, und von andern Liebenswürdigkeiten dieses Schlages — aber die Vorsehung wachte in der Gestalt von einigen Tausenden bewaffneter Soldaten, welche in den Casernen consignirt waren.

Die spät zur Ruhe gekommenen wurden am Freitage um 8 Uhr durch die donnernden Schüsse der Festkanonen aus dem besten Schlafe geschreckt, und im Nu war die Menge wieder auf den Beinen. Es ist schon an und für sich ein interessantes Schauspiel, die Straßen von Fremden im besten Zuge wimmeln, die Fenster von Schönen auf das Glänzendste ausstaffirt zu sehen, und so wäre schon Jeder des Andern wegen hergekommen, nun aber brachte erst der festliche Aufzug der zum Wettstreit herbeigezogenen Harmonien neues Leben in die Scene. Eine Abtheilung der berittenen Leibwache (Gülden) des Königs, und die weitberühmte Musik der Brüsseler Harmoniegesellschaft, die diesmal, wahrscheinlich aus Artigkeit, nicht mit concurriren wollte, eröffneten den Zug. Ihnen folgten die fremden Musikvereine, jeder Verein stattlich gepuzt, zum Theil in Uniform; einer, der aus Blankenberghe bei Brügge, in alterthümlicher, flamändischer Nationaltracht, mit kurzen, rothen Hosen und dreieckigen Hüten. Jede Gesellschaft trug auf einem rothen Schilde den Namen ihrer Stadt oder Commune, so wie auch ihre Fahne mit den in frühern Jahren errungenen Medaillen, vor sich her. So gelangten sie auf den breiten Theaterplatz, wo das erste Gericht über sie gehalten wurde, indem denjenigen, die das beste, oder originellste Costüm hatten, Medaillen zugetheilt wurden, wobei denn unsere Blankenbergher nicht leer ausgingen; darauf zog man feierlich in den Park. Der Park ist eine, in der Mitte der Stadt sich befindende, allerliebste Baumanlage, wo die schöne und nicht schöne Welt alltäglich sich versammelt, und der historisch dadurch merkwürdig wurde, daß hier die bedeutendsten und blutigsten Revolutionsscenen zwischen den Holländern und dem gereizten Volke vorgefallen waren. Man hatte das mittlere, dem königlichen Palaste gegenüberliegende, Thor zum Einzuge erkoren; hier standen die Statuen des Lüttichers Gretry, und des berühmten Componisten Delassus von Mons, zwar etwas roh, aber in schönen Verhältnissen und edlem Ausdrucke, in gelbem Gyps ausgeführt. Ganz am andern Ende, aber vom Eingangsthore aus sichtbar, stand der in leichter Bauart und elegantem Geschmacke, von Eisen gegossene, reich vergoldete und bemalte Kiosk, in welchem eine Gesellschaft nach der andern sich vor ihren Richtern hören lassen sollte. Die Allee, die dahin führt, war mit

buntgeordneten Flaggen und Trophäen geschmückt. An der andern Seite des Kiosks erhob sich die Loge des Monarchen in prächtiger Verzierung.

Einige Verstimmung erregte es bei dem großen Haufen, daß man die Wohlthätigkeit bei dieser Gelegenheit in Contribution setzte, und von denjenigen, welche nicht zu den Gesellschaften gehörten, eine Bagatelle für den Eintritt, zum Besten der Armen, abforderte. Ein derber Flamänder, der neben mir stand, war ganz außer sich vor Zorn — „Was,“ rief er, „Entree? 25 Centimes? — Vor 11 Jahren gab man uns an diesem Tage gern 25 Franken, daß wir nur in den Park gingen und uns massacriren ließen, und jetzt, wo man Vergnügen davon haben könnte, fordert man uns Geld ab!“

Audere kränkten sich, daß der König, der am ersten Tage noch auf seiner Herreise von Frankreich begriffen war, und am zweiten dem Pferderennen beivohnte, nicht in seiner prächtig ausgestaffirten Loge erschien; und so gab es, bei all' den Herrlichkeiten, der Schmollenden genug.

Um 8 Uhr Abends endigte der erste Tag des Concurfes, und nun wurde der Park freigegeben. Die drei Harmoniegesellschaften Brüssels hatten den fremden ein herrliches Fest im Vauxhall eingerichtet, das anstoßende Theater war in einen Ballsaal verwandelt, ein Zelt, zum Tanzen, im Garten aufgeschlagen, und letzterer auf das glänzendste erleuchtet worden. Hier sammelte sich die schöne Welt der Einheimischen, und die Elite der Fremden in bunter Mischung der gesuchtesten Toilette und der staubigsten Reifekleidung.

Ein hübsches Feuerwerk, welches abgebrant wurde, warf seine Lichter auf die bunte Scene und Gruppen, und der Abend endete wie eine große Oper, die unter Gottes freiem Himmel gespielt wurde.

Am Samstag Morgen, nach den üblichen Kanonenschüssen, begaben sich die Karabiner- und Bogenschützen in geordnetem Zuge zum großen Plage, und von dort in die verschiedenen Vocale, die nach der verschiedenen Schießart vertheilt waren. Um 10 Uhr begann das beliebte Brüsseler Volksspiel mit dem Balle. Um 11 Uhr wurden in der Augustinerkirche die Preise an diejenigen Schüler des ganzen Königreiches ausgetheilt, welche bei dem neulich stattgefundenen Concurse am besten bestanden hatten. Um 1 Uhr wurden die Pferderennen wiederholt. In verschiedenen Gegenden der Stadt nahmen andere Volksbelustigungen ihren Anfang. Das Wettspielen der Harmonien im Parke dauerte mittlerweile immer fort. Um 8 Uhr Abends endlich fand die Medaillenvertheilung statt, und lieferte in der That interessante Resultate. Da fand es sich denn, daß auf der einen Seite ein armes Dorf, Montaigu, dessen Harmonie erst seit Kurzem besteht, aber von einem tüchtigen Dilettanten dirigirt, und einem reichen Herrn unterstützt ist, den ersten Preis, unter den Communen zweiten Ranges, davon trug, indeß andererseits

die ansehnliche Stadt Huy, die noch nie ohne Preis aus einem Concurse gegangen war, diesmal ohne die geringste Auszeichnung blieb. Man denke sich die Freude der Ersten, die ohne Hoffnung zu dem Wettstreite gezogen, und den Verdruss der Andern, die im stolzesten Selbstvertrauen gekommen. Ich sprach Jemand, der an diesem Abend zwischen den beiden Dirigenten der genannten Harmonien saß, und, da sie ihm Beide verwandt sind, nun geduldig die verschiedenen Ausrufe der Seligkeit, und die Klagen über Partheilichkeit anhören mußte.

In der That scheinen bei diesem letzten Wettstreite einige Sachen vorgegangen zu sein, die nicht in der Ordnung waren, indem einige der besten Mitglieder der Brüsseler Harmonieen, die, als Musiker von Profession, überall spielen, wo man sie bezahlt, der Eisenbahn wegen, leicht zu Mitgliedern der Societät von Hal gemacht werden konnten, und ferner bei der Gesellschaft von Moot sich, wie man sagt, ein Professor des Lütticher, und einer des Genter Conservatoriums vorfand, — kein Wunder, daß diese Gesellschaften, besonders da man bei den Variationen bedeutende Solostellen anbringen konnte, den Preis davon trugen.

Am Sonntag fand das letzte Pferderennen statt, und Nachmittags endlich jenes vielbesprochene und denkwürdige Wettrennen, wobei die Deutschen einen so glänzenden Sieg davontrugen.

Mit diesem letzten Wettspiele waren die Festlichkeiten im Ganzen zu Ende, wenn wir noch die unten näher zu beschreibende Parterleuchtung, so wie die Preisvertheilung an die Schützen und die auf den Montag verschobene Eröffnung der neuen Nordstation hinzurechnen. Man sollte wahrlich bei der Einrichtung von Volksfesten nicht so leichtsinnig verfahren, als das gewöhnlich zu geschehen pflegt. Ein ächtes Volksfest sollte sich, streng genommen, aus dem Volke selbst bilden, daher kommt es denn, daß alles Arrangiren so leicht seinen Zweck verfehlt.

Wenn unsere Festanordner, wie es auf den ersten Anblick scheinen könnte (da ja das ganze Fest fast aus Nichts als Concursen bestand), an die olympischen Spiele gedacht haben, so haben sie einige Hauptpunkte ganz außer Acht gelassen. Wettspiele verschiedener Art fanden zwar Statt und zwar solche, wie sie für unsere Zeit völlig passen, aber man vergaß dabei auf die Zuschauenden Rücksicht zu nehmen. Bei dem Wettrennen muß das Volk im Noth waten, die Schießwetten finden in abgesonderten Localen Statt, und bei dem musikalischen Concurse begeht man die Thorheit, diejenigen, die aus Neugierde die unvortheilhaften Plätze einnehmen wollen, durch einen Eintrittspreis gar zu verschrecken. Wenn in Paris die Ausdehnung der Stadt es als nothwendig gebietet, an der Barriere du trone ebenfalls eine Feierlichkeit zu veranstalten, während die Hauptmassen sich zu

den elyseischen Feldern drängen, so ordnet man aus Nachahmung in Brüssel auf jedem Plätzchen ein anderes Volksspiel an, und vertheilt künstlich die Massen, ohne Ursache und Grund.

Eine andere Abweichung von den olympischen Spielen ist die, daß zu viele, und dann, daß Preise von Geldwerth vertheilt werden.

Wenn von sechs Streitern fünf ausgezeichnet werden, so hat der sechste eine wahre Schmach zu erdulden, und heißt es nicht allen poetischen Hauch abstreifen, wenn man nicht mehr um die Ehre, sondern um ein Stück Geld von 600 Franken zu kämpfen hat? Wenn sich zu Elis eine ganze Nation versammelte, und von den amphitheatralischen Sitzen dem siegenden Sänger ihren Beifall zusauchzte, und die Eltern ihren Kindern den Beglückten zur Nachahmung zeigten, der mit einem Vorbeerreis Ehre und Achtung für sein ganzes Leben davon trug, wahrlich, da mußten andere Gefühle entstehen, bei Zuschauern und handelnden Personen, als in einer nackten Austheilung von einigen hundert Franken! Es scheint doch allzu materiell, die Ehre sogleich abzuführen, und darauf hinzuweisen, daß alle diese Anstrengungen (und ich rechne hierunter ebenfalls die Preisausheilungen unter die Schüler) doch endlich auf Gelderwerb hinauslaufen.

Daß durch die Studienpreise nur sehr Wenige im Verhältniß ermuntert, alle Andern aber entmuthigt werden, (abgesehen davon, daß man, wie oben bemerkt, allmählig lernt, nicht um der Sache, sondern um des Preises willen zu arbeiten,) hat man in Deutschland längst eingesehen, und mit Recht die Preise abgeschafft. Ebenso bin ich überzeugt, daß die Medaillen die Musikliebe auf keine Weise fördern. Ich kenne eine Harmoniegesellschaft, die schon manchen Preis davongetragen hat, gewöhnlich aber ganz miserabel spielt; nur wenn es gilt, zu einem Concurs zu gehen, macht man sich ans Ueben, und so gelingt es denn auch, nach einigen Monaten anhaltenden Studiums, die drei Stücke aufs Pünktchen einzuüben; dieß geschieht aber nicht aus Musiksondern aus Medaillen-Liebe. Waren wohl diese goldnen Spielwerke in Deutschland nöthig, um Musikliebe zu pflanzen? Wahrlich nicht. Aber die niederrheinischen, magdeburger und berliner Musikkfeste, das Fest der Mozartstiftung in Frankfurt, die großen Gesangsfeste in Württemberg, und viele andere Vereinigungen dieser Art, wo man nicht zusammenkam, um zu zeigen, daß man es besser als ein Anderer verstehe, sondern um durch die Verbindung Vieler ein schönes, großes Ganzes hervorzubringen, diese Feste weckten die Freude an der Ausführung, obgleich man nichts Anderes mit nach Hause brachte, als die Erinnerung an einen großen und edlen Genuß.

Die Musik hat mit der Tugend das Gemeinschaftliche, daß man nur ihrer selbst willen sie lieben kann, daher sind Musik- und Tugendpreise gleich un-

vernünftig, und man befördert höchstens auf der einen Seite die Technik, auf der andern Lohndienerei.

Bringt man an, die sich jetzt im Lande vorfindenden musikalischen Kräfte zu sammeln, und bei dergleichen Festlichkeiten (wie vor einem Jahre in Antwerpen ein Versuch gemacht wurde), große musikalische Aufführungen, wo möglich gratis, zu veranstalten, so würde eines Theils die Menge mehr erbaut werden, andern Theils aber die Liebe zur Musik eine tiefere Wurzel schlagen, als durch die Medaillenvertheilung.

Ueberhaupt muß bei einem Volksfeste auf eine Erkräftigung des Volkes und auf ein massenhaftes Einwirken gesehen werden, damit eine bedeutende Erinnerung, eine nachhaltende Gefühlsregung bleibt. Ich erinnere mich, als bei dem Sängersfeste der Mozartstiftung in Frankfurt, die reich verzierten Schiffe von Hanau, Offenbach und Mainz die eingeladenen Sänger herbeibrachten, die schon aus der Ferne mit Kanonendonner und fröhlichem Böllerschiesßen empfangen wurden, welchen Eindruck es machte, als man bei dem Näherkommen der Schiffe, allmählig zwischen dem Schiesßen den Gesang der Gäste mehr und mehr unterschied, wie, als sie endlich, unter dem Wehen der Tücher aus allen Fenstern, ans Land stiegen, und von dem Präsidenten bewillkommet wurden, wie da die ganze Menge in einen freudigen Willkommensruf ausbrach, und nicht aufhören wollte, Hüte und Tücher zu schwenken — ein Gefühl, die freudige, gastliche Aufnahme der Fremden, bewegte Alle. Ich sah da Greise, mit Thränen in den Augen, dastehen, und hörte sie wiederholt versichern, ein so schönes Fest noch nicht erlebt zu haben. Und doch, was war's, profaisch betrachtet? Ein paar verzierte Schiffe, Fremde, die ans Land stiegen, Böllerschüsse — man sollte glauben, nur ein Kind könne davon gerührt werden; aber das ist's ja gerade, die einfachsten Mittel, wenn sie an das Gefühl sich wenden, überbieten die glänzendsten, welche für den äußern Sinn berechnet sind.

Ja, man lasse bei Volksfesten das Volk selbst thätig werden, selbst empfinden, und der Zweck ist vollkommen erreicht.

Den eigentlichen Schlusspunct der Feste bildete die glänzende, in gewisser Beziehung sogar kunstvolle, Beleuchtung des Parks. Man hatte in der That Nichts gespart. An allen Eingangsthoren, das gegen den königlichen Palast und gegen das Ständehaus ausgenommen, waren Triumphsporten, theils in gothischem, theils in türkischem, theils in maurischem, und theils in chinesischem Geschmacke errichtet, und diese mit farbigen Gläsern auf das Blendendste erleuchtet worden. Dieß brachte, vorzüglich von dem Plage aus, wo der Kiosk steht, eine überraschende Wirkung hervor, indem man zu gleicher Zeit, in größerer und kleinerer Entfernung, vier dieser Feuerthore roth, blau und weiß erglühen sah, und dazwischen in dem nun freigegebenen Park die dunkeln Menschenmassen hin und her wogten.

Nicht alle Fremden freilich, die für diesen letzten Tag nach der Hauptstadt gekommen waren, konnten dieses Schauspiels theilhaftig werden. Welche Volksmenge in Brüssel gewesen sein muß, läßt sich aus den Abfahrten jenes Abends sehen, wo doch nur diejenigen, die am meisten gedrängt waren, abgingen. Der Convoi nach Antwerpen allein bestand aus 50 Wagen, beförderte also ungefähr 1500 Personen, der vorher nach Gent und Lüttich Abgegangen nicht zu gedenken.

Nun muß man freilich zugestehen, daß es die Septemberfeste nicht allein, wenn auch vornehmlich mitwirkende Ursache, waren, daß so Viele sich in Bewegung setzten. Wie Mancher, der in diesem Jahre die Hauptstadt besuchen, und die merkwürdige Industrieausstellung in Augenschein nehmen wollte, verschob seine Herkunft auf diese Tage, sogar einige Commissäre, welche von verschiedenen deutschen Regierungen hierhergeschickt wurden, kamen sonderbarerweise zu den Revolutionsfesten an. Diese Industrieausstellung, welche durch ihren Reichthum, Deutschland in Verwunderung setzte, durch ihre massenhafte Produktion Frankreich von dem schon begonnenen Handelstractat zurückscheuchte, und England vor diesem kleinen Staate von vier Millionen Menschen gewissermaßen erschrecken machte, diese merkwürdige Manifestation des Fleißes, der Kraft und des selbstständigen Geistes eines Volkes, ist der eigentliche Commentar seiner Revolution.

Wir behalten es uns vor, über diese denkwürdige Industrieausstellung ein eignes Wort auszusprechen, da dieselbe als die Hauptpulsader des Landes zu betrachten ist. Die Eröffnung der neuen Eisenbahnlinie, mit welcher diese, der Wieergeburt der Nationalität geweihten Feste beschlossen wurden, scheint uns daher ein sinnreiches Symbol für die Zukunft eines Landes, dessen Selbstständigkeit nur auf der immer weiter und weiter kreisenden Thätigkeit seines industriellen Geistes ruht.

S. 8.

Ein Wort über das deutsche Theater.

(Eine Vorlesung gehalten im Museum zu Frankfurt.)

Von

Dr. Theodor Creizenach.

Als im Jahre 1740 der gelehrte Gottsched den Hanswurst von der leipziger Bühne vertrieben hatte, glaubte er, jetzt sei die Zukunft des deutschen Theaters für alle Zeiten gesichert. Der gute Professor konnte nicht ahnen, daß man noch hundert Jahre später über die große Frage vom deutschen Nationaldrama in derselben Ungewissheit sein werde, wie zu seiner Zeit. Woher stammt aber jenes seltsame Verhältniß, daß nunmehr seit einer Reihe von Jahren unsere Bühne durch sächsische Hofräthe und Wiener Kappnmacher beherrscht wird, während die gewaltigsten Poeten in einsiedlerischem Stolze sich zurückgezogen, um nur ihrem Genius und nicht der theatralischen Despotie zu gehorchen? Wie kam es, daß wir die bitteren Zornesworte hören mußten:

Der Begeisterung Altäre sind in Dampf gehüllt und Qualm,

Und im Pantheon der Helden singen Pfücher ihren Psalm;

Wo Gestalten schreiten sollten, schweben Schatten leer und hohl,

Und der Dichter sagt den Brettern ein entschied'nes Lebewohl! —

Diese sonderbare Disharmonie zwischen den poetischen Kräften und dem theatralischen Erfolg muß einen tiefen Grund in der Zeit und ihren Verhältnissen haben, und vielleicht wenn der Ursprung deutlich erkannt wird, beginnt, für unser Drama eine bessere Zeit. Konnte ja Oedipus die Sphinx nicht eher in den Abgrund stürzen, bis er ihr Räthsel gelöst hatte. Viele Wohlmeinende haben die Verantwortung auf der Oberfläche gesucht, und jede Verschuldung abwechselnd den Directionen, den Schauspielern oder den Dichtern aufgebürdet. Dieses wäre jedoch eben so wenig passend, als wenn man bei einer schlecht gehenden Uhr das Hinderniß auf dem Zifferblatte suchen wollte. Daß aber mittelmäßige Köpfe oft leichter die Bühne erobern, als große Dichter, daß bei uns Deutschen ein Zimmermann, ein Grabbe, ja selbst ein Uhlant vor Töpfer und der sächsischen Prinzessin zurücktreten mußten, davon mag die Ursache vielleicht eben in der Natur des poetischen Talentes liegen. Ein ächter Genius muß manche geistigen Kämpfe beste-

hen, manche bittere Täuschung erfahren, bis die innere Klarheit siegreich hervortritt, und über dem Aschenkrüge vergangener Träume eine Psyche sich erhebt. Wie könnte bei solchem Ringen der Dichter fortwährend jene verständige, faßliche Form beobachten, die auf den Brettern so viel vermag? Untergeordnete Geister jedoch, die sich weniger vom nächsten Bedürfniß der dramatischen Mechanik entfernen, die nichts wissen von jenem Stolge großer Dichter, welche niemals den gewöhnlichen Begriffen der Masse schmeicheln, solche Poeten werden freilich viel klarer, viel anziehender und dem Hörer zugänglicher sein. Darum hat sich mancher wahrhafte Genius mit dem Kranze des Nachruhms begnügt, und überließ jene Kränze, die aus den Theaterlogen geworfen werden, den Dienern des Tages.

Mit vielem Unrecht hat man oft die deutsche Kritik beschuldigt, daß durch sie ein Zwiespalt zwischen Literatur und Bühne erhalten werde. Freilich hat sie nicht immer ihre Pflicht gethan, und der alte Moliere, der jedes neue Lustspiel seiner Köchin vorlas, war vielleicht besser berathen, als jegige Theaterdichter mit manchem Recensenten. In Frankreich, wo das poetische Genie weniger tief, weniger in Träume versunken ist, als in unserm Vaterlande, dort, scheint es, stehen die Dichter dem praktischen Bedürfniß näher, und Victor Hugo, Alexander Dumas und Casimir Delavigne nehmen denselben Rang, auf der Bühne ein, wie in der Literatur, während in Deutschland die Poesie und die Bühnenpraxis nur Einmal in Schiller ihre Versöhnung feierten.

Es wissen alle Zeitungsleser, daß die französische Kritik jedes neue Drama weitläufig bespricht, daß aber von den Schauspielern in jenen Feuillets nur äußerst wenig die Rede ist. Wer unsere Journale liest, kann das Gegentheil finden, und allerdings hat man vielfach die Klage gehört, daß darstellende Künstler in Deutschland weit mehr als selbst die Dichter berücksichtigt werden. Aber wenn wir uns an den Ausspruch Schillers erinnern, daß der Schauspieler mit dem Ruhm der Gegenwart geizen muß, daß ihm die Krone der Unsterblichkeit nicht winkt, während der Dichter und der Maler ihren Zeitgenossen gegenüber ruhig an die Nachwelt appelliren können, so wird man den Künstlern, welche uns die Idee des Schönen am nächsten und wirksamsten vorführen, die anmuthige Zierde des öffentlichen Preises nicht mißgönnen. Wenn der Vorber des Schauspielers der vergänglichste ist, so ist er doch auch der frischeste, nächst dem Kranze des Volksredners, einem Kranze, der in unserm Vaterlande nicht blüht. Die Zeit ist vorüber, wo die Schauspielerkunst von den andern Geistesrichtungen nur vornehm geduldet wurde, sie steht hoch geehrt unter ihren Schwesterkünsten, und mit dem Namen Seydelmann oder Sophie Schröder wird einer der Höhenpunkte deutscher Bildung bezeichnet. Freilich trat ein Mißverhältniß in der Schät-

zung großer Dichter oft gar zu grell hervor; der größte dramatische Genius der jüngsten Zeit, der gewaltige Grabbe, hungerte eine Zeitlang in einem Dachstübchen der Bockenheimer-Straße in Frankfurt, während auf der nahen Bühne De Bachs Kunstreiter sich bewundern ließen. In Deutschland, wo man Sängerinnen die Pferde ausspannt, erhielt Friedrich Rückert als Ehrenbezeugung für seine Poesie von Bremen aus eine Kiste Cigarren! —

Da aber nun alle diese Uebelstände so tief gefühlt werden, da jeder Gebildete dem deutschen Schauspiel ein frisches Gedeihen wünscht: welches, fragen wir, sind die Richtungen, die das Drama zu nehmen hat, um den Hörern wieder freundlich nahezutreten, und sie wahrhaft zu erheben? Das Lustspiel vor Allem, soll es ewig nur dramatisirte Anekdoten bringen, ohne Kraft und Leben, ohne Schilderung der modernen Welt, ihrer Schwächen und Verkehrtheiten? Wenn Schiller von den deutschen Narren sagt, sie seien so schlimm, daß man sie nicht einmal zur Komödie brauchen könne, so ist dieses nur insofern wahr, als allerdings ein freies öffentliches Leben vorhanden sein muß, um einzelne Thorheiten zu wahrhaft komischer Bedeutung zu erheben. Aber hat sich dieses öffentliche Leben nicht hinlänglich in der neuesten Zeit geregt; und haben wir nicht Monumente, Comité's, Wasserfuren, Mäßigkeitsvereine und Jubelfeste, deren Rehrseite haltbar genug ist, um den Hintergrund eines neuen Lustspiels zu bilden? Einstweilen gebührt die wärmste Anerkennung solchen dramatischen Werken, deren Streben es ist, die wirklichen Intressen der Gegenwart, die Konflikte unserer Gesellschaft, den Pulschlag der Zeit in theatralische Wirkung zu bringen. Sollen wir stets nur ungelente Landwirthe und Förster sehen oder jene bösen Dheime, die im letzten Aufzug wieder redlich werden, soll stets das Interesse der Komödie so nüchtern bleiben, daß man, um einige Anflüge ächter, volksthümlicher Poesie zu finden, in die buntscheckigen Zauberpalläste der Wiener Posse von Raimund flüchten muß? In Beziehung auf moderne Konflikte erwähnen wir mit verdientem Lob das Wirken eines Mannes, der mehrmals von dieser Stelle aus an Sie das Wort richtete, des als Kritiker so gefürchteten Gutzkow, dessen Stücke jedenfalls als höchst geistvolle Anregungen einen großen Werth behalten, der in Patkul und Saul jedoch gezeigt hat, daß er auch des festeren historischen Rothurnschrittes mächtig ist. Und wenn solchen Werken auch noch künstlerische Rundung fehlen sollte, wie kann sie denn erscheinen, wenn das Volk nicht jene Anfänge freundlich begünstigt?

Was war es, das uns an dem sonst schwachen Lustspiel: der lange Israel, so anregte und manchem ehemaligen Studenten Thränen der Rührung entlockte; was war es, als die frohe Ueberraschung, endlich einmal

ein warmblütiges Lebensbild in kräftigen Zügen vor uns zu sehen? Freilich, wenn das Lustspiel in solcher Bahn fortschreiten soll, muß zuerst noch manche ängstliche politische Rücksicht sich lösen, die auch dem dramatischen Dichter manche freiere Bewegung des Geistes hemmt, und in dieser Hinsicht bescheiden wir uns mit der Hoffnung: der Segen kommt von oben. — Und so wird auch im ernstesten Drama eine neue Tendenz, eine erhöhte moralische Wirkung sich zeigen, und der deutsche Gothurnschritt wenigstens dieselbe Theilnahme gewinnen, die man italienischen Operntakten so bereitwillig zollt. Die Kunstrichter lehren zwar, daß bei dramatischen Werken die Tendenz oder sogenannte moralische Lehre stets eine Vernichtung des poetischen Geistes sei. In der That lächeln wir wohl über den wackeren Nürnberger Poeten, der jedes Drama mit dem Spruche schließt: daß gute Lehre draus erwachs, den treuen Rath giebt dir Hans Sachs. Ja, noch bei manchen späteren Stücken erinnert die angehängte Moral an den Schluß jener Kindermord-Geschichte, wo es heißt: drum, hochgeneigtes Publikum, bring' du keine Kinder um. Wo aber die Tendenz nicht wie ein Gebrauchszettel bei Parfümerien an das Werk angeheftet ist, sondern als eine große Gefinnung aus dem Ganzen spricht und athmet, da wird die Poesie nicht beeinträchtigt werden, sondern vielmehr einen höhern Reiz erhalten. Und in dieser Beziehung geben wir uns noch immer der so heftig angefochtenen Meinung hin, daß keine Tendenz für den jetzigen Zeitpunkt förderlicher sein könnte, als die vaterländische. Hat nicht ein kleines, in ästhetischer Hinsicht schwaches Lied, weil es dieser Sympathie sich angeschlossen, wie ein Lauffeuer vom Rhein bis zur Ostsee gezündet? Was hindert die dramatischen Dichter, sich auf diese Weise des Schatzes deutscher Geschichte zu bemächtigen, und das Volk mit seiner großen Vorzeit bekannt zu machen?

Man wende nicht ein, daß diese Geschichte verworren, oft ohne Interesse, ja sogar zuweilen unerfreulich sei; der ächte Genius, der Wasser aus dem Steine schlägt, wird auch dieser Masse Leben entlocken. Was ist einförmiger und trauriger, als die Kämpfe der rothen und weißen Rose in England, und wie hat Shakspeare sie lebensvoll darzustellen gewußt! Das Verworrene wird durch den Geist gelichtet, das Düstere durch die Wehmuth geadelt. Freilich geht die Bedeutung eines Hamlet, Faust oder Don Carlos über nationale Sympathieen weit hinaus; aber gleichwohl knüpfen sich an den Aufschwung des deutschen Volksgeistes die schönsten Erwartungen für unsere Bühne. Wenn nicht als Weissagung, lassen Sie uns doch dieses als freudige Hoffnung aussprechen; und indem wir auf die Größe der deutschen Vergangenheit hinweisen, gedenken wir zum Schluß noch jener alten, auch in dieser Hinsicht bedeutungsvollen, Sage von dem verborgenen Schatz im Kyffhäuserberg.

Tief im längst versunkenen Schlosse
 An krySTALL'ner Bergeswand,
 Ruht der edle Barbarosse,
 Träumend von dem deutschen Land.
 Ihn umschwebt noch seiner Tage
 Wundervolle Herrlichkeit,
 Die nun als verflung'ne Sage
 Tönt in dieser neuen Zeit.

Und ein Schatz liegt dort im Grunde,
 Dessen Spur sich längst verlor;
 Aber einmal, geht die Kunde,
 Steigt er glänzend noch empor!
 Forseth nach ihm mit frischem Muthe;
 Denn glücklich wird der Mann,
 Der die rechte Zauberruthe
 Ueber ihm erheben kann.

Und wir glauben dem Berichte,
 Der uns ward zu dieser Frist,
 Daß des deutschen Volks Geschichte
 Dieser Schatz des Kaisers ist;
 Daß er unserem Geschlechte
 Durch Verheißung ihn verlieh,
 Wenn es führen kam die rechte
 Zauberruthe, Poesie!

Ja, es ist in Staub gesunken
 Alter Tage Herrlichkeit.
 Darum, daß ihr letzter Funken
 Nicht erstickt in dieser Zeit,
 Lasset uns ein Bündniß stiften,
 Sie im Bilde zu erneu'n,
 Aus den Grüften, aus den Schriften
 Ihre Geister zu befrei'n.

Elfaß und Flandern.

Eine Glosse.

In den deutschen Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst findet sich ein beachtenswerther Aufsatz: „Elfaß und deutsche Kunst und Wissenschaft,“ dem wir, da er einige Vergleichungspuncte mit dem Verhältnisse zwischen Belgien und Deutschland darbietet, folgende Stelle entnehmen:

„Seit mehreren Jahren bereits, und zwar mit jedem Jahr in größerer Anzahl, erscheinen in Straßburg in deutscher Sprache verfaßte Werke, deren Verfasser die Geschichte des Elfaß und den Sagenkreis des Landes, theils in ernster Forschung, theils im Gewande der Dichtung, mehr oder weniger umfassend bearbeiten. Die Tendenz dieser Werke ist sichtbar, die alten Erinnerungen des Landes zu beleben und die Verwandtschaft seines Volksstammes mit dem deutschen Nachbarlande nachzuweisen. An sie reihen sich mehrere Zeitschriften an, die, in deutscher Sprache redigirt, in noch größerem Umkreise und mit unmittelbarer Wirkung denselben Zweck verfolgen. Noch in jüngster Zeit hat der Prof. Strobel am Gymnasium zu Straßburg, den ersten Band einer vaterländischen Geschichte herausgegeben, in welcher er den deutschen Ursprung des Volkes, die frühere Verbindung des Landes mit dem übrigen Deutschland anerkennt und nachweist.

„Auf diese Weise gibt sich — inmitten der Bemühungen der französischen Bevölkerung und Regierung, welche nicht wenig von den reichern Familien deutschen Ursprungs unterstützt werden, die sich dieses Ursprungs schämen, und gern sich als Franzosen von Geburt angesehen wüßten, daher jede Spur deutscher Gesittung und deutschen Lebens aus ihrer Nähe eifrig verbannen, — eine deutsche Partei zu erkennen, die in der Geschichte des Landes ihre Berechtigung, in den Ueberlieferungen und den Gewohnheiten des Volkes ihre Stütze findend, einen Verein gebildet hat, wo deutsche Kunst und Wissenschaft gepflegt, und wo möglich weiter gebildet wird.

„Gewiß würde in jedem Lande ein solches Streben, das sich so rein von jedem fremden Beweggrunde, frei aus dem eignen Bedürfnisse erzeugt

hat, rühmend von Deutschland anerkannt werden müssen. Wir erkennen freudig die Bemühungen des Auslandes an, die es an Erforschung und Aneignung der deutschen Sprache und Wissenschaft wendet, wir begrüßen die Auferstehung der deutschen Dialekte in Flandern, Brabant und den übrigen niederländischen Provinzen, als ein Ereigniß voll guter Vorbedeutung; und sehen darin eine Erweiterung, gewissermaßen eine geistige Eroberung früher zu Deutschland gehöriger Gebiete. Und hier in einer Provinz, die nur durch die Schwäche der Zeiten für Deutschland verloren ging, welche fremde Eroberungsfucht und engherzige heimische Politik von dem deutschen Staatskörper losrissen, sollten wir in dieser gewiß eigenthümlichen Erscheinung nichts sehen, als ein seltsames Naturspiel? Wir sollten in dem ernstern Streben der Gelehrten, in der Stimme der Dichter nur die augenblickliche Laune erkennen, die mit den Formen spielt und sich im Gebrauche einer mühsam erlernten Sprache ergötzt?“

Wenn es wahr ist, daß Frankreich durch einen nun bald zweihundertjährigen Besitz des Elsasses nichts mehr für sich gewonnen hat, als die Stimmen rhetorischer Publicisten und Kammerdeputirten, nebst der modernen Anhänglichkeit jener Afterpatrioten, welche sich ihres Ursprunges, — mit mehr Grund vielleicht ihrer Natur und Gesinnung — schämen zu müssen glauben, so wäre es allerdings nothwendig, daß Deutschland jene geistige Eroberung, durch seine Theilnahme und Mitwirkung an allem Ursprünglichen und Nationalen unterstützte. Es ist nur zu wünschen, daß diese sogenannte Eroberung eine geistige werde, denn nur in diesem Falle wird sie zugleich bereichernd und innerlich befreiend wirken. Der nächste politische Verband eines Landes ist eine Frage, die hier nicht in Betracht kommt; die Zeit, in der wir leben, strebt nach einer allgemeinem Staatenordnung, sie geht darauf aus, die gebildetsten Völker Europa's durch gemeinsame Interessen zu einer Gesamtgruppe zu stellen. — Was Belgien betrifft, so findet es in seiner Selbstständigkeit und dauernden Einheit die wahre Kraft, um die geistigen Elemente der benachbarten und verwandten Völker in sich zu verarbeiten. Dieser reiche Boden trägt einen so bestimmt ausgesprochenen Charakter, seine Geschichte hat eine so individuelle Färbung, daß er, dem deutschen Vaterlande gegenüber, sich nicht bloß empfangend, sondern auch mittheilend und anregend zu verhalten hat. Wenn man den Elsaß als eine von Deutschland, durch Verrath und Schwäche, an den Fremden abgefallene Provinz ansehen muß, so zeigt sich in Belgien vielmehr ein aus altgermanischer Wurzel entsprossener, freier, in vielfachen, kräftigen Zweigen gegliederter, selbstständiger Stamm, ein Wachstum voll eignen Triebes, voll innerer, fester Dauer. Die flämändische Sprache, deren erneuter Anbau eine schöne Frucht des, nach allen Richtungen, frei sich bewegenden

Landes ist, darf man nicht für einen jener niederen Volksdialekte nehmen, denen die Sprache der Gebildeten, der volle Ausdruck der Poesie und des öffentlichen Lebens, gegenüberstände; sondern sie ist eine in sich abgeschlossene Art, eine Species der deutschen Sprachfamilie, welche, vermöge ihrer Fülle und Bildsamkeit, nicht ungeeignet scheint, sich neben dem Hochdeutschen, nach ihrem eigenen Triebe und Gesetze, zu entwickeln und geltend zu machen. Unter der Hand eines begabten Schriftstellers, kann das Flamändische viel Ausdruck und Reiz annehmen; denn mit der Milde und Natürlichkeit des Niedersächsischen verbindet es die lebendigen in alle Schattirungen wandelnden Vokallaute der englischen Mundart.

Sehr wahr heißt es weiter in dem angeführten Aussage: „Ein Volksdialekt, wie jede andere Sprache, kann sich im Leben nicht erhalten, wenn er nicht fortdauernd künstlerisch gebildet wird, d. h. ohne selbstständig bestehende Literatur. Wir wenigstens erinnern uns keiner Volkssprache, die sich wesentlich von der Sprache der gebildeten Volksklassen unterscheidet, die nicht in Lied und Romanze wenigstens eine gewisse künstlerische Ausbildung erhalten hätte. Man gedenke nur der verschiedenen italienischen Volksdialekte, welche reiche geschriebene und gedruckte Literatur bieten sie den Freunden solcher Studien; gleiche Ausbildung besitzen die verschiedenen Dialekte der pyrenäischen Halbinsel. Wer kennt nicht die reiche, bis in die neueste Zeit fortgeführte Literatur der Provence; und ebenso bestehen auch in der Bretagne Schauspiele und Romanzen in Menge, welche diese Sprache zu einer Schriftsprache ausgebildet haben, ja wenn man den Erzählungen der verschiedenen Reisenden, und den Versicherungen und Angaben französischer Literatoren Glauben beimessen darf, pflanzt sich in dieser merkwürdigen Provinz eine Schule Volksdichter fort, die, aus dem Volke entsprossen, immer noch beschäftigt sind, diesen Dialekt künstlerisch zu bilden.“ —

Durch den Anbau der Dialekte in der Literatur — eine Erscheinung, die gegenwärtig in Deutschland bemerklich wird, — treten sich die einzelnen Stämme eines Völkerganzen wieder näher. Das naive Bewußtsein des Landbewohners theilt sich den freieren Ständen erquickend mit, die ihre künstliche Existenz gern mit den Weisen des Volksliedes, mit dem Gesange eines Hebel, eines Burns, erfrischen. Die Stimmen des Volkes sind die Klänge der Vergangenheit, in denen wir oft am reinsten die Naturanlage, das Gemüth, den sittlichen Werth einer Nation, in ursprünglicher Einfachheit, erkennen. Das Neu erwachen dieser Stimmen, welche Deutschland an seinen Grenzen nicht minder, als in seinem Innern vernimmt, scheint auch mit jener Geistesrichtung im Allgemeinen zusammenzuhängen, durch welche Deutschland heutzutage seine alte Literatur und Sprache, seine erste Jugend, wieder hervorrufft. Das deutsche Leben ist in diesem Jahrhundert in seinem tiefsten

Quelle angeregt worden; was Wunder also, wenn alle Ströme und Brunnen, die daher stammen, zu gleicher Zeit anschlagen? Deutschland, bisher wenig mit seinen allgemeineren historischen Interessen beschäftigt, greift seit Anfang dieses Jahrhunderts in seine, lange Zeit fast verschollene, Vergangenheit zurück.

Die Poesie, in solchen Dingen von schöpferischer Gewalt, hat es dargethan, daß ihre wahre und echte Lebenswurzel mit dem vaterländischen Boden eins ist. Dieser allgemeine Aufschwung des deutschen Genius, den wir zunächst dem wissenschaftlichen Geiste, dann der frühern, hochbegeisterten Romantik, und dem an großen, volksthümlichen Charakteren so fruchtbarem Befreiungskriege verdanken, regt sich allmählig selbst bis in die letzten Glieder von Deutschlands Grenzgebieten; es ist in den verflossenen Jahrzehenden ein Aufguß neuer Lebenskraft über den vaterländischen Boden geschüttet, der schnell und mit Nothwendigkeit die letzten Fibern des Nervengewebes erreicht, in das der germanische Geist sich verzweigt hat.

Ein solches Aufstauen, ein solcher energischer Anklang des deutschen Bewußtseins, das gesunde Keimen aller Kräfte, welche in den Schichten seiner Geschichte und seiner Natur liegen, dürfen wir wohl als ein Vorzeichen einer umfassenderen, geistigen Befruchtung der europäischen Länder ansehen. In der Art hat unser Vaterland von jeher auf die umliegenden Staaten gewirkt. Als Centralkörper berufen, die allgemeine Ordnung unter den europäischen Mitstaaten an sein eignes Gewicht zu knüpfen, hegt es doch zugleich in sich den entschiedensten Trieb nach Individualisirung, nach freier, gleichsam centrifugaler, Entbindung der Theile; sein Einfluß wird deßhalb auf die Nachbarländer ein ganz anderer sein, als jener, wie ihn Frankreich, im Wege der Waffeneroberung und der Ausmerzung lebensvoller Unterschiede, ausgeübt hat, und wir zweifeln nicht, daß ein anregender, entwickelnder, und ebendeshwegen ein geistiger, sich zeigen wird. Wenn andere Völker die See überschiffen, um Colonien zu Nutzen des äußern Lebensbedarfes anzulegen, so hat Deutschland, wie es scheint, den schwierigeren Beruf, die Pflanzstädte der Wissenschaft, der schönen Literatur, und der Kunst auf dem befreundeten Nachbarboden zu gründen. Die Zeit kann nicht fern sein, wo dieß, vielleicht ohne Wissen und Willen der Völker, ins Leben treten wird. Für's Erste müssen die Völkerschaften sich bestimmen, ihrer selbst, ihrer verlebten Jahre, ihrer gewonnenen Erfahrungen inne, ihrer natürlichen, innern und äußern, Anhaltspuncte gewiß werden. Aus der Betäubung, womit das vorige Jahrhundert schloß, und das jezige anhob, muß sich die Klarheit des nationalen Willens und Wissens einporringen. Daher, in unsern Tagen, wenig so erfreuliche Erscheinungen, als das Erstehen heimathlichen und vaterländischen Sinnes, nichts fernhafter und ersprißlicher, als das Wachsthum jener edlen Bürgerkraft, die in

den allgemeineren Kreisen des Lebens, die sich jetzt um uns schlingen, den Werth des Nächsten, die Liebe zum Boden, zu Volk, zur Sprache, Geschichte und Sitte festzuhalten weiß. Der Verkehr, welcher jetzt ganze Völker einander näher bringt, die Gegenwärtigkeit, in welche alle Dinge treten, wird vielleicht eine ganz neue sprachliche Entwicklung hervorrufen: die Sprache müßte ja den Verkehrsmitteln, welche die Technik liefert, gewachsen sein. Doch steht nicht zu befürchten, daß eine farblose, matte Allgemeinheit daraus zu Tage komme, ein schmiegsamer Ausdruck der Allerweltlichkeit — denn weiter schaut die beliebte Weltliteratur nicht; sondern, durch den persönlichen Verkehr, tritt der Mensch dem Menschen erst recht mit seiner ganzen eigenthümlichen Entschiedenheit, seinem unaustilgbaren Wesen, gegenüber. — Für einen weitem Gesichtskreis ist in diesem Betracht die Naturanlage solcher Vereinsländer, wie die Niederlande, die Schweiz u. a., von großer künftiger Wichtigkeit; und es ist ein nicht zu mißkennender Grundzug in diesen Ländern der Mitte, daß sie den Sinn für das Besondere und Heimathliche bewahren, als wollten sie dadurch andeuten, daß sie, vermöge ihrer eigensten Kräfte, dem gewaltsamen Ueberfluthen eines Elementes in das andere, sich entgegenzustellen im Stande sind. —

Es macht immer einen sonderbaren Eindruck, wenn man in Belgien, einem Lande, welches sich nach Außen der völligen Unabhängigkeit, nach Innen einer staatlichen und industriellen Entwicklung erfreut, die ganz sein eignes Werk ist, in fremden Blättern, wie dieß so gern in französischen geschieht, sogar die politische Existenz desselben zweifelhaft gemacht findet. In dem Abschluß oder Abbruch eines Handelsvertrages glaubt man das künftige Geschick eines Volkes voraussehen zu können; in dem Gebrauche der einen oder andern Sprache für die öffentlichen Geschäfte sucht man Gründe, um die Interessen dieser oder jener Partei mit Hoffnung zu nähren. Ein Volk, das sich frei fühlt, wird nichts anderes zu thun haben, als zu zeigen, was es ist, an den Tag zu heben, was für geistige und historische Schätze in ihm ruhen. Wir sehen Belgien, das jüngste Erzeugniß der europäischen Geschichte, als den Boden an, der, nicht bloß durch seine Lage, wie man oft sagt, sondern eben so sehr durch die innere Anlage der Bewohner, geeignet ist, die verschiedenen Charaktere der drei Hauptvölker, die sich um dasselbe reihen, in nahe Berührung, in geistigen und materiellen Verkehr zu bringen. Dieser Verkehr wird dem Lande eine reiche und blühende Bildung gewähren; und es kommt ihm selbst, durch das Festhalten an seinem eignen Centrum und durch die Pflege der mannichfachen Culturkeime, die es enthält, entgegen.

Sch.

Reisebriefe.

Von

A. Weil.

1.

Paris — vor der Abreise.

Fort, fort, aus dem Getümmel der berausenden Parttheileidenschaften; fort aus dem Ahasverusleben, fort aus der freien Stadt, wo man keinen freien Vogel antrifft. Alle Wasser gehen ins Meer, sagt Salamon und das Meer wird nicht voll, alle Wege gehen bis heute noch nach Paris und Paris wird nicht voll — leider wird es sich einst doch übergeben müssen!

Nach Deutschland, heißt es jetzt allenthalben, nach dem Rhein! Dort soll Ruhe und Poesie, dort soll der Niebelungenhort noch zu finden sein — Ruhe, wenn alles um mich her strebt und ringt, jauchzt und singt; wenn die Fahne der Bewegung, von dem Geistessturm des Jahrhunderts gepeitscht, laut aufflackert und den Weg der Zukunft bahnt, — nein, ich suche nicht Ruhe, nur eine Bewegung suche ich, ich suche nicht Poesie, denn wer die nicht, wie die Schnecke ihr Haus, mit sich führt, der wird sie nirgend finden. Nach Deutschland, ruft es aber dennoch in meinem Herzen. Dort soll die Zukunft der Welt begraben liegen, wenn Frankreich seine Sendung verkennt, und ich fürchte, es verkennt sie. Mein Geist, wird in Deutschland oft daran zweifeln müssen, mein Herz aber glaubt daran, und ich glaube meinem Herzen. Es giebt Menschen — sieben Achttheil der Menschheit — die von dem Beruf eines Schriftstellers keine Ahnung haben, die wenn wir ihnen von der Zukunft reden, mitleidig die Achsel zucken, und all ihren Geist anwenden, um ein dummes Lächeln hervorzubringen und die von uns sagen, der Mensch ist verrückt, toll, es ist jammersehade, ich gäbe ihm tausend Gulden jährlich, wenn er mir meine Correspondenz führte. Ich bin fest überzeugt, daß zu Sokrates Zeiten, ihm so mancher

gute Freund einen wohlgemeinten Rath gab, er solle ferner Steine hauen und die Welt, Welt sein lassen, und ich sehe vor meinen Augen, wie der Rabbi Simeon, der erste Lehrer Jesus, sich die Hände reibt und sagt: Gott, was hat ers nöthig, sich als König von Israel und als Gottes Prophet und Sohn zu erklären, ich hätte ihm meine Tochter Miriam zur Frau gegeben und meine Stelle im Tempel dazu! Und Isai und Sokrates, und die Apostel und Arnold von Brescia und Savonarola und alle die, die gebraten und gesotten wurden, im Namen Gottes, der sich sein Roastbeef aus dem edelsten Fleische herausfuchte, gelten sie nicht bei den Meisten für verrückt? Denn unglücklicherweise gehet der Gedanke der That oft vier bis fünf Jahrhunderte voran. — Der Gedanke — ein Funken der aus der Unendlichkeit in ein Menschenherz fällt und es so oft verzehrt, ehe die andern Herzen ihm zu Hülfe eilen. Und doch wenn ein solcher Gedanke einmal in der Luft liegt, wenn ihn ein Mensch unbestimmt ausgesprochen, — dann halten ihn alle Mächte der Erde und der Elemente nicht an. Und der, der es wagt ihn aufzuhalten, gleicht demjenigen, der seinen Kopf in die Mündung der Kanone steckt, um sie zu verhindern loszubrennen. Es giebt keinen Prophet mehr, aber Propheten! Nicht mehr spricht ein Individuum das Wort Gottes allein aus, denn die Menschen haben sich seither besser kennen gelernt und ihre Herzen schlagen zusammen.

Die wahren Priester der Zeit tragen weder Kutte noch Mitra, die Zukunft wird sie heiligen. Ja, nach Deutschland will ich gehen, in Deutschland liegt die Zukunft der Welt begraben, obschon man das Ohr auf die Erde legen muß, um ihre Ankunft zu hören.

2.

Strasburg.

Nun bin ich doch abgereist, und habe wieder Kornblumen und Klapprosen gesehen, und Vögel die weit herumspringen und zirpen, denn die kleinen Vögel singen nur dann stark, wenn sie im Käfig sitzen, da klagen sie und schreien und schreien und weinen und die Menschen heißen das singen, die Nachtigall allein singt und klagt in der Freiheit, aber Nachtigallen habe ich keine gehört.

Zu Zabern schlichtete ich einen sonderbaren Streit. Mit mir reiste ein Franzose, der gut Deutsch sprach — „es giebt keine Kinder mehr,“ sagte mir einst Heine, als wir Franzosen Deutsch reden hörten. Das Aufwartemädchen, das uns den Kaffee servirte, sprach Deutsch und Französisch. Ich sprach gleich Deutsch mit ihm und fragte es, ob es lieber französisch serviere,

„Es geht halt nix über das Ditsche!“ platzte es heraus. Der Franzose fragte: Warum? „weil ich die Welsche nit lide kann“ — antwortete es rasch, „sie sin all so falsch.“ Der Franzose zuckte mit den Nasenflügeln, behauptete, es müßte in einen Franzosen verliebt gewesen sein. „D nai, erwiederte es, die Welsche wissen so gar nit wo man einen gern hat.“ Die ganze Gesellschaft lachte. Ich stellte jedoch den Frieden zwischen meinem Freunde und dem sehr interessanten Mädcl bald wieder her und sie reichte ihm sogar die Hand zur Versöhnung.

Nun bin ich in Straßburg, und sehe vor Allem die beiden Statuen Klebers und Gutenbergs an. Welch ein Unterschied zwischen dem elsässischen und dem pariser Künstler! Ich habe Davids Gutenberg gestochen gesehen, er schien mir sehr genial, das Original aber lehrte mich, keinem Kupferstich mehr zu trauen; denn es ist unter aller Kritik schlecht. Da ist auch nicht eine Ahnung von Weihe. Ein junges, unbedeutendes Gesicht, wenn auch hager, eine Kleidung, die den ganzen Körper älter macht, und nicht mit dem Kopfe harmonirt, das linke Bein, wie Ludwig der Bierzehnte, offen und hervorstechend, jener König war stolzer auf seine Waden, als auf Moliere, hier aber sind weder Schenkel, noch Bein ausgezeichnet, ob schon ein Gutenberg selten fett ist. Und nun noch die Comödiantenstellung, wo Gutenberg eine Probe von der Bibel untersucht, die Worte aber „und es ward Licht“ so dem Publikum zeigt, daß er sie gar nicht sehen kann. Nein, so unbescheiden war ein Gutenberg nicht, er glaubte wohl an die Wichtigkeit seiner Mission, aber hier scheint es, als prahle er damit. Das Ganze ist ächt parissisch, wo die Bescheidenheit als linksisch dumm betrachtet wird, und sich jeder in Gyps formen läßt, um seine Züge der Nachwelt aufzubewahren. Von den Hunderten berühmter Gypsköpfe im Passage Panorama werden nicht drei in die Nachwelt übergehen, und wenn David nichts Besseres geleistet hätte, als diesen Gutenberg, so stünde es übel um seinen Ruhm. Besser, kühner, gelungener ist der Kleber, aber wozu Statuen in einer Stadt, die bloß eine Citadelle genannt werden kann. Ist nicht ein Satrap aus Paris da, der unumschränkte Macht hat, alles zu billigen oder zu vernichten, was die Stadt für ihr Heil und Nutzen will? Frankreich ist das Land, wo seit dem Schach Napoleon, persische Regierungssitten im strengsten Sinne des Wortes herrschen. O Elfaß, wie lange noch wird es dauern, bis du einsiehst, daß Frankreich deiner, du aber nicht seiner nöthig hast.

Doch schließen Sie nicht daraus, daß die Elsäßer unter den jetzigen Verhältnissen deutsch werden wollen, unter zwei Nebeln wählt man das kleinste.

Man verwechsle ja nie den Wunsch des Herzens, seine Poesie, mit der prosaischen, politischen Wirklichkeit. Ich will Ihnen ein lebendiges Beispiel davon geben.

Ich sah in der Redaction des „Elsasses“ einen jungen Mann, der mit Uebersetzen ins Deutsche beschäftigt war. Ich erkundigte mich nach seinem Namen, er hieß Candidus, und hat recht artige deutsche lyrische Gedichte geschrieben. Ich machte die traurige Bemerkung, daß die Elsässer Talente alle verstümmelt werden, um als Uebersetzer zu dienen. Es sind Eunuchen, die das Serrail der beiden Sprachen bewachen. Abends ging ich mit diesem jungen Manne, einem Studiosus der Theologie, spazieren. Ich schlug mehrere Saiten an, er erwiderte, er habe jetzt für nichts Interesse. Das Uebersetzen thäte er bloß provisorisch, er müsse trachten, etwas für seine Existenz zu thun, müsse sein Examen machen, und verstehe dazu noch nicht französisch genug. Von politisch nationalem Streben kein Zeichen, er wolle nichts von Politik wissen, halte es mit Frankreich, sogar mit der Regierung. Aber warum können Sie denn nicht französisch genug? fragte ich ihn. — Ja, weil ich immer deutsch gelesen und geschrieben, jetzt aber schreibe und dichte ich nichts mehr, ich bin ganz verdumpft, nur oft, wenn ich eine Kritik in der Allgemeinen Zeitung lese, laufen mir die Augen über, klopf mir das Herz, dann möchte ich auch etwas thun, aber ich muß mein Examen machen. Das Geständniß ist sehr naiv, aber traurig. Candidus hat Gedichte zu den Elsässer Sagen, die bei Schuler erschienen sind, geliefert. Ich fragte ihn, ob sich in Strassburg nicht ein deutsches Journal erhalten könnte? — Folgendes sagte er mir, was mir Schuler und andere noch bestätigten. Es sind im Elsaß mehr deutsche Elemente, als man glaubt, doch schlafen sie, und der sogenannte gebildete Kaufmannsstand, überall der Affenstand, erklärt ihnen täglich den Krieg. Im Casino wurden alle deutschen Blätter, bis auf die allgemeine Zeitung abgeschafft, und es ist um so merkwürdiger, daß das Elsaß in diesem Augenblicke mehr als zwölf deutsche Lyriker und Schriftsteller zählt, da sie ganz von der deutschen literarischen Journalistik abgeschnitten sind, und nicht ein einziges deutsches belletristisches Journal zur Hand bekommen. Um ein Journal zu stiften, müßte man — nach französischem Geseß — die Caution leisten können, die Kosten auf ein Jahr gesichert haben, um es gratis im ganzen Elsaß auszuthheilen; dann aber werde es gewiß Theilnahme erregen, und könnte in einigen Jahren von der höchsten Wichtigkeit werden. Der Redakteur müsse übrigens ein Elsässer und ein Mann von Muth sein, weil die Regierung in Paris ihn verfolgen würde, und die hiesigen Stutzer, die französischen Dummköpfe, ihm allerlei Unannehmlichkeiten bereiten würden. Je mehr ich in das Herz des jungen Menschen drang, fand ich, daß er durch und durch Deutsch ist, und zwar wider seinen Willen, durch die Kraft und Poesie der Muttersprache. Ach, sagte er mir im Fortgehen, die deutsche Sprache läßt sich nicht so leicht vertreiben. — Ich weiß auch etwas davon zu erzählen, erwiderte ich, und überließ mich meinen Träumereien. — — —

Briefe aus London.

1.

Sophie Löwe. Deutsche Isolierung. Herzog Carl von B..... Proceß der Eisenbahn.
 Doctor Helber. Proceß der Times. Doctor Kolb. Escroquerieen. Deutsche Zeitung. Kühne's
 Rebellen in Irland. Gustow's Savage.

Die Abreise Sophie Löwe's hat das Bischen Zusammenleben der hiesigen deutschen Colonie, welches sich während ihres Engagements hier gebildet hatte, wieder aufgelöst, wenn man überhaupt die hier vereinzelt und zerstreut lebenden Deutschen eine Colonie nennen kann. Man kann es leider den Deutschen nicht nachrühmen, daß sie in der Fremde zusammenhalten, sogar in Paris, wo doch die Zahl derselben so unverhältnißmäßig groß ist, drängt sich diese Bemerkung auf, um wie viel mehr in dem ungeheuren London, wo das isolirte Leben ohnehin an der Tagesordnung ist. Die Triumphe, welche die Löwe hier feierte, hatte die Nationalkeit etwas aufgerüttelt; man freute sich des Sieges, den die geistreichen Augen der lebenswürdigen Landsmännin auf Freund John, mit den hochblonden Haaren, ausübten, und das Theater bot an solchen Tagen eine Art Stellscheine, wobei man Dialecte aus allen Gegenden Deutschlands hören konnte. Indeß wurde der Triumph, den die Deutschen von der Bühne herab feierten, in etwas wieder gestört durch einen Landsmann, der, in einer der ersten Logen sitzend, die spöttischen Blicke des Parterres auf sich zog. Denken Sie sich einen Mann mit hochgeschminkten Wangen und gefärbtem Barte, die Farbe der Kleidung im schreienden Gegensatz, mit goldenen Ketten, wie ein Zahnarzt, behängt, glänzende Brillantringe an den Fingern über die Handschuhe, mit einem Binocle bewaffnet, das an Dimension einer kleinen Kanone nahe kömmt, mit herausgebogenem Leibe, und Blicken, die zu sagen scheinen: Betrachtet mich! Denken Sie sich diesen Mann in Mitte der englischen Aristokratie, in ihrer feinen Zurückhaltung in Toilette und Bewegung, und Sie werden leicht begreifen, daß das landsmännische Gefühl durch diese Erscheinung eben nicht sehr erquickt wurde, um so mehr, als jener Herr allgemein als ein Deutscher bekannt ist. Es war der ehemalige regierende Herzog von B....., der Herzog Carl, der jetzt

London zum Aufenthalt sich erwählt hat, und die Klatschchronik mit willkommenen Stoffen bereichert. Sophie Löwe ist vor vierzehn Tagen von hier abgereist, mit dem festen Versprechen, wieder hieher zurückzukehren.

Es wäre überflüssig, über das Talent und die Leistungen dieser Sängerin noch ein Wort zu melden; es ist ein Mädchen voll Geist und feinem Wig. Der österreichische Baron N. sagte zu ihr in meiner Gegenwart: Ich wette, Sie gehen am Ende doch wieder nach Berlin, was wollen Sie in diesem fremden London, wo Sie doch nie heimisch werden, und wo Ihnen mancher Verdruß eben so wenig fehlt, als in Deutschland. „Verdruß,“ antwortete die Löwe, Verdruß bleibt Verdruß, es ist das unausbleibliche Loos eines Schauspielers, daß er sich über seine Collegen ärgert. Aber ich ziehe es vor, mich über Lablache und die Grisi zu ärgern, als über Herrn Blum und Fräulein von Faschmann.“

Die Löwe spricht allerliebste englisch, was sonst bei den hiesigen deutschen Damen selten der Fall ist. Man sollte überhaupt nicht glauben, welch' eine Masse von Deutschen England bereisen, ohne ein Wort von der Sprache zu verstehen. Man rühmt die Deutschen sonst mit Recht als gründlich, in dieser Beziehung sind sie aber nicht viel besser, als die Franzosen.

Das Einzige, was sich zu ihrer Entschuldigung anführen läßt, ist, daß die deutsche Sprache so viele vortreffliche Werke über das Nationalleben anderer Völker, und so getreue und prächtige Uebersetzungen der fremden Literaturen besitzt. So lernt der Deutsche in seinem Studirzimmer, hinter dem warmen Ofen, die Sitten und Lebensweise anderer Völker kennen, und gewöhnt sich nicht selten an den Gedanken, daß die Kenntniß ihrer Sprachen nicht eben sehr nothwendig sei. Und zieht es ihn nach dem Lande seiner Sehnsucht, so schnallt er seinen Reisekoffer, und tritt die Wanderung an, ohne sich viel zu kümmern, ob er die gehörige Summe an Worten und Redensarten mit sich führt, um zu verstehen, oder auch nur, um sich verständlich zu machen *).

So wurde vor wenigen Tagen ein junger preussischer Arzt, Herr Doctor Helber, bald ein Opfer seiner Unkenntniß. Es ist einer der Unglücklichen, der bei dem schrecklichen Unfall auf der Eisenbahn, zwischen London und Brighton, verwundet wurde. Bei dem ungeheuren Stoß der Wagen ging ihm das Seitenschloß in die Rippe, da er in der Angst sich hinausstürzen wollte. Die Aerzte, die nicht sogleich bei der Hand waren, konnten bei ihrer Ankunft den Halbohnmächtigen, der durch Zeichen sich nicht verständlich machen konnte, und der Sprache nicht mächtig war, nicht die gehörige Hilfe leisten; die Verwundung hat einen ernsthaften Charakter angenommen, und das Leben des jungen Gelehrten soll noch immer in Gefahr sein.

*) Es ist nicht so arg, als es scheint! Wir wollen doch einmal zählen, wie viele Engländer und Franzosen Deutschland bereisen, ohne ein Wort Deutsch zu verstehen, und wie viele Deutsche Frankreich und England bereisen, ohne Englisch, oder Französisch zu verstehen! D. Med.

Bei der Gelegenheit dieses Eisenbahnunglücks hatten wir wieder eine Probe von der englischen Jury. Es war ein allgemeiner Schrei des Entsetzens, als die Nachricht nach London kam; man sprach von dreißig Todten, und unzähligen Verwundeten, da Fama bei solchen Gelegenheiten sehr geschäftig sich zeigt. Die Ueberzeugung, daß die Compagnie an Allem Schuld sei, und zu Strafe und Schadenersatz verurtheilt werden müsse, war so allgemein, daß die Aktien jener Eisenbahn sogleich um ein Bedeutendes sanken. Zwar erfuhr man bald, daß die Zahl der Todten glücklicherweise nur auf vier sich erstreckte, nichtsdestoweniger war man überzeugt, daß die Compagnie verurtheilt werden müsse. Die Untersuchung fand sogleich statt, und wurde Tags darauf einer Jury vorgelegt. Wie groß aber war das Erstaunen, als man vernahm, die Compagnie sei zum Erfase von Einem Schilling verurtheilt worden.

Der Gang des öffentlichen Lebens in London ist so himmelweit unterschieden von dem in Deutschland, daß dem Deutschen das Verständniß oft dazu fehlt. Gibt es in Deutschland eine Zeitung, die ihrer Ehre das Opfer brächte, welches die Times unlängst sich kosten ließ? Ich weiß nicht, ob Ihnen der Fall schon bekannt ist. Eine nähere Angabe der Thatsachen, welche dabei statt gefunden, können eine Vorstellung von der Wichtigkeit des Journalismus geben und von dem Ansehen, dessen er hier genießt, und in allen Ländern genießen muß, wenn er ohne Rückhalt die Wahrheit zu sagen und zu vertheidigen versteht.

Im Monat Mai 1840 zeigte die Times eine Gaunerbande, von vornehmer Stande, an, welche vermittelst Wechsel auf das Haus Glyn und Comp. zu London, die Banquiers des Continents ausbeutete, und bereits eine Summe von 3 bis 400,000 Franken an sich gebracht hatte.

Unter den zwölf oder fünfzehn Individuen, welche das englische Journal, als dieser Bande angehörig, bezeichnet hatte, befand sich ein gewisser Herr Vogle, Associe eines englischen Hauses zu Florenz. Auf diese öffentliche Anzeige versuchte es Herr Vogle nicht, sich zu vertheidigen; er sagte zu seinen Associes, daß er ein ruinirter Mann sei, versprach ihnen, die Bank nie wieder zu betreten, und verstand sich dazu, den nämlichen Tag die gerichtliche Aufhebung des mit ihnen geschlossenen Vertrages zu unterzeichnen. Den Tag darauf wurde er, durch einen Befehl der großherzoglichen Regierung von Toscana, angewiesen, unverzüglich das Land zu verlassen; er reiste nach England, indem er sich jedoch hütete, Frankreich zu berühren, wo er befürchtete, festgenommen zu werden.

Noch ehe Herr Vogle in England anlangte, hatte die Times schon die ganze Verschwörung enthüllt. Durch den Eifer eines ihrer Correspondenten hatte sie Abschriften von fünf, auf der Pariser Post, mit Beschlagnahme belegten Briefen erhalten, in denen die Theilnehmer des Betruges sich über ihre Operationen gegenseitig in Kenntniß setzten; auch hatte sie einen Bericht in Händen, über das Verhör von zweien aus dem Lande, die man in Belgien festgenommen hatte, und deren Geständnisse über die Mitschuldigen, unter denen auch der Banquier von Florenz figurirte, den vollständigsten Aufschluß gaben.

Nach London zurückgekehrt, besann sich indes Letzterer eines andern; er erklärte die Angabe der Times für Verleumdung, und forderte das Journal, unter Androhung eines Ehrenkränkungsprocesses, auf, alles zu widerrufen, was es, in Betreff seiner, ausgesagt hatte. Die Eigenthümer der Times, überzeugt von der Zuverlässigkeit ihres Correspondenten, und im Gefühl der Pflicht, welche ihnen, gegenüber dem Publikum, obliegt, zogen es vor, die Sache zur gerichtlichen Untersuchung kommen zu lassen. Kein Opfer schien ihnen zu groß, um sich die Beweise der veröffentlichten Thatsachen zu verschaffen. Fünfzehn Untersuchungscommissionen begaben sich, auf ihre Kosten, nach Brüssel, Florenz, Triest, und nach andern Orten, wo man Nachweise über jene Bande zu finden erwarten durfte.

Frankreich wurde in dieser saubern Verbindung durch zwei Marquis, einen Baron und ein Freudenmädchen repräsentirt. Aus den gerichtlichen Nachforschungen ist hervorgegangen, daß einer der Marquis in London die Platte hat stechen lassen, mit der man die falschen Wechsel abzog; daß derselbe sich sodann nach Florenz verfügte, wo Herr Bogle ihm einen wahren, von H. Glyn und Comp. unterzeichneten Wechsel einhändigte, und daß der Schwiegervater des Herrn Bogle, mit Hilfe eines höchst sinnreichen Instruments, die Unterschrift auf die falschen Wechsel setzte. Die Aussage eines Herrn Kerrik, Associates von Herrn Bogle, hat endlich die Sache zur Entscheidung gebracht; nach kurzer Berathung schätzte die Jury den Schadenersatz für die, Herrn Bogle zugefügte Ehrenkränkung, auf einen Pfennig!

Diesen Betrag hat Herr Bogle für die, ohne Zweifel sehr bedeutenden Kosten, die er gehabt, herausbekommen; außerdem aber hat er die, für diesen Proceß berufenen, Specialjurys bezahlen müssen; denn jeder Geschworne hat, in Betracht der Specialität, für die er ernannt ist, einen Anspruch auf eine Guinee Entschädigung. Die beiden in Belgien eingezogenen Individuen sind zu 12 und 15 Jahren Zwangsarbeit verurtheilt.

Die Ausgaben der Times belaufen sich auf 75,000 oder gar, wie man sagt, auf mehr als 100,000 Franken. Welche deutsche Zeitung würde, oder könnte eine solche Summe an ihre Ehrenrettung wagen? Ich erinnere mich nur eines Beispiels, wo ein deutscher Journalredacteur eine eclatante Manifestation gegeben hat, daß ihm die makellose Ehre der Redaction heiß und wahrhaft am Herzen liegt. Dieses Beispiel gab Doctor Kolb, in jener bekannten Duellgeschichte mit dem Redacteur eines andern politischen Blattes in Stuttgart. Freilich haben die deutschen Zeitungen nicht so häufig Gelegenheit, in Collisionen zu kommen, da sie ohnehin stets bewacht, und in ihren Aussprüchen begrenzt werden. Dagegen fehlt ihnen leider auch der große Einfluß auf ihre Nation und die Gesellschaft. Der Proceß der Times hat dagegen gezeigt, welche Wichtigkeit man hier dem Journalismus beilegt.

Die vornehmsten Banquiers und Handelsherren von London haben nämlich eine Zusammenkunft gehalten, um jenem Journal, im Namen des Handelsstandes, Dank-
sagungen und Glückwünsche auszusprechen. Das Einladungsschreiben war von den

Herrn Rothschild, Mastermann, Baring, Barclay, Attwood, Jones Lloyd, Prescott, u. s. w., unterzeichnet. Die Versammlung hat am 2. Oktober im Mansionhouse, unter dem Vorsitz des Lord Mayor, statt gefunden. Folgender Vorschlag ist von Herrn Mastermann, einem Repräsentanten der City, gemacht worden:

„Die Versammlung wünscht, auf die ausdrücklichsste Weise, ihre Hochschätzung auszusprechen, wegen der unermüdblichen Thätigkeit, der Ausdauer, und Gewandtheit, welche die Eigenthümer der Times, in dem Proceß Bogle gegen Lawson, an den Tag gelegt haben, indem sie die ausgebreitetste und betrügerischste Verschwörung enthüllt haben, die jemals gegen die handeltreibende Welt angesponnen ist.“ Dieser Vorschlag ist einstimmig angenommen worden. —

Ich werde Ihnen in meinem nächsten Briefe ausführlichere Charakterumrisse über die hiesige periodische Presse geben. Die Details über die hier erscheinende deutsche Zeitschrift, die Sie von mir verlangen, sollen dann einen Platz darunter finden.

Ein junger Buchhändler in der City, Herr Gowdes, der längere Zeit in Deutschland gewesen, beabsichtigt eine Bibliothek moderner deutscher Schriftsteller in englischer Sprache herauszugeben. Ein gewisser Doctor Wagner und der tüchtige und verdienstvolle deutsche Sprachmeister Löhr sollen die Hauptübersetzer sein. Der Anfang wird mit Guskow's Richard Savage und mit Kühnes Rebellen aus Irland gemacht werden. Es scheint als ob der Verleger sich mit Guskow in persönliche Verbindung gesetzt habe, da meines Wissens das vielbesprochene Drama dieses Schriftstellers noch nicht im Buchladen erschienen ist *). Wahrlich, es wäre einmal Zeit, daß dem deutschen Schriftsteller ein Theil von jener Ehre zuertheilt wird, die wir mit so vollen Händen fremden Literaturen geben. Was haben die deutschen Buchdruckereien in den letzten zehn Jahren nicht alles übersetzt, aus dem Englischen, aus dem Französischen, aus dem Russischen, Schwedischen, Holländischen, und in wie geringer Anzahl hat man unsere Geistesprodukte dem Auslande vorgeführt!

Dr. B. B.

*) Wir würden der Brockhaus'schen Buchhandlung rathen, einige Exemplare mehr von dem Französischen Taschenbuche nach London zu senden. Nicht jeder weiß, daß der Savage in diesem Winkel steckt.

D. A.

Briefe aus Paris.

Cotta. Die deutschen Bücher und Reisende. Die Herbstschwalben bei Moriz Schlesinger. Brockhaus und die Lafarge. Jules Janin als Ehemann.

Oktober.

Man spricht davon, daß die Cotta'sche Buchhandlung hier ein Depot errichten wird, in welchem ihre Auflagen der deutschen Klassiker: Schiller, Göthe, in so bedeutenden Minderpreisen verkauft werden sollen, daß es den hiesigen Nachdruckern unmöglich sein wird, ihre mühevollen, von den lächerlichsten Druckfehlern wimmelnden Ausgaben abzusetzen. Es ist unglaublich, was die Detot'schen Nachdrücke für eine Verbreitung gefunden haben. Nach England, Rußland, überall hin wälzten sie ihre sündige Ueberschwemmung. Sogar nach Deutschland werden sie eingeschmuggelt.

Fast jede wohlhabende deutsche Familie, die eine Lustreise nach Paris macht, führt in ihrem Reisekoffer ein kleines Sortiment solcher Nachdrücke nach Deutschland zurück. In Summa ist dieß keineswegs so unbedeutend, als man wohl glaubt. Trotz der Schilderung, welche die deutsche Journalistik der neuesten Zeit von Paris macht, als ob Sodom und Gomorah im Verhältniß dagegen zwei Nonnenkloster gewesen wären, finden sich der deutschen Besucher mehr als je ein. Namentlich in den Ferienmonaten kann man auf den Boulevards, in den Tuilerieen, bei Gagliani, in dem dunklen Cabinet de Lecture des Palais Royal, vor Allem aber bei den Restaurateurs zu 32 Sous eine Menge friedlicher, bebrillter, schwarzgekleideter Männer sehen, die man auf den ersten Blick als deutsche Gelehrte erkennen muß.

Die deutschen Gelehrten und die deutschen Musiker sind die jährlichen Herbstschwalben von Paris, und wenn in der Rue Richelieu bei dem Musikhändler Moriz Schlesinger, die blondhaarigen jungen deutschen Geiger und Pianisten mit den großen Empfehlungsbriefen sich sehen lassen, so könnt Ihr darauf zählen, daß am Rhein und Neckar die Weinlese beginnt. Diese Musikhandlung ist für die deutschen Musiker ohngefähr das, was im Mittelalter die Hospize im Morgenlande für die Kreuzfahrer und Pilgersleute des Occidents waren. Moriz Schlesinger hat von der Königin von England eine goldene Medaille zum Geschenk erhalten, als Anerkennung seiner brillanten Ausgaben der Werke Meyerbeers und Schlesingers. Die Auszeichnung ist dem thätigen, einsichtsvollen und gastfreien Manne wohl zu gönnen.

Das Verbot, welches Preußen auf die von Brockhaus und Avenarius angekündigte Uebersetzung der Memoiren der Madame Lafarge gelegt hat, wurde hier auf eine hämische Weise

ausgebeutet. Wir sind gewiß keine Freunde von einer Beschränkung der Presse, welcher Art sie auch sei. Ist aber in einem Lande der Grundsatz einmal aufgestellt, daß die Erzeugnisse des Buchdrucks überwacht werden müssen, dann wahrlich verdient das Buch jenes unglückseligen Weibes vor allen andern den hemmenden Bannstrahl. Haben sich doch sogar hier vielfache Stimmen gegen den Erlaub dieser nichtswürdigen Art von Publication erhoben.

Es ist uns nicht darum zu thun, heißt es in einem dieser Artikel, über die Schuld oder Unschuld der Mad. Lafarge zu entscheiden; eben so wenig wollen wir untersuchen, ob ihr Buch geistreich sei oder nicht; wir fragen nur, ob die Regierung das Recht hatte, die Veröffentlichung eines Buches geschehen zu lassen, vor welchem als Vorrede eine Verurtheilung zu Zwangsarbeiten steht.

Das Recht, seine Gedanken öffentlich auszusprechen, kommt den Franzosen zu, aber nicht den Galeerengefangenen, die keinem Lande mehr angehören, sobald die Hand der Gerechtigkeit sie getroffen hat.

Diese Memoiren enthalten nicht die schmerzliche und Theilnahme fordernde Vertheidigung einer Frau, die ihre Unschuld erkräftigen will. Es ist diese Schrift vielmehr eine elende, strastlose Rache, welche hinter den Gittern eines Gefängnisses Schutz findet.

Was einem Schriftsteller einen höhern Charakter verleiht, ist die Verantwortlichkeit, welche er vor der Welt und vor den Gesetzen übernimmt. Der Fall, von dem wir hier reden, ist eine Entheiligung des Rechts der freien Mittheilung.

Die Gerichte haben der Mad. Lafarge nicht erlauben wollen zu sagen, was sie jetzt schreibt. Ist dadurch nicht die Gerechtigkeit selbst, der frühere Ausspruch der Richter verhöhnt?

Die Herausgabe eines Werkes kann nicht ohne mancherlei Verkehr, ohne Unterhandlung mit einem Verleger, einem Drucker, statt finden; da giebt es ein Hin- und Hergehen, da läßt man sich in Correspondenzen und allerhand unvermeidliche Geschäfte ein, wozu die zur Bewachung der Mad. Lafarge bestellten Leute die Hand haben bieten müssen. Dies ist nun entweder der Ordnung gemäß, oder es ist ein Ausnahmefall. Ist es eine Ausnahme, so muß man fragen, wer sie bewilligt. Ist es ein Recht, so haben wir nichts mehr zu sagen. Jeder Sträfling wird denn aus seinem Gefängniß dem Publikum die Geschichte seiner Empfindungen und die Apologie seiner Verbrechen hinwerfen können. Wahrlich, das wäre eine Literatur der Zukunft! Wir haben eine klassische und eine romantische Literatur gehabt. Von nun an werden wir eine Zuchthaus-Literatur haben. —

Jules Janin hat bekanntlich gleichfalls einen fulminanten Artikel gegen die Memoiren dieser Giftmischerin geschrieben. Zufälligerweise findet es sich, daß der Feuilletonist der Debats sich zu verheirathen gedenkt, und seine Verbindung mit der Tochter eines hiesigen bekannten Advocaten dieser Tage auf dem Hotel de Ville angezeigt hat. Dieß giebt zu allerlei schlechten und guten Witzern Veranlassung. Man sagt unter andern, wenn Madame Janin in den Verdacht käme, ihren Gatten vergiftet zu haben, und man gezwungen wäre, seinen Leichnam zu öffnen, so wäre die arme Frau verloren, denn in dem Innern des boshaften Feuilletonisten würde man so viel Gift finden, um ganz Paris damit zu vergiften.

Tag ebuch.

Göthe und die Flamänder.

Raum haben wir die Uebersetzung des Egmont angekündigt, da kommt uns von Antwerpen die Nachricht zu, daß man eine flamändische Uebersetzung des ganzen Göthe beabsichtige. Wir zweifeln an der Möglichkeit der Ausführung, und offen gestanden, wir rathen auch nicht dazu. Jede Nation hat gewisse Geister, in welchen sich ihr Erziehungsprozeß spiegelt. Die deutsche Literatur ist an Göthe herangewachsen, und darum interessirt sie Alles, was dieser Geist hervorgesprudelt, seine Sünden wie seine Tugenden, seine Mannheit wie seine Kindheit. Die Gesammtwerke von Göthe haben hunderttausende von Zeilen, die, wenn sie aus einer andern Feder geflossen wären, dem Papierkorbe zugeworfen würden. Aber zur Geschichte Göthes, sind sie wichtig! Sie sind nicht das Eigenthum der Poesie, sondern das Eigenthum der Geschichte, welche die Consequenzen eines ihrer größten geistigen Helden aus seinen Verirrungen studirt. Es sind wichtige Aktenstücke, die seiner Nation angehören. Die flamändische Literatur muß Ganzes, Fertiges übersetzen, aber nicht Archiv-Materialien. Sie übersehe die Hauptwerke Göthe's, den Tasso, den Faust, den Götz, den Egmont, die Wahlverwandtschaften, den Meister, Herrmann und Dorothea &c., aber es wäre unzweckmäßig, ja sogar schädlich, wollte sie alle Reliquien, welche die deutsche Pietät für einen ihrer Hohenprieister aufbewahrt hat, in die Bundeslade ihrer neuaufliebenden Literatur als wahre Heiligtümer aufstellen.

Musikalische Blasphemie.

In Gutzkow's Telegraph ward über den großen Schöpfer des Don Juan ein Urtheil gefällt, welches bisher noch wenig seines Gleichen hatte. „Bei einer genauen Analyse von Mozart's Werken“ — heißt es dort — „und hierunter besonders wieder von seinen Opern, giebt sich eine dreifache Manier zu erkennen, die wiederum zu einer einzigen in dem Ganzen verschmolzen ist.“

Die erste ist diejenige, welche er dem Einflusse von Zeit und Mitwelt verdankt. Wäre Mozart ein freies Genie gewesen, so würde er mit der Tonweise seines Zeitalters völlig gebrochen haben. Aber dieser Componist stand mit nichten erhaben über dem Geiste und Geschmacke seiner Zeit. So sind viele Melodien seiner Chöre nichts weiter, als der triviale Abdruck damaliger Gegenwart. Ich erinnere nur an den „Figaro,“ eine Oper, die noch am

meisten Frische und Leben athmet. Wie viel anders würde hier verfahren seyn, hätte dem Geiste die bezeichnete Energie eines Sebastian Bach und Glück voll feurigen, ungefestelten Ausdrucks innegewohnt. So scheiterte das Talent unmittelbar, wo es nur eben berührt wurde, die Illusion des Rhetorischen und Phantastischen aufzugeben und sich mit der Auffassung des Gewöhnlichen gemein zu machen. Wir können gerade heraus sagen, daß Mozart nicht Kraft und Consequenz genug hatte, um seinem Charakter, seiner Weise der combinirten Elemente getreu zu bleiben.

Die zweite Manier besteht in der Aneignung italienischer Gesangsweise. Es ist bekannt genug, daß Mozart gegen die Theilnahme, welche man damals noch mehr wie jetzt den Italienern zollte, keinesweges unempfindlich blieb. Er hat ihr theilweise die Deutschheit geopfert und der südlischen, wollüstigen Melodie in seinen Opern die Thüre geöffnet. So kann Mozart als ein Vorläufer Meyer Beer's betrachtet werden, oder vielmehr kann dieser sich auf jenen berufen, um eine Autorität für seine, freilich mit noch einem, nämlich dem französischen Volke, coquettirende Muse zu haben.

Erst die dritte Manier gehört Mozart an, aber auch hier mehr der Bildung, der guten harmonischen Schule, als dem freien Talent. So könnte man denn ohne Schwärmerci und pietistische Dumpfheit mit unbefangenen, klaren Augen an Mozart bemerken, daß hier nicht das stolze Sternbild eines ewigen, tadellosen Musikers glüht, als welches man ihn noch immer gerne betrachten möchte. Mozart verdankte mehr der unfreigebigen Erfahrung, als der freigebigen Natur. Seine Compositionen sind ungleichmäßig, mehr im Einzelnen, als im Ganzen vollendet, weil nicht der eigentliche Genius, sondern die cultivirte Erfahrung die Mittel hergab."

Ein neues Compagnie-Lustspiel.

Abermals ein Compagnie Lustspiel, diesmal in vier Acten. Gerle ist wieder einer der Mitarbeiter, der andere Herr Lederer, Doctor Juris, in Prag. Urtheilsfähige Männer rühmen tüchtige Characteristik und geistvollen Dialog an diesem neuen Lustspiel. Wollte Gott! Wir brauchen derlei. Die Preisauschreibung in Berlin läßt wenig Glänzendes hoffen. Das Stück führt den Titel: Zwei Kranke, Lustspiel von Beiden. Es kömmt in Stuttgart zuerst in die Scene. Stuttgart ist ein freundliches Feld für die junge dramatische Literatur, und der feingebildete Regisseur Moritz ein tüchtiger Taufpathe.

Nachahmungswürdig!

Antwerpen, die Geburtsstadt so vieler großer Männer, hat unlängst in einer seiner Magistratsitzungen den Beschluß gefaßt, alle jene Häuser, in welchen einer ihrer berühmten Söhne geboren wurde, oder gelebt hat (Rubens, Van Dyk, Jordaens, Quentyn Metsys zc. sind bekanntlich Antwerpner Bürger gewesen), durch eine in Stein gehauene Tafel, worauf Name, Datum zc. sich befinden, auszuzeichnen. Es wäre zu wünschen, daß man in Deutschland diesem Beispiele folgte.

Deutsche Eisenbahnen und belgische.

Der Sommer zeigte sich günstig für die Eisenbahnen auf dem Continente. Da haben wir schon wieder drei, die Schlag auf Schlag dem Verkehr Preis gegeben wurden: eine von Düsseldorf nach Elberfeld, eine andere von Straßburg nach Basel, und jetzt die zwischen Cöln und Aachen. Ich kenne die erstere nicht, habe aber die große, eiserne Straße, welche das Elsaß der Ausdauer eines einfachen Bürgers (des Herrn Köchlin) verdankt, voriges Jahr gesehen, als sie noch im Baue begriffen war. Es ist ein schönes Kunstwerk, das von den Sachverständigen als eines der bestangelegten in Europa betrachtet wird. Wie in Belgien, kam hier das natürliche Gleichmaß des Bodens, in der ganzen ungeheuern Fläche, die sich von den Bogen nach dem Rheine zu ausdehnt, den Arbeiten der Ingenieure zu Hülfe, und gestattete ihnen, auf die Vollendung der Details mehr Fleiß zu verwenden. Es ist in der That eine con amore gebaute Eisenbahn, mit Schienen, so stark und fest, um unsere spätesten Enkel in Erstaunen zu setzen; mit prächtigen Stationen, in rothem Sandstein, die dereinst in den Augen der Nachwelt die Stelle der römischen Ruinen einnehmen können, wenn es mit unseren Eisenbahnen gehen wird, wie jetzt mit den, von dem erhabendsten der Völker, für die Ewigkeit erbauten Brücken, Straßen und Wasserleitungen, und wenn die Forscher eines andern Zeitalters im verwachsenen Gestrüppe den edlen Rest zertrümmerter Civilisation auffuchen werden. Möge Belgien auf seiner Hut sein, oder es wird sich, nachdem es ein so schönes Beispiel gegeben, und sich zuerst die wundervolle Erfindung Stephenson's angeeignet, auf einmal überflügelt finden. Der Anfang war glücklich, die junge Nation hat es gut angelegt; in allen Ländern ist sie dafür bekannt und gerühmt, daß sie eine so herrliche Idee mit Raschheit auszuführen verstanden hat, und wahrlich, dieser Vortheil war ihr um so nothwendiger, als ihre Revolution sie bei manchem Deutschen in keinen guten Ruf gebracht hatte. Aber der Augenblick ist endlich da, wo Israel seine Zelte verlassen, und sich steinerne Häuser bauen soll. Die Eisenbahn ist fast vollendet, es

gilt noch, die letzte Hand daran zu legen: bald wird sie aufhören, bloß zum Geiste zu sprechen, es ist nun Zeit, daß sie auch zu den Augen rede.

Man muß nämlich wissen, daß die Stationsplätze in Belgien nicht jenen denkmälergleichen Charakter tragen, welcher sie auf den Eisenbahnen anderer Länder auszeichnet. Die hölzernen Baracken und kleinen Backsteinhäuser verlangen durch Bauten von edlerer und soliderer Art ersetzt zu werden. Lasset uns, als Kinder eines industriellen Zeitalters, große Gebäude errichten, auf daß man eines Tages unserer gedenke! Unsere Eisenbahnen, es sind die Cathedralen, die gothischen Kirchen unserer Zeit! Wahrlich, es müssen die, welche nach uns kommen, wenn sie unsere Eisenwerke ansehen, jenes niederschlagende Bedauern, und jenen Unmuth empfinden, der uns ergreift, und uns beim Anblick der alten, bis in die Wolken hinein ausgemeißelten, Dome zum Ausruf zwingt: Ach, unsere Väter waren größer, als wir! Eben, weil wir auf die Wunderdinge, welche die Industrie, dieser neue Glauben, diese Riesensee, in unsrer Zeit vollbringt, stolz sind, wollen wir nicht zugeben, daß sie auf Sand baue, gleich jenen Werken der Eitelkeit und des Staubes, die ihre wichtigen Urheber nicht überleben.

Die elsässische und die deutschen Eisenbahnen geben gute Muster für's Studium ab. Ich komme so eben von der zurück, welche von Frankfurt nach Wiesbaden führt, die Taunus-Eisenbahn genannt. Sie ist kaum zehn Stunden lang, aber trefflich gebaut. Wenn sie von den belgischen Bahnen die so bequemen, als vortheilhaft eingerichteten Wagen entlehnt hat, so kann sie ihnen dagegen ihre eben so eleganten, als soliden Stationshäuser zur Nachahmung bieten, desgleichen ihre geräumigen Anhaltsschoppen bei den Hauptstationen, wo, gerade wie an den Aussteigeplätzen der Versailler Bahn, die Wagenzüge unter verdecktem Himmel anlangen. In dieser Beziehung läßt vielleicht die neue Eisenbahn von Cöln nach Aachen etwas zu wünschen übrig. Es scheint ihr noch, von der Nachbarschaft Belgiens her, ein Mangel anzuhängen; dazu kommt noch die sehr natürliche Ungebuld, die die Rheinprovinzen empfinden mochten, diese neue Art Lebensader in ihrer ganzen Länge strömen zu sehen, welche ihren Rhein bis zu seinen zwei neuen Ausmündungen, zu Ostende und Antwerpen, ableitet. Wer hätte das vor sechs Jahren gesagt, als die guten Weiber aus der Umgegend von Brüssel sich vor Staunen auf die Knie warfen, und alle Heiligen des Paradieses anriefen, da sie den „Elephant“ vorbeieilen sahen, der zum erstenmal den Weg von Brüssel nach Mecheln zurücklegte, den Elephanten, jetzt ein gealterter, kurzathmiger und feuchender Invalid, damals ein junges, muthiges, und stolzes Zugpferd, das sich eines Tages, aus lauter Eile, in Antwerpen anzukommen, in den Löwener Kanal stürzte; wer hätte damals gesagt, daß diese wunderbare Ver-

bindung der Schelde und der Nordsee mit dem Rheine, so schnell in Erfüllung gehen würde, und daß im Jahr 1841 nur ein Zwischenraum von dreizehn oder vierzehn Stunden die beiden Wetterstrahlen verhindern würde, sich auf der eisernen Furche zu begegnen!

Mit welcher Lust habe ich diese neu eröffnete Arena von Cöln bis Aachen auf den Schwingen des Dampfes durchflogen! Es war am ersten September; den Abend zuvor war ich am Rhein ausgestiegen, am Rhein, dieser großen Wasserstraße, die, nach ihrer Mündung zu, im Galopp, und nach der Quelle, im Trabe dahin eilt, seitdem die Hand des Menschen sie gezähmt hat. Eine Einladungskarte, die ich der Güte eines Actionärs dieser schönen Unternehmung verdankte, erwartete mich in meinem Gasthose; ich verfügte mich um neun Uhr nach dem Bahnhofe, der ganz bewimpelt und ausgeschmückt war, für eine der schönsten Festlichkeiten, die der Mensch dem Menschen zu bereiten vermag, und die ihn dadurch, daß er die Räume näher an einander bringen, und die Entfernungen beseitigen lernt, mit großen Schritten dem goldenen Traume einer allgemeinen Verbrüderung zuzuführen verspricht. — Deutschland ist das Land der Blumen; sie geben seinen Spaziergängen ein freundliches Aussehen, sie verkürzen die Langeweile der Wege, und werfen mit ihrem sanften Farbensmelze einen wehmüthigen Schleier über die zu öde Nacktheit der Gottesäcker. Die Deutschen sind Verehrer der Blumen, ein Zeichen eines guten Volkes; wohl mögen sie eine abbrechen, aber nie reißen sie sie aus. Und diese Blumen spielen eine große Rolle bei allen ihren Feierlichkeiten; auch bei dieser Einweihung durften sie nicht fehlen. Der lange Cölner Bahnhof war mit Gewinden von Dahlien, die in allen Farbenbrechungen schimmerten, ausgeziert. Da war nichts, bis auf die Locomotive herab, das nicht, gleich einem jungen Bräutigam, seinen prächtigen Strauß an der Seite trug. — Uebrigens entspricht dieser Bahnhof noch nicht der Wichtigkeit, die er in Kurzem erlangen wird; bestimmt, wie er ist, das große Aussteigequartier des Rheines zu werden, scheint er viel zu beschränkt, und soll, ohne Zweifel, nur dem augenblicklichen Bedürfnis abhelfen. Sobald die sämtlichen Beamten, die von allen Enden Rheinpreußens herbeigekommen waren, sich vereinigt, und die Eingeladenen ihre Plätze eingenommen hatten, setzte sich der Zug in Bewegung und begann auf den gebogenen Eisenschienen seine neun und zwanzig Wagen zu entrollen, gezogen von drei schönen und starken, wohl lackirten, neu glänzenden Dampfprühern, wie sie es alle in der Frische der ersten Jugend sind. Einen Augenblick lang konnte man ihn sehen, wie er, gleich einer im Sand kriechenden Schlange, sich drehte und wand, man hätte ihn für jene fabelhafte dreigestaltete Chimäre, mit gesträubtem Haare und feuersprühendem Rachen, nehmen mögen. Diese neun und zwanzig Wagen fasten vierzehn

bis fünfzehn hundert Personen, etwas mehr, als die doppelte Bevölkerung von Knipphausen, dessen Grundherrn die deutsche Bundesversammlung als souveränen deutschen Fürsten anerkannt hat. Drei Ladungen wie diese, und man könnte ganz Gay, Digne, Foix, oder Mont de Martan, bis zum letzten Kind an der Mutterbrust, fortführen, französische Städtchen, die sich auf ihre Eigenschaft, als Sitz einer Präfectur, nicht wenig zu Gute thun. Endlich führen wir unter Kanonendonner ab; es führte mich dieß auf den Gedanken, daß es, was man auch sagen möge, etwas Neues unter der Sonne gibt: einen Achtundvierzigpfünder nämlich, der aus den Eingeweiden eines mit voller Kraft fliegenden Dampfswagens herausspräche. Möchte es den Künstlern des europäischen Gleichgewichtes gefallen, daß wir dieses Schauspiel nie erleben! Die Kanone macht bei einer industriellen Feierlichkeit einen sonderbaren Eindruck. Es ist, als ob die Landplage die alle Wunden heilende Erlösung begrüße. Denn es flüstert mir etwas zu, daß das Pulver durch den Dampf verdrängt werden wird, „eins macht dem andern den Garaus.“ Komm, edles, deutsches Volk, komm, das Zeichen ist gegeben, und eile, dich deinen Brüdern zu nähern! Wohin gehst du, schöner Wagenzug? sprach ein Vorübergehender voll Staunen zu dem vorbeifliegenden Sturmwind. Ich gehe nach dem Ocean, um die Flaggen von allen Enden des Erdballs herbeikommen zu sehen. Eine Welterneuerung, eine zweite Schöpfung steht uns bevor. Die Menschheit baut sich Wohnungen, die ihrer Herrschaft auf Erden würdig sind, und diese, durch den Eigensinn der Mächtigen, und durch die Feindseligkeit der einzelnen Stämme abgeschlossenen Grenzen, öffnen sich aller Orten unter den Streichen des Spatens, der Berge durchsticht, und Thäler ausfüllt, und nie werden sie sich, so wenig, als die zuktenden Gliedmaßen des zertretenen Wurmes, wieder schließen!

Um sich von der Beschaffenheit dieser Eisenbahn, ohne eigene Anschauung, einen Begriff machen zu können, muß man vor allem die Lage des Landes zwischen der Maas und dem Rheine, oder zwischen Lüttich und Cöln, in Betracht ziehen. Es haben sich nämlich die Höhen des im Süden durch die Mosel und den Ardennenwald begrenzten Gebirgslandes nach dieser Richtung hin allmählig ab, um sich dann in dem ungeheuren Flachlande, das der Rhein vom Siebengebirge bis zu seiner Mündung durchströmt, zuletzt ganz zu verlieren. In dem, nach der Maas zu liegenden Landstriche, gehen die Felsen weiter nach Norden hinauf, und daher kommt es, daß die Anlegung der Bahn in dieser Gegend viel größeren Schwierigkeiten unterliegt, als in der Richtung nach Cöln zu. Besonders scheint das Weze-Thal, auf den ersten Anblick, unübersteigliche Hindernisse darzubieten, und erst jenseits Aachens werden die Ungleichheiten des Bodens seltener, um zuletzt in der von den

Cölnner Kirchtürmen beherrschten Ebene zu verschwinden. Auch gibt es wirklich von dieser Stadt an, bis zu jenen ersten Erhebungen des Bodens keine weitere Kunstarbeiten, als einen gewaltigen Erdauswurf, dessen Böschung, von der Poststraße aus gesehen, ich weiß nicht womit, zu vergleichen ist, da die Natur sich nie eines solchen Gebildes versehen hat, wie etwa ein mit der Schnur abgemessener Hügel sein würde. Von dieser lustigen Straße herab sieht man hinter sich, wie im Fluge, die über einander ragenden Dächer der alten Römerstadt, welche noch das edle Gepräge des ersterbenden, mittelalterlichen Geistes trägt. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß die höchsten gothischen Kirchen sich auf dem platten Lande befinden, als wenn der Mensch an den Orten, wo sich die Natur vom Schöpfer zu entfernen scheint, von jener erhabenen Thorheit sich leiten lasse, die uns bisweilen die höchsten Berge erklimmen läßt, um dem Himmel näher zu kommen. Als Beleg für diese Beobachtung brauche ich nur die Cathedralen zu Antwerpen und Straßburg anzuführen, deren Thürme die höchsten sind, die man kennt. Der Cölnner Dom liefert davon einen noch augenfälligeren Beweis. Der unbekante Baumeister, der, gegen Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, den Grundstein dazu legte, mußte es den nachkommenden Geschlechtern überlassen, einen kühnen und kolossalen Gedanken, den man, wie ungefüge er auch sein mag, als die letzte Kraftäußerung der mittelalterlichen Kunst bezeichnen kann, zur Ausführung zu bringen. Es würde diese Cathedrale eine St. Peterskirche der gothischen Kunst gegeben haben. Das gewaltige Schiff derselben würde auf der, vom Rhein bespülten, Ebene, gleich einem ausgemeißelten Berge empor geragt haben.

Aber ach! die Blüten und die Triumphe, welche dem Geiste ganzer Zeiten angehören, dauern wohl länger, sind aber eben so vergänglich, wie das flüchtige Leben des einzelnen Menschen. Das Genie glaubt in dem Rahmen seines großen Geistes die Zukunft umfassen zu können, weil es drei Jahrhunderte vor sich hat, und während es voll Wohlgefallen mit den, auf sein Geheiß, sich thürmenden Steinen spielt, gehen die Ereignisse ihren Gang, sie fahren daher, und erreichen ihn, wie jene Kugel der pariser Bluthochzeit, die den armen Jean Goujon auf seinem Gerüst ereilte. Es predigt ein Doctor in Wittenberg, und die Christenheit vertauscht die Maurerkelle mit dem Schwerte, und fällt unter dem Geschrei der Rache und Zerstörung über die unvollendeten Tempel her. Die Türken nehmen Constantinopel, die griechische Kunst flüchtet sich nach Italien, und versetzt so den schwersten Streich jener in Granit gehauenen Poesie der gothischen Kunst, welche zu ihrer vollen Entwicklung noch zwei oder drei Jahrhunderte bedurft hätte. Kaum hat Martin Luther auf den feurigen Schwingen seines Hippogryphen, der Buchdruckerkunst, seine Flammenworte ausgesendet, als auf einmal das rege

Getöse der Menge, die unermüdllich Thurmspitzen aufbaut, um wolkenhoch das Kreuz aufzupflanzen, sich verliert und verstummt. Sanct Peter in Rom allein wird vollendet, trotz der Reformation. Ich kann es mir erklären; St. Peter ist ein Werk des Ueberganges. Es ist der Katholicismus in Unterhandlung mit der heidnischen Kunst, aber doch noch mächtig genug über dieselbe, um ihr seine Größe zu verleihen, während er ihre Formen entlehnt; es ist ein dem Geiste der Kritik gemachtes Zugeständniß; Bramante ist der Luther der christlichen Kunst. Allein die wahre gothische Kirche wird immer da bleiben, wo sie der letzte Gläubige stehen gelassen hat. Der Cölner Dom ist die sterbende Orthodorie. Vergeblich streckt der allein beendigte Chor die klaffenden Seiten nach dem entfernten Portale hin, dazwischen liegt ein tiefer, unausfüllbarer Abgrund; denn die Ideenfluth des sechzehnten Jahrhunderts ist durch diese Kluft gezogen, die von ferne so groß aussieht, daß es scheint, als baue man noch an zwei Tempeln. Wenn es wahr ist, was ein großer Dichter sagt, daß die Baukunst eine Sprache, und jede Kirche ein Buch ist, o, so betrachtet diese entzwei geschnittene Cathedrale, da haben wir das katholische Babel! Die Werkleute haben den riesigen Thurm stehen lassen, als sie sich nicht mehr verstehen konnten, und wir Modernen haben die zwei köstlichen Stücke durch eine Art Gemäuer, durch einen elenden Steinaufwurf, an einander gehängt, wir haben, so zu sagen, Anfang und Ende des Sages, durch eine barbarische Construction, aus den Fugen gerissen, etwa so, wie die Gelehrten mit dem Texte des Pindar und des Homer umgegangen sind, und, zehnmal reicher, als unsere Voreltern, beklagen wir uns, nachdem wir ihre Steine gehörig ausgebeutet, noch über den Aufwand, den uns das Werk kostet! Von welcher Seite man auch Cöln betrachtet, so fällt diese Zerrissenheit des Chors und des Portals in die Augen, und gibt dem Beschauer Stoff zum Nachdenken. Es finden sich bei Coleridge Verse, worin zwei auf immer getrennte Freunde einem Felsen verglichen werden, den ein Blitzstrahl zerschmettert hat, und dessen Risse noch ganz geschwärzt sind. So ist dieses Chor, so dieses Portal; noch könnet ihr an einem schönen Sommertage den Blitz der Reformation, die Sonne der Renaissance darüber glänzen sehen; und jener Hebebaum, den der Baumeister dort hat stehen lassen, und der, gleich dem Arme eines zerschmetterten Titanen, nur auf den Pelion zu warten scheint, um ihn auf den Ossa zu stürzen, hat auch seine Bedeutung: es ist der Hebel des Archimedes, es ist diese mächtige Triebfeder des Glaubens, die den Weltkreis in Bewegung setzt!

Lasset diese düstern Wahrzeichen uns zur Lehre dienen, eilen wir uns, als Riesen eines andern Zeitalters, weil wir an die Industrie glauben, auch großartige Werke aufzurichten, es könnte uns ja sonst einer jener zerstörenden Windstöße ereilen, die den Aufschwung eines ganzen Jahrhunderts läh-

men, und könnte uns, ehe wir uns dessen versehen, sammt unserm Hebel, im dumpfen und thatlosen Schweigen der Ewigkeit zurücklassen. —

Wir warfen noch einen letzten Blick auf Cöln und den Drachensfels, den man ganz am Horizonte erkennen kann, als wir uns schon unter den ersten Hügel, der diese weite Ebene begrenzt, versetzt sahen: wir waren beim Königsdorfer Tunnel angekommen. Trotz der Schnelligkeit der Fahrt brauchte der Wagenzug vier und eine halbe Minute, um ihn zu durchlaufen. Lauter Zuruf erscholl unter dem finstern Gewölbe, das in der Beleuchtung der Fackeln wie ein Traum davon flog. Diese Tunnel haben für den Reisenden das Anziehende, daß sie jeden Augenblick die Landschaft verändern. Wie der Zauberer mit seinem Stabe den Schauplatz in ein Feenland verwandelt, so scheinen sie uns zu sagen: Mach die Augen zu, jetzt sieh! — Von hier an wird die Gegend anmuthiger und mannigfaltiger; aber erst jenseits Düren wird sie wahrhaft reizend. Schöne Wälder, mit Gebüsch umwachsene Wiesen, seinwärts strebende Hügel, um die sich der Weg dreht, als wolle er uns ihre Umrisse besser sehen lassen; schöne, wiewohl nicht so dicht, als in Belgien, gebaute Dorfschaften, aus denen wir von den Einwohnern mit Hurrahgeschrei begrüßt wurden; und, da der Boden hier sehr ungleich ist, abermals Tunnel, in die man sich stürzt; Brücken, über die man setzt, oder die sich ausspreiten, um uns durchzulassen; dann bei Stollberg Fabriken mit hohen, spitzigen Schornsteinen, die sich unter den Bäumen verlieren, wahrhafte Land-Fabriken; weiter endlich, eine große Waldung mit zahlreichen lichten Stellen, wie eine grüne Tapete, würdig, den Park eines großen Herren zu zieren: dieß ist das Panorama des Landes, von der Eisenbahn aus gesehen, und hauptsächlich, je mehr man sich Aachen nähert. Alle Kunstarbeiten, die wir hier angeführt haben, sind sehr ausgezeichnet. Die Eingänge zu den drei Tunneln, von einer zierlichen Bauart, an die wir nicht gewöhnt sind, stellen die Mauern fester Burgen vor, wie man sie an den Ufern des Rheines findet. Wenn es statthast wäre, würden wir vielleicht tadeln, daß man bei einer wesentlich modernen Gattung von Werken, die eben so gut, als die Wasserleitungen und Kunststraßen der Römer, Epoche machen werden, den historischen Baustyl angenommen hat. Wir wiederholen es, man sollte niemals die Haltpuncte der Geschichte verrücken.

Gehören wir unserer Zeit an, wie unsere Voreltern Kinder der ihrigen waren, und lassen wir den Maurern die Freiheit, gothisch zum Vergnügen der Liebhaber zu bauen! Die Kunst ist eine Blume, welche nur unter ihrem Himmel, zu ihrer Zeit, und in ihrem Erdreiche gedeiht. Die Zinnen auf den Mauern der Burgen hatten einen Sinn, den sie am Eingange der Tunnel nicht mehr haben können. Diese Art Arbeiten erheischen nothwendig einen nackten und ernsten Styl. Durchsteht den Berg, fährt unter dem

Strome durch, hierin liegt alle Größe, alle Poesie dieser Arbeiten. Wir bemerken mit Vergnügen, daß die belgischen Ingenieure bei den zahlreichen Tunneln im Weze-Thale einen, in seiner Einfachheit, weit edleren Styl befolgt haben. Aber da wir nun einmal in diese Kritik des Details eingegangen sind, so wollen wir auch gleich unsere aufrichtige Bewunderung des schönen Viaducts aussprechen, der, dicht bei der Nachner Station, über die Niederungen bei Burtscheid hinläuft. Hier zum wenigsten haben die Ingenieure den Grazien nicht geopfert. Sie haben eine colossale Brücke erbaut, die den Weg in den Lüften fortführt, und ganz sicherlich den hängenden Gärten zu Babylon gleich zu setzen ist. Hierin haben wir, ohne Widerspruch, die Römer überflügelt. Sie leiteten Wasserbäche über die Thäler hinweg; wir dagegen führen Ströme von Menschen dahin, die von oben auf die Bögel herabsehen, wie sie sich auf den Wipfeln der Bäume wiegen!

Dies ist die Eisenbahn von Cöln, so wie wir sie an diesem Festtage gesehen haben, den die Einwohner der Rheinprovinzen noch lange in freudiger Rückerinnerung behalten werden. Wir wollen die weiteren Nebenumstände, wovon die Zeitungen bereits die Lesewelt unterhalten haben, hier nicht wiederholen. Man kann daraus ersehen, daß die bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden bemerkenswerther sind, als sie es bei Feierlichkeiten anderer Art zu sein pflegen. Denn große Dinge setzen uns in Begeisterung; diese Eisenbahn vom Rhein nach der See, durch Belgien hindurch, hat die Einbildungskraft der Deutschen lebhaft ergriffen. Das Meer ist es, was Deutschland fehlt, und diese bewundernswürdige Straße verschafft ihm Küsten. Das Merkwürdige bei diesem Feste in Aachen war wohl auch die Anwesenheit eines Mitglieds des belgischen Ministeriums, und die Zuorkommenheit, die man ihm erwies. Es ist dieß ohne Zweifel eine Auerkenntniß, die man dem Nachfolger eines Mannes schuldig zu sein glaubte, der im Jahr 1834 den Kammern seines kaum hergestellten Landes den berühmten Eisenbahnenentwurf vorlegte, dessen fast vollständige Ausführung wir heute vor uns sehen. Aber welches Zusammentreffens seltsamer und unvorhergesehener Ereignisse hat es auch bedurft, um zwölf Jahre nach Eröffnung der ersten Eisenbahn, der von Liverpool nach Manchester, den Minister eines Königreichs, welches damals noch nicht vorhanden war, und welches sein Daseyn einer Revolution verdankt, in Preußen als den Repräsentanten eines Volkes begrüßen zu lassen, das dem Binnenlande mit dem Beispiele eines vollständigen, in weniger als fünf Jahren entworfenen und zugleich beinahe gänzlich ausgeführten Eisenbahnsystems vorangegangen ist.

Wir waren in so begeisterter Stimmung für diese schöne Straßenverbindung, daß wir uns entschlossen, auf dem Umwege über Berviers, nach Belgien zurückzukehren, und hatten so Gelegenheit, die Arbeiten, welche jetzt

Nachen mit Lüttich verbinden sollen, flüchtig zu besehen. Nach ersterer Stadt zu herrscht große Thätigkeit, aber die Arbeiten rücken nur langsam vorwärts, so viel Tunnel gibt es zu durchbrechen, und so viel Erdwälle aufzuwerfen, auf dem, bei jedem Schritte, sich hebenden oder senkenden Boden. Aber im Weze-Thal, und hauptsächlich jenseits Berviers, wo dieses große Werk mit einem eben so löblichen Eifer gefördert wird, ist es noch viel schlimmer bestellt. Dieß ganze reizende Land ist von oben bis unten umgewandt. Es hat hier die Eisenbahn den Kopf darauf gesetzt, nur nach vorgängigem Kampfe von der geraden Linie abzuweichen. Alle Augenblicke sieht man sie unter einem Felsen verschwinden, oder auf Brücken über einen Waldstrom setzen, die eben so riesenhaft sind, als die Blöcke, die man zu ihrer Erbauung aus dem nämlichen Felsen gebrochen hat. Man stelle sich eine Nadel in einem Korfzieher vor, so hat man die Eisenbahn von Lüttich nach Berviers.

Genelon hat in seinem Telemach den Lärm und das Gewühl einer im Bau begriffenen Stadt geschildert. Ich wollte eine Feder, wie die seinige (wenn es noch eine solche gibt), versuchte es, den Anblick eines Thales, wie dieses, darzustellen, wie es den Mardern und Bibern der Industrie Preis gegeben ist. Wenn die Marder ihr Loch gemacht haben, kommen die Biber und bauen Brücken und ziehen Viaducte mit den Felsen-Brosamen, die sie so mühsam abgenagt und herausgeworfen haben. Man hört nichts als Hammerschläge, das Rollen von Eisen auf Eisen, den Knall sich entladender Minen in den Steinbrüchen und den völligen Umsturz aller dieser abgesonderten, und von der Natur zu einem so harmonischen Ganzen vereinten Linien. Das Thal wird vielleicht an malerischem Reiz verlieren, aber welche entzückende Aussichten wird man von dieser Eisenbahn herab entdecken, die sich bald unter der Erde verliert, bald hoch über einem rauschenden Gewässer hängt und immer das Thal an seinen schönsten Punkten wieder erreicht! Man braucht solche Hindernisse nur anzuführen, um die Langsamkeit, womit dieser Theil der Belgisch-Rheinischen Eisenbahn vorrückt, begreiflich zu machen. Mehr als zwei Jahre werden noch verstreichen, ehe sie der Benützung frei gegeben werden kann, aber welches Wunder, wenn sie vollendet ist, und wie trifft es sich für die Ingenieure, die bisher, so zu sagen, auf dem ganz fertigen Boden von Flandern und einem Theile von Brabant die Schienen nur hinzulegen brauchten, daß sie am Ende dieser Linie gerade auf den felsigsten, romantischsten und launischsten Landstrich gestoßen sind, den vielleicht noch je ein eisernes Wagengeleis zu durchschneiden hatte.

E. R.

Mohrenrache.

Von

Alexander Graf von Württemberg. *)

1.

Altar Gull war der Neger schönster und einst Guineas größter Stolz;
 Es glänzten seine schwarzen Glieder wohl schwärzer noch als Ebenholz.
 Er leitete vor Allen kräftig mit festem Arm den schwanken Kahn
 Durch der empörten Meereswogen getrübe, schaumbedeckte Bahn.
 Wenn es Gazellen galt zu jagen, war seinem flücht'gen Fuß zu steil
 Kein Felsenhang, es fehlte nimmer der zielgewohnte, sich're Pfeil.
 Mit scharfem Doldh empör zu klettern an einer Boa glattem Leib,
 Mit angeschoss'nen Tigern ringen war ihm der liebste Zeitvertreib.
 Am Halse und im rothen Gürtel er manche Perlenreihe trug
 Von Zähnen vielverhafter Feinde, die seine Keule einst erschlug.
 Doch, wie sich oft das Leben wendet nach langem, trügerischem Glück,
 So fiel auch auf den tapfern Neger des Schicksals Bollgewicht zurück.
 Er ward nach einer heißburchämpften, verhängnißvollen Mohrenschlacht,
 Zugleich mit seinem greisen Vater gefangen von der Uebermacht.
 Am Ufer flackern muntre Wimpel, die Segel spannt das Sklavenschiff,
 Das auf die Ladung längst gelauert hinter der Felsen hohem Riff.
 Zur Abfahrt donnern die Kanonen, das Fahrzeug sucht das weite Meer,
 Und von den armen, schwarzen Sklaven sieht keiner seine Heimath mehr.

2.

Es taucht vom Himmel, sich zu kühlen, ermüdet von der steilen Bahn,
 Vom raschen Laufe roth erglühend die Sonne in den Ocean.
 Verstörte Wolkenbilder irren am meergetrag'nen Himmelsrand,
 Und werfen lange, dunkle Schatten auf heißgebrannten Ufersand.
 Vorüber zieht die schwarze Heerde entblößter Neger bei dem Knall
 Der rauhen Peitschen nach der Pflanzung, des Tages letzter Wiederhall.

*) Wir glauben unsere Leser auf die vollständige Sammlung der Gedichte des Grafen Alexander von Württemberg, welche in den nächsten Monaten im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung erscheinen wird, besonders aufmerksam machen zu müssen. Graf Alexander (Neffe des Königs von Württemberg) ist einer der bedeutendsten unter den deutschen Lyrikern der neuen Zeit. Generalmajor in der württembergischen Armee lebt er in Stuttgart das ernste Studium der Kriegswissenschaft mit dem heitern Spiel der Musen vereinigend, ein schönes, fruchtbares Leben. Die Güte des vereherten Dichters wird es uns möglich machen, in Kurzem eine größere Produktion unseren Lesern mittheilen zu können. D. Red.

Der breite, blutigwunde Rücken gibt frischen Narben keinen Raum,
 Es dringet durch der Wächter Ranken der Sklaven banges Stöhnen kaum.
 Von all den Mohren schreitet einer nur ungebeugt und stolz einher,
 Es mißt sein Blick, der finst're, tiefe, das rothbestrahlte, weite Meer.
 In Abendgluthen heißer lodert der ungelöschten Rache Wuth:
 „Ha! wären doch des Meeres Wogen nur Blut! verhafter Weißen Blut!“
 In seiner Brust geheimsten Tiefen verbergend scheu der Worte Laut,
 Atar Gull aus den wilden Augen scheinbar gelassen vor sich schaut.

3.

Hart dünket Euch des Elephanten scharf zugespitzter weißer Zahn,
 Wenn er durch's Mark der Niesopalme laut tobend bricht die weite Bahn.
 Noch härter, glaubt Ihr, sey die feste, thränengewasch'ne Kerkerwand,
 An der vergebens pocht und rüttelt die Todesangst mit blut'ger Hand.
 Am härtesten, wähnt Ihr, sey des Henkers erprobter, wohlgeschliff'ner Stahl,
 Der seit Jahrhunderten gewöhnte an Todesangst, an Todesqual.
 Was härter ist, will ich Euch lehren, härter als starkes Elfenbein,
 Härter als eines Henkers Eisen, härter als kalter Mauerstein.
 Es ist, in Negeer Blut gehärtet, ummauert gegen fremden Schmerz,
 Nicht fühlend des Gewissens Bisse, des rohen Pflanzers hartes Herz.
 Nach dieses Wüthrichs rauhem Sinne der Sklaven Hauptverbrechen war:
 Nach langen Diensten Altersschwäche, der Schnee in dem gerollten Haar.
 Als Atar Gull am frühen Morgen einst zu der harten Arbeit ging,
 Sah er entsezt, wie an dem Galgen sein armer alter Vater hing.

4.

Wer jagt durch Sturm und Wetterleuchten, wer knirscht und heult zur Nacht empor,
 Aufrufend, alle Rachegeister? Atar Gull ist's, der wilde Mohr.
 Er eilt zum Grabe seines Vaters, das er mit eigener, rascher Hand
 Bereitet, als er von dem Galgen den heißgeliebten Alten band.
 Wie ein gereizter Tiger wüthet, so wirft er sich zu Boden schnell,
 In seinen blickdurchzuckten Augen ist längst versiegt der Thränen Quell.
 Er flucht der Welt, die ihn geboren zu solcher Knechtschaft herber Pein,
 Es trifft sein Zahn die Muttererde, vor Wuth beißt er in Sand und Stein,
 „Ich höre, großer Fetisch, lange schon deiner Donner dumpf Geroll,
 Es treffe den verhaften Pflanze dein wohlverdienter, blut'ger Groll.
 O Herr der Geister, großer Fetisch! Gib mir ein sich'res Zeichen an,
 Wie ich zu Ende führen möge der heißersehnten Rache Plan!“ —
 Da zogen zwei gewalt'ge Schlangen aus naher Felsen dunkler Kluff,
 Und wanden ihre bunten Leiber hellfäulend um des Alten Gruft.

5.

Was rauschte drüben im Gebüsche wohl über Blatt und Dorn so schnell,
 So rasch sich windend, wie vom Berge herniederstürzt der Felsenquell?
 Den starken Todfeind ferne witternd, scheu blickend in die Luft empor,
 Stürzt flüchtig sich der Schlangen eine nach ihrer Höhle Rettungsthor.
 Hoch oben in den Morgenlüften die weiten Kreise zieht ein Nar,
 Längst auf die gift'ge Beute spähend mit stehend scharfem Augenpaar.

Es rauschen mächtig seine Schwingen und wie ein Blitz zuckt er herab
 Auf seine Feindin, die verhasste, hart an des alten Regers Grab.
 Da tönen laut der Schlange Triller, hoch auf ihr schlanker Leib sich bäumt,
 Und ihres Zornes schwarzer Geifer wild von den gift'gen Lippen schäumt.
 Bald zieht sie sich zum Knäuel zusammen, bald windet sie sich schnell im Ring
 Und sucht den Adler schlau zu fassen in ihrem künstlichen Geschling.
 Doch vielbesonnen, wohlverfahren in solchen Kämpfen, hält den Schild
 Des Flügels kalt der Ar entgegen, daß hoch vor Gift die Schlange schwillt.
 Sie will ihn zornesschnell umfassen mit voller Rache heißer Bier,
 Es stürzt sich unbedacht entgegen dem stärkeren das tolle Thier.
 Da haut der sturmeslinke Adler mit wohlgeschärfter Fänge Kraft
 Schnell nach der Schlange, daß im Haupte ihr eine tiefe Wunde klast.
 Schon hebt er sich im Siegesstolze mit seiner Beute in die Luft,
 Da streckt ein sich'rer Schuß ihn nieder vom Stand der hohen Felsenkluft. —
 „Hätt' ich die Schlange erst erdroffelt, gern Adler theilt' ich dein Geschick!“
 So denkt der Neger, und den Felsen trifft sein verworr'ner, fixer Blick.

6.

Rodrigo war's, des Pflanzers Eidam, verfolgend auf der frühen Birsch
 Die in den Sand gedrückte Fährte von einem starken Edelhirsch.
 Ein ächter Waldmann ist erge en dem Wein und seines Mädchens Kuß,
 Doch gilt ihm keine Freude höher als solch gelung'ner Büchschenschuß.
 „Sag' an, du Hund von einem Schwarzen, sahst du wohl je ein edler Ziel,
 Als den gewaltig starken Adler, der eben dir zu Füßen fiel?“
 „Du hättest wohl für dein Entlaufen verdient manchen Peitschenschub,
 „Ich will die Strafe dir erlassen, bloß meinem guten Schuß zu Lieb,
 „Auf, nimm den Adler und die Schlange und folge mir in Wälder nach;
 „Die Schlange berg' ich dann zum Scherze in meines Mädchens Schlafgemach.
 „Wie wird das arme Kind erschrecken! zwar lieb' ich heiß die schöne Braut,
 „Doch möcht' ich gerne sie entwöhnen, daß ihr zuviel vor Schlangen graut.“
 Der Jäger sprach's und eilte rüstig davon durch Felsenthal und Wald,
 Die hohen Cedern kaum verbargen die edle, kräftige Gestalt.

7.

„Triumph!“ rief, als Rodrigo ferne, der Neger, sinkend auf die Knie;
 „Ha, großer Zeitsch, deine Zeichen sie trügen einen Schwarzen nie!
 Du selber hilfst das Feuer schüren, hilfst schmieden einen guten Plan,
 Es soll mich eine Schlange leiten auf meiner Rache schneller Bahn!
 „Ich will den Schlangenkönig führen auf seines todten Weibchens Spur,
 Ein Fest soll meine Rache feiern, wie noch kein Pflanze sie erfuhr.“ —
 Atar Gull löst mit raschem Schnitte vom Numpfe der Schlange Kopf in Wuth,
 Daß aus der frischen Wunde rieselt das kalte, schwarzgefärbte Blut.
 Dann faßt die starke Hand am Ende den farbenbunten, dünnen Schweif,
 Und zeichnet, rasch die Schlange ziehend, im Sand mit Blute einen Streif.
 Am nahen Nächstplatz führt vorüber den Neger der geschwinde Lauf,
 Da blicket er mit heißem Lachen am wohlbekanntem Galgen auf;
 Er schwinget dreimal hoch die Schlange mit lautem Pfeifen durch die Luft:
 „Geist meines Vaters, dir wird Rache, schlaf' ruhig nur in dunkler Gruft!“

Dann fördert er die raschen Tritte, bald ist erreicht des Pflanzers Gut,
 Und aus der nachgeschleiften Schlange verlegt der letzte Tropfen Blut.
 Wie nun der Mohr das Haus umspähet, er selbst der Riesenschlange gleicht,
 Die schnell das Lager eines Tigers in weitem Bogen still umschleicht.
 Schon naht er sich dem Blumenfenster, drin schläft des Pflanzers holdes Kind;
 Es schreckt ihn nicht der Ton der Harfe, die bang durchklingt der Morgenwind,
 Die lässig vorgeschob'nen Niegel öffnet mit leichter Müh' die Hand,
 Dann läßt er schnell die Schlange gleiten herab von des Gesimses Rand.
 „Nun, großer Fetisch, den ich ehre, nun zeige Deine finstre Macht,
 Und lehre die verhassten Weißen, daß noch ein Gott der Rache wacht.“

8.

Gar heimlich lag in Rosenhecken Jenny's jungfräuliches Gemach;
 Vor ihrem Fenster friedlich rauschte ein spiegelheller, munterer Bach.
 Auf seinem kühlen, klaren Grunde sah man den kleinsten Kieselstein,
 Ein wahres Bild von Jenny's Herzen so lauter, ungetrübt und rein.
 Doch heute braust in trüben Bogen durch Thal und Wald der Bach dahin,
 Als wollt' er den bekantnen Ufern im raschen Laufe scheu entflieh'n.
 Der Nachtsturm faßte Jenny's Rosen in unverföhnlich wildem Zorn;
 Es starret aus den todten Blüthen hervor des kahlen Stammes Dorn.
 Es thaut in hellen Thränenperlen der Regen von zerstücktem Laub,
 Und in dem Sande spielt höhnisch der Wind mit seinem leichten Raub.
 Im innern Raum der netten Wohnung dufteten Veilchen und Jasmin,
 Es wand sich rauh der Schlangencactus durch des Geraniums Karmin.
 Es schimmern hell im Farbenstreite der Rosen, der Kamilien Pracht,
 Es bergen scheu Drangenblüthen sich in der Blätter dunkler Nacht.
 Von ihren schönsten Lieblingsblumen will Jenny winden einen Kranz,
 Der weithin überstrahlen möge des reichen Brautkleids Prunk und Glanz.
 Sie beugt sich über mit Verlangen: da starret aus dem bemoosten Topf,
 Mit allen Schrecken einer Hölle, entgegen ihr der Schlange Kopf.
 Erst lähmet Dymnacht ihr die Zunge, dann tönt ein lauter, bangter Schrei;
 Sie ruft den Aeltern, dem Geliebten, „Zu Hilfe eilt! Herbei! Herbei!“
 Da schallt von draußen ihr entgegen ein froh' Gelächter überlaut;
 „Ei! Jenny! Jenny! Kleine Thörin, der vor der todten Schlange graut!“
 Zur Thüre will sie sich nun wenden; die Klinke greift die bange Hand;
 Sie bleibt verschlossen in den Angeln, als hätte Zauber sie gebannt.
 Und rauh ertönt des Pflanzers Stimme: „Nicht früher sich der Schlüssel dreht,
 Bis du verstummst mit deinem Rufen, mit deinem albernen Gebet.“
 Da sinkt die bleiche Jenny nieder, durchfroset von des Todes Schreck,
 Der Schlangenkönig naht sich schleichend aus seinem heimlichen Versteck.
 Es windet sich statt schöner Blumen um's Haupt der todgeweihten Maid
 Die Schlange kalt, um's volle Nieder, ein Brautkranz naher Ewigkeit.
 Es trifft den schönen Marmorbusen der giftgefüllte scharfe Zahn;
 Dem jähen Tod, der lüstern lauert, öffnet sich rasch die sich're Bahn.
 Und wie ein Dämon aus den Tiefen der Unterwelt blickt wild empor,
 So blickt durch's Fenster, heiser lachend, Atar Gull, der gerächte Mohr.

Alphons Karr und die Wespen.

„Schreibt Nostradamus, der die Zeit beschwören
 „Und aus den Sternen konnte prophezeih'n:
 „Im Jahr zweitausend wird von Jubelchören
 „Das glückliche Paris durchtönt sein.“

Adelbert von Chamisso.

Wo die Partheien so ins Handgemenge gekommen sind, wie in Paris, da wirft man das breite Schwert von sich, und greift zum kurzen, spitzen Dolche. In Deutschland streitet man mit Büchern gegen einander; in Frankreich mit Brochüren. In dieser hastigen Jagd des Pariser Lebens hat man nicht Zeit, eine Meinung durch ein ganzes Buch lang anzunehmen. Was man zu sagen hat, soll in raschen kurzen Sätzen geschehen, man hört im Fluge an, und man muß im Fluge sprechen. Darum diese ungeheure Fluth kleiner Brochüren und Pamphlete, mit welchen Frankreich überschwemmt ist, und deren Zahl und Macht mit jedem Tage sich vergrößert.

Einer der furchtbarsten und fruchtbarsten Pamphletisten ist ohnstreitig Alphons Karr. Wir Deutschen haben kaum einen Maassstab für ein soches Schriftstellertum. Wir haben nie einen Schriftsteller gehabt, der über seinen Geist, wie über eine sichere Rente, disponiren und sagen konnte: jeden Montag gebe ich so und so viel Biz aus, oder jeden Monat schneide ich so und so viele Coupons von meinem Kapitale ab. Wir haben keinen Schriftsteller, der sagen kann, ich werfe mein Buch, mein Blatt ins Volk, und kann sicher sein, daß eine Million Hände gierig darnach greifen.

Dieses aber ist der Fall bei Alphons Karr. Wie Jules Janin jeden Montag die Messe bezieht, so erscheint Karr mit seinen Wespen jeden Monat, und der seltenere Gast ist immer der gesuchtere. Die Regierung hat an Karr einen nicht minder glücklichen Fund gemacht, als das Theater Francais an Dem. Rachel. Die Regierung, wie die klassische Tragödie, können beide nicht über allzugroße Popularität sich beklagen, sie brauchen der ausgezeichneten Talente, um sich einigermaßen welche zu verschaffen.

In Betreff des schweren Geschüßes hatte zwar die Regierung immer die Oberhand über ihre Gegner, und das Journal des Debats, die Presse u. s. w., sind bei weitem an Talent und Beredsamkeit den Oppositionsjournalen überlegen. Aber in Bezug des Kleingewehrfeuers stand die Opposition immer im Vortheil, und der Charivari, der Corsaire, und ähnliche kleine

Blätter, haben durch Witz, Spott und Verhöhnung oft mehr Schaden angerichtet, als die schwersten Bomben des National und der Gazette de France. Hier mußte die Regierung eine Gegenwaffe wünschen, die dem Witz mit Witz, und dem Spotte durch stärkeren Spott zu begegnen weiß.

Ein solches gouvernementales Tiralleurfeuer unterhalten die Wespen (Guepes) von Karr. Es haben sich viele den Kopf darüber zerbrochen, ob Karr direkt im Dienste der Regierung steht; die Geißelhiebe, mit welchen er bisweilen aus der Rolle fällt, und den Rücken seiner eigenen Partei peitscht, führen Manchen irre, und geben ihm das Ansehen gänzlicher Unabhängigkeit. Diesen frommen Gläubigen wollen wir ihren Glauben auch nicht stören. Mag hinter dem Vorhang geschehen, was immer wolle, genug die unerschöpfliche Fülle von Witz, die diesem Schriftsteller zu Gebote steht, und jene boshafte Naivität, womit er bisweilen gegen seine eigene Parthei sich wendet, um den Schein der Unpartheilichkeit zu behaupten oder zu retten, haben ihn zu einem Lieblingskind Aller gemacht.

Wir wollen unsern Lesern einige Auszüge aus dem letzten Hefte der Wespen mittheilen, worin „die Bilanz Frankreichs“ gemacht wird, und welches allgemein als das Witzigste, was Karr geschrieben hat, gerühmt wird.

Das Pamphlet ist, in der komischen Form eines Briefes, an den Aufwärterjungen eines Kaffeehauses in Clermont gerichtet, der, bei den dortigen Unruhen, das Leben des Maire gerettet hat.

* * *

An den Herrn Augustin, im Lyoner Kaffeehause zu Clermont.

Motto. „Der Maire war in die Hände des Volks gerathen, und war nahe daran gesteinigt zu werden, als Augustin aus dem Lyoner Kaffeehause, sich zwischen ihn und die Menge warf, und es dahin brachte, daß man ihn losgab.“

— Alle Journale —

Sie befinden sich in einer günstigen Lage, Herr Augustin, — ich weiß es nicht anders, und es ist mir unbekannt, welchen Gebrauch sie davon machen werden. — Erlauben Sie mir indessen, mich Ihrem neuen Ruhme, wie der aufgehenden Sonne, zuzuwenden, um Ihnen diesen Band zu widmen, den Schluß des zweiten Jahrgangs der Wespen, welcher die Bilanz von Frankreich enthält.

Das Ministerium.

Der Mann welcher das Regiment ausübt, ist nicht grade immer der Minister; — der ist es, welcher Minister werden soll. Sechs Monate bevor Herr Thiers ins Ministerium trat, gehorchte man ihm allein; er war es, der alles leitete, der den Präfekten Befehle ertheilte, über Ehrenkreuze und Aemter verfügte, und Amtsentsetzungen vornahm.

Als Beispiel führe ich Herrn Buloz an, einen Mann ohne alle literarische Bedeutung, Director zweier Revuen und des Theater francais, — ein

Name, den Herr Mole in die Welt gesetzt; man glaubt vielleicht, daß dieser Mann sich in großer Klemme befindet, wenn Herr Duvergier ihm Angriffsartikel gegen das Ministerium überträgt, und Herr Guizot ihm die Veröffentlichung derselben, bei Strafe sein Amt zu verlieren, untersagt? Nicht im mindesten; Herr Buloz ist keinesweges verlegen, er giebt die Artikel des Herrn Duvergier der Reihe nach heraus, — verspricht bei jedem Artikel, keine mehr herausgeben zu wollen, — und fängt immer von neuem an.

Wenn es von einem Minister heißt: er hat sich an ein fremdes Land verkauft, er verräth das Vaterland, er giebt das Ansehen des Staates preis, er richtet das Volk zu Grunde, u. s. w.

So liegt in dem allen nichts Beleidigendes; — es sind das herkömmliche Redensarten, und wer sie heute anhören muß, hat sie gestern gegen den angewandt, der sie im Munde führt.

Es ist gänzlich damit, wie in dem Stück Angelo, Tyrann von Padua. Erst spielte Madam Dorval die Thisbe, und Fräulein Mars die Catarina; einige Zeit später spielte Fräulein Mars die Thisbe, und Madame Dorval übernahm die Rolle der Catarina.

Es ist nichts weiter als eine Comödie mit zweierlei Rollen; — indeß ist dabei ein Uebelstand, Herr Augustin; erlauben Sie mir, denselben näher anzugeben.

„Frankreich,“ „das Vaterland“ „der Ruhm der Nation,“ „die Freiheit,“ „die Aufrechthaltung unserer Institutionen,“ „das Volk,“ „die Gesetze“ u. s. w. u. s. w. — jedes dieser Worte ist nichts als Schrot, Kugel oder Bombe, womit einer seine Pistole, Büchse oder Mörser ladet, um auf seine politischen Gegner zu schießen, das will sagen, auf diejenigen welche die Stelle bekleiden, die er gern haben möchte, oder welche nach der trachten, die er selbst inne hat.

Die besten Mittel nutzen sich ab; man muß auf neue denken. Was nun das anbelangt, so macht man sich so wenig ein Gewissen daraus, das Land in Bewegung zu setzen, als jener Egoist, von dem uns ein griechischer Schriftsteller erzählt, daß er seines Nachbars Haus in Brand gesteckt habe, um sich ein Ei zu siedern; die Hauptsache ist, daß das Ei zu rechter Zeit gesotten sei.

Anfangs reichten kleine Mittel aus; man schrieb auf Rechnung der bestehenden Regierung, das heißt des Ministeriums, allen Regen der fiel, oder auch nicht fiel; — niemals hatte man so viele Raupen gesehen, als dieses Jahr, — die Erndte ließ sich schlecht an, — das Brot ward theuer u. s. w.

Diese kleinen Mittel waren, in Betracht der Wirkung, auf die sie zielten, groß genug: denn die Sache, um die es zu thun ist, bleibt immer die,

das Ei mit der Schale zu kochen; es handelt sich um nichts anderes, als zu wissen, ob Herr Passy, Herr Dufaure, oder Herr Martin du Nord, Minister werden soll.

Später fügte man einen kleinen Volksaufstand dazu — so eine Meuterei um nichts, drei zerschlagene Laternen, und einen Steinwurf nach einem Commissär; das gelang.

Für das Zweitemal waren sechs Laternen und zwei Commissäre erforderlich; — nachher, als man die politischen Verbindungen erfunden hatte, forderten die Parteien Concessionen, und man rührte das Land so auf, daß der Schmutz oben aufstieg.

Und jedesmal gehen die Sachen schlimmer; um einen Ministerwechsel herbeizuführen, macht man nicht weniger als drei oder vier Meutereien; — und gegenwärtig bringt man dabei mehr Menschen ums Leben, als bei den Volksfesten und öffentlichen Vergnügungen, wo es immer drei oder vier Todte und sieben oder acht Verwundete giebt.

Die Meutereien werden häufiger, dauern länger, werden blutiger, sie arten in Bürgerkriege aus, — einzig und allein, damit man wisse, ob H. Dufaure oder H. Passy ins Ministerium treten werde.

Auf die Anklage, zum Haß gegen den König aufgereizt zu haben, antwortet der National mit Recht, daß er darin nur Herrn Thiers, der gestern das Staatsruder führte, und Herrn Guizot, welcher es jetzt führt, nachgeahmt habe; — er führt ihre Worte an, die ganz mit denen übereinstimmen, derentwegen man ihn anklagt, — und er wird freigesprochen; — vielleicht hätte man statt dessen Herrn Thiers und Herrn Guizot den Proceß machen sollen; — indessen, die Leser der Wespen wissen schon, was ich von den Processen der Presse halte.

Allein jene armen Politiker, stets mit der einzigen Sorge, ihr Ei zu siedeln, beschäftigt, hören nicht auf, alles in Feuer und Flammen zu setzen, — thörichte Verräther, zugleich gegen das Vaterland und gegen sich selbst: — denn unter dem fortwährenden Kampfe, die Gewalt an sich zu reißen, wobei sie nicht selten unsaubere Hände mitziehen lassen, — müssen sie doch, — jedesmal wo sie dieselbe fassen und ihren Gegnern abzwängen, — bemerken, daß sie immer schmutziger, immer zerstückter wird, — daß Feigen davon in den Händen ihrer Genossen und im Noth des Schlachtfeldes bleiben, — ja daß heute nichts mehr als ein elender Lumpen davon geblieben ist.

Das alles kommt daher, daß man „keinen Glauben, keine Grundsätze mehr hat.“

Wir kommen darauf zurück, Herr Augustin.

Von der Literatur.

Lassen Sie uns einmal, Herr Augustin, von der Literatur, als einer gesellschaftlichen Macht, reden.

Als Macht ist sie nicht mehr vorhanden, und sie ist auf dem Wege, auch als Literatur nicht mehr zu existiren.

Die Presse, das heißt die Journale! hat sich eines Tages selbst erfunden; — sie hat den Schein angenommen, die Literatur zu sein, so lange als dieß ihren Plänen günstig war. Sie hat sich der Literatur bedient, in der Art, wie gewisse Intriganten es versucht haben, sich gewisser Ludwige der Siebenzehnten zu bedienen.

Die Literatur dient jetzt unten an den Journalen dazu, an der Thüre zu paradiren, als Feuilleton — sie ist der Strohsack der Truppe.

Ein Dichter, der nichts als Dichter ist, wird in der Armuth leben, Hungers sterben, und unbekannt bleiben.

Er kann nicht, wie Malesherbes, von sich sagen: — „Ich bin immer so vorsichtig gewesen, über die Leitung eines Schiffes zu schweigen, auf dem ich bloß Passagier bin.“

Er muß sich einer politischen Partei anschließen; vornehmlich muß er einige Phrasen gegen die Tyrannen und die Sklaverei schreiben — weil die Journale der Regierung von Niemandem gelesen werden. Man hat kein Beispiel, daß ein Zeitblatt, ohne hämische Einschränkung, einen Schriftsteller von einer andern Partei gelobt hätte.

Die Regierung ihrerseits legt einzig und allein auf die Zeitblätter Gewicht. — Ein Roman, ein Theaterstück, schaden weiter nichts, als daß sie die Gesellschaft verderben; aber was liegt daran? — Ein Journal dagegen stürzt ein Ministerium über den Haufen, und das ist ein schwerer Fall.

Die Ehrenkreuze, welche man der Literatur bewilligt — was ich Ihnen sage, ist kein Scherz, sondern eine Thatsache, Herr Augustin — die Ehrenkreuze, welche man der Literatur bewilligt, kommen nicht vom Minister des öffentlichen Unterrichts, sondern vom Minister des Innern, und noch häufiger von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, welcher gemeinlich auch der Conseilspräsident ist.

Die Literatur ist in unsern Tagen unabhängig; — man verachtet Voileau und Racine, weil sie von Ludwig dem Vierzehnten Jahrgehalt empfingen. — Ludwig der Vierzehnte fände heute nicht einen einzigen Schriftsteller, der einen Jahrgehalt von ihm annähme. — Nur den einen Flecken hat diese Unabhängigkeit, — daß die Schriftsteller den Directoren und Eigenthümern der Journale aufwarten.

Als die Literatur noch nicht unabhängig war, begründete ein gutes Werk das Glück eines Mannes.

Heute muß man in einem fort arbeiten und verkaufen; — die Feder steht nicht mehr im Dienste des Geistes, sondern des Hungers; — man fühlt sich nicht gedrungen, etwas zu sagen, wohl aber, zu Tische zu gehen.

Man macht Meisterwerke, wie man in Wirthshäusern Sonntags die Suppe bereitet: — man schüttet immerzu Wasser auf die anfängliche Fleischbrühe.

Man hat den Nachruhm unterdrückt, — dieß Paradies verunglückter oder verhungertes Schriftsteller, — denn man muß essen, so lange man lebt.

Noch eine kleine Anekdote, Herr Augustin, es ist eine kleine Lästergeschichte über zwei große Talente: — Herr von Balzac und Herr Alexander Dumas haben sich überworfen.

Bei der letzten Reise des Herrn Dumas, — als er von Florenz kam, ohne — zum allgemeinen Erstaunen — einen neuen Orden mitzubringen, richtete es ein Freund der beiden Dichter so ein, daß sie den Abend zusammen zubrachten; — sie reden sich nicht an; — gegen Mitternacht geht Herr de Balzac fort, und läßt, indem er an Herrn Dumas vorbeigeht, die Worte fallen: „wenn ich mich ausgeschrieben habe, so will ich Schauspiele machen.“

„So fangen Sie doch auf der Stelle an,“ — versetzt Herr Dumas.

Die Polizei.

Ich will Ihnen von der Polizei nur ganz oberflächlich sprechen, Herr Augustin, der Franzose hat einen Abscheu vor der Polizei. Dieser Abscheu, der anfangs ganz ungerecht war, gelangt nun dazu, im vollkommenem Recht sich zu befinden.

Bei einer Emeute, wenn die Polizei gleich am Anfange herzukömmt, so heißt es: „Man gibt durch die ungeschickte Einmischung einem unbedeutenden Auflaufe erst den ersten Anstrich.“ Wenn die Polizei dagegen wartet, bis der Auflauf zu einem gewissen Grade gestiegen, so sagt man wieder: Statt das Geschrei einiger Gassenbuben gleich im Entstehen zu unterdrücken, läßt die Polizei eine kleine Unordnung zur beunruhigenden Emeute ausarten. Wenn ein Agent der geheimen Polizei einen Dieb arretirt, so machen die ängstlichen Mienen Beider unmöglich, es herauszufinden, wer eigentlich der Dieb unter ihnen sei. Und hüten Sie sich ja, sich zu irren, denn der Dieb könnte es leicht übel nehmen, daß Sie ihn für einen Polizeimann halten.

Es war der Moral und Sitte gemäß, daß man die Stadtsergeanten uniformirt hat; aber diese Maßregel hätte allgemein gemacht werden müssen. Es gibt noch einen Theil der Polizei, und dieß ist der größte, der, wie die Diebe zu Werke geht, das heißt, durch Ueberfall und aus dem Hinterhalt.

Jene Leute, die man, ohne irgend ein Abzeichen, bei Unruhen unter das Volk schickt, wenden sich, ohne Unterschied, gegen die Neugierigen und die Meuterer, und treffen jene so gut wie diese, mit einer unerträglichen Roheit.

Es ist das ein Zustand wahrer Wildheit: — alle Agenten der Staatsgewalt müssen an bestimmten Abzeichen erkennbar sein; — mit der größten Strenge muß man jeden Bürger bestrafen, der ihnen den geringsten Widerstand entgegensetzt; aber jeder Bürger hat auch das Recht, denjenigen, wie einen Hund, todt zu schlagen, der, ohne sich auf unwidersprechliche Weise als Agent der Regierung kund zu geben, die Hand an ihn legt, um ihn zu schlagen oder festzunehmen.

Leute, denen es an Zartgefühl, an Einbildungskraft oder an heiterer Laune gebricht, — suchen denn, die Polizeiagenten ums Leben zu bringen.

Solche, die von heiterem Temperament sind, begnügen sich damit, ihnen mehr oder minder ärgerliche Streiche zu spielen. —

Bornehmlich in Paris ist die Polizei immer im Unrecht; keine Stellung in der Polizei ist so hoch, daß sie dem Manne, der sie bekleidet, Schutz gewähren könnte.

Bei den letzten Unruhen hatte die Polizei alle Hände voll zu thun, um den Präfecten gegen die Kinder auf den Straßen zu vertheidigen, welche sich durchaus, als Gruppe, auf seinen Schimmel setzen wollten. Sobald man einen der Buben herabzog, kletterten auch schon zwei andere wieder hinauf.

Der Pariser Bürger hat sich übrigens bereits an die Unruhen gewöhnt, — wenn sie nicht grade auf seiner Straße oder vor seinem Laden vor sich gehen, — so sieht er keine Gefahr mehr darin. Vielleicht kommt einmal die Zeit, wo er nicht einmal ein Spektakelstück, des Angaffens werth, darin finden wird. Nun machen aber die Zuschauer immer die Hälfte bei einem Aufstande aus; — die Polizei kann man auf ein Viertel anschlagen, — auf die eigentlichen Unruhestifter kommt denn das andere Viertel.

Bemerken wir wohl, daß die letzteren die Flucht ergreifen, — so daß man fast allein die Zuschauer festnimmt, die, im Bewußtsein ihrer Unschuld, auf dem Plage bleiben, wo man ihrer habhaft wird.

Ein gewisser Barbet, ein Fassbinder, wird vor das Tribunal geführt. — Man klagt ihn an, die rothe Fahne getragen zu haben.

„Diese Fahne war mein Halstuch. — Man wollte es mir nehmen, um eine Fahne daraus zu machen; so habe ich es denn vorgezogen, selbst

die Fahne zu tragen, als mich von meinem Halstuch zu trennen, das man mir sonst gestohlen hätte.“

Wer weiß, wohin Barbet nicht hätte gebracht werden können, aus dem bloßen Grunde, daß er sein Halstuch nicht hergeben wollte; — wäre die Meuterei geglückt, so hätte er ja König von Frankreich werden können, unter dem Namen Barbet der Erste.

Sie runzeln die Stirne, Herr Augustin, — Barbet scheint Ihnen ein den Rechten, die Sie fast von der Nation erhalten hätten, gefährlicher Mensch zu sein.

Aber seien Sie ganz unbesorgt, die Sache wird in eine Posse auslaufen.

Ich habe einen Mann gekannt, der, zur Zeit der Julirevolution, — als er im Stadthause einen runden, von schreibenden Herren umgebenen, Tisch sah, — an einer unbesetzten Ecke Platz nahm, — und dann erfuhr, daß er dadurch allein Mitglied der provisorischen Regierung geworden sei; — er machte sich also daran, gleich den Anderen, zu schreiben; — da kam ihm das Bedürfniß, sich auf drei Minuten zu entfernen. — Zu welcher Regierung aus dem Siegreife man auch gehören, wie sehr man sich auch für verpflichtet erachten mag, seine Zeit dem Vaterlande zu widmen, — die Natur hat unmaßgebliche Gesetze; — unser Mann geht hinaus, und läßt seinen Hut auf dem Plage liegen.

Er bleibt drei Minuten aus, und tritt wieder herein, — er gehört nicht mehr zur Regierung. — Ein anderer Herr hatte sich an seinen Platz gesetzt — und stieß ihn mit dem Ellenbogen zurück. — Wenigstens, sagte jener, geben Sie mir meinen Hut wieder. — Man gab ihm den Hut wieder.

Das Volk.

Ich habe vor einem Monat den Herrn Cormenin, in einem ihm gewidmeten Capitel, gefragt, was er unter Volk verstehe. Diese Frage ist seit vierzehn Tagen der Gegenstand lebhafter Debatten in den Tageblättern. Bei Gelegenheit dieser Frage sah man, um ein Gleichniß Friedrichs des Großen zu gebrauchen, eine Sündfluth von Worten auf eine wüste Einöde von Gedanken herabregnen. Das Volk, als ein Theil des in sich zerrissenen und zerspaltenen Landes, existirte nicht. Denn soll ein Ding existiren, so muß man sagen können, wo es anfängt und wo es aufhört. So verschieden auch Eure politischen Ansichten von den meinigen sein mögen, ihr könnt mir nicht leugnen, daß ein Apfel ein Apfel ist. Wenn ihr mir einen Soldaten zeigt und sagt: das ist ein Soldat, so kann ich nicht erwiedern: es ist kein Soldat.

Gewisse Journale verstehen unter Volk diejenigen Leute, die Emeute machen.

Andere verstehen darunter diejenigen, die keine Emeute machen.

Der Ausdruck „das Land“ hat ganz denselben Sinn.

Das Land, wie das Volk, bezeichnet beides diejenigen Leute, die wie wir denken — oder diejenigen, durch welche wir die Kastanien aus dem Feuer holen lassen.

Die republikanischen Journale nennen Volk die zahlreichste Classe. Es findet eine Emeute statt, und sie sagen: „das Volk ist auf dem Plage.“ Die Emeute ist vorbei, man erfährt, daß dabei in Allem 300 Menschen theiligt waren, worunter 150 Gaffer, 50 Gassenjungen von weniger als 16 Jahren, 40 Diebe, und 50 Polizeiagenten, und etwa zehn ehrliche arme Teufel, welche meinen für die „Freiheit“ zu kämpfen, worin sie bisher ungekränkt gelebt haben, und deren sie nun einige Monate lang entbehren müssen.....

Den folgenden Tag könnt ihr im Constitutionel lesen, das glückliche Resultat von dem Allen werde sein, daß Herr Passy wieder ans Ruder kommen werde.

Der Courrier Francais gibt Herrn Dufaure den Vorzug.

Das Volk — — ist eine glückliche Erfindung.

Die Presse.

O ihr Moralisten, ihr Philosophen, ihr Dichter, die ihr saget: die Gesellschaft gehe ihrer Auflösung entgegen, weil der Glaube verschwunden sei, weil man an Nichts mehr glaube. —

Ihr guten Leute! „Kein Glaube mehr?“ Niemals war man so gläubig, wie jetzt! Niemals waren die Menschen solche dummgläubige Glaubenswesen und Fliegenschnapper, und die Völker, die den Mist des Dalai Lama anbeten, sind, im Vergleich mit uns, Ungläubige und Voltairianer.

„Kein Glaube mehr!“ Man glaubt ja Alles, man streitet ja für Alles, man schlägt sich ja für Alles!

Kein Glaube wäre vorhanden, in einer Zeit, wo eine so sonderbare Gewalt, wie die der Presse, die einzige Gewalt ist!

Man glaubt Nichts! So hören Sie, Herr Augustin!

Man müßte die Presse mit Gott vergleichen, wenn es keine Pilze gäbe — die nur durch sich selbst quellen.

Sie ist ein Pilz, der eines schönen Morgens aus dem Schutt aller andern Gewalt aufgeschossen ist.

Die Presse ist eine Macht, die sich von allen den Mächten nährt, die sie verschlungen hat.

Die Pressfreiheit ist durch das Blut aller andern Freiheiten fett geworden. Sie leidet an Unverdaulichkeit und Vollblütigkeit.

Man glaubt an Nichts, sagt Ihr, weil man nicht an die heilige Streichkraft glaubt, weil man Ludwig Philipp nicht bittet, die Kröpfe anzurühren — Man glaubt Nichts — weil man nicht an unsere alten Märchen mehr glaubt!

Ihr sagt, es gebe keinen Glauben mehr, so wie die alten Weiber sagen, daß es keine Galanterie und keine Liebe mehr gebe.

Man glaubt an Nichts! Glaubt man nicht an die Journale?

Man glaubt an die Erzählungen von hundertjährigen Greisen, von Kälbern mit zwei Köpfen, von bettelnden Millionären, die Euch immer von Neuem aufgetischt werden, — wenn gerade keine Kammeritzungen sind, oder kein einigermaßen schauderhaftes Verbrechen vorgefallen ist.

Man glaubt an Nichts! Habt Ihr nicht dem Temps geglaubt, als er Euch erzählt, daß die Spanier die Victorieuse mit Beschlag belegt hätten, und als er den widersprechenden Artikel des Ministeriums aufnehmen mußte, glaubtet ihr ebenfalls, was er Euch den folgenden Tag erzählte.

Man glaubt an Nichts mehr, aber als der National sagte: „Herr Pauchet, Mitglied des Generalraths der Eure-et-Loire, hat gegen den neuen Censur gestimmt“ antwortete man ihm: Herr Pauchet hat nicht dagegen gestimmt, weil er schon seit einigen Monaten gestorben ist. Und Ihr habt geglaubt, was Euch der National am folgenden Tage aufgetischt hat.

Man glaubt an Nichts, und Ihr habt geglaubt, der Herzog von Bordeaux sei gestorben, weil der Moniteur Parisien — es gesagt hat.

Man glaubt an Nichts. Aber der Siecle sagt: Die Wiederaufnahme des Censur beginnt in Paris, wir werden uns dem nicht unterwerfen, und unsere Thüren verschließen. Man antwortet: Aber, Verehrtester, Sie haben sich schon vor vier Monaten dem neuen Steuerausschlag unterworfen, sich selbst, Ihre Druckereien und Ihre Bureaux — und am folgenden Tage laßt Ihr den Siecle, und glaubt, was er sagt.

Man glaubt an Nichts — und Ihr glaubt an den Froschregen, an die Seeschlangen, an die Gespenster, an den colossalen Kohlkopf, an Alles, was die Zeitungen Euch vorliegen.

Sie sagen, es finde an der Porte St. Denis ein Aufstand statt. Ihr wollt ihn sehen, während er nicht existirt. Die Polizei ist eben so naiv, wie Ihr, sie kommt, meint, Ihr wäret die Unruhestifter, und steckt Euch ein.

Es gibt keinen Glauben mehr. Nennt mir in irgend einer Religion,

selbst bei den Wilden, einen so sonderbaren Glauben an so abgeschmackte Dogmen.

Wie, vierundzwanzig Schriftzeichen, nach einer gewissen Reihe geordnet, und vor Euch gerückt auf einem viereckigen Stücke Papier, reichen hin, um Euch münder und wüthend zu machen.

Was, diese vierundzwanzig Götzen, diese vierundzwanzig Abgötter machen Euch zu Sklaven ihrer Willkühr, je nachdem sie so oder anders geordnet sind!

Die Presse ist eine außerordentliche Macht, die keine über sich und neben sich duldet.

Sie fordert dem Feldherrn, wie dem Gesetzgeber, dem Ackermanne, wie dem Seemann, dem Künstler, wie dem Gelehrten, Rechnung ab über all sein Thun und Denken.

Sie muß also geleitet sein von den ausgezeichnetsten, untrüglichen und allgemein als die weisesten, und unterrichtesten anerkannten Gelehrten, Künstlern, Deconomen, Seelenten, Feldherrn und Gesetzgebern, denn wie wollten sie sonst so von oben herab zu der ganzen Welt reden?

Nein, sie wird nur von Schriftstellern geleitet, und nicht einmal von den ausgezeichnetsten des Landes. An allen Journalen zusammen arbeiten keine zehn, deren Namen Ihr wisset.

Es möge der Mächtigste dieser Herrscher in einer Versammlung reden, man wird ihn nicht anhören; wenn aber seine Worte mit der Post ankommen, auf ein viereckiges Papier gedruckt, dann wagt man sie nur auf die Versicherungen eines andern viereckigen Papiers in Zweifel zu ziehen.

Großer Gott, alle Gewalten geben ihre Entlassung, weil es keinen Glauben mehr gebe, in einer Zeit, wo die Menschen so allerliebste Narren sind, sich von vierundzwanzig Bleistäben, Papier und Tinte beherrschen zu lassen.

Giebt keine Kugeln mehr! Die Militärgewalt ist todt, wie jede andere. Die Presse hat sie verzehrt. Giebt sie um, und macht Typen daraus. Zerstört Eure Waffensäle und macht Buchdruckereien daraus.

Was, eine Gewalt wie diese, und das Königthum hat sie nicht in Händen? Ihr verdient, was Euch begegnet, und das Schlimmere, das Euch noch begegnet wird. Ihr könnt Euch dieser Gewalt nicht bemächtigen, und gebt ihr Kraft; Ihr gebt ihr Privilegien durch Eure thörichten Finanzgesetze, durch Eure unersättliche Habsucht. Beklagt Euch nicht, daß Ihr gezeußelt werdet, Ihr werdet ja dafür bezahlt, Ihr fertigt und verkauft die Nuthen!

Unbeschränkte Pressefreiheit! Kein Stempel, keine Caution, keine Pressproceße mehr — und sie wird, vom Schlage getroffen, dahinsterven. —

Ihr könnt sie nicht tödten, nicht überwinden, sie wird Euch tödten.

Dann wird sie, um auch ihr die Wahrheit zu sagen, sich selbst tödten. Sie vermag Alles zum Nachtheile Anderer und Nichts, weder zum Vortheile

Anderer, noch ihrer selbst. Sie tödtet nur, sie schafft nichts — Sie labt nicht. Sie verzehrt Alles, und erzeugt nichts. Hat sie einmal Alles verschlungen, so stirbt sie entweder an Unverdaulichkeit, oder den Hungertod.

Der Verfasser.

Im Grunde sind die Sachen, wie sie von jeher gewesen sind — wie sie immer bleiben werden.

Die Menschen sind nicht in der Art Brüder, wie man gemeinhin sagt; kaum waren ihrer drei oder vier auf der Welt, so haben sie auch schon angefangen, sich einander das Leben zu nehmen.

Bei La Bruyere finden wir die Bemerkung: „Wenn es nicht mehr als drei Menschen auf der Erde gäbe, so würden sie doch alsbald mit einander in Streit gerathen, wäre es auch nur um der Grenzen willen.“

Die Unruhe, welche gegenwärtig herrscht, hat ihren Grund darin, daß das Volk sich ungefähr in der Lage befindet, wie der Bär im Pflanzengarten. Man wirft ihm von seinem Baume herab an einem Bindsaden einen Kuchen zu, um ihn zum Hinauffklettern zu bringen; — sobald er aber hinaufflettert, zieht man den Bindsaden weg.

Seit elf Jahren hat man ihm nun den Kuchen allzu nahe vorgehalten, — darum ist es immer mehr gereizt, ihn nicht verzehren zu sollen.

Seien es nun die Einen oder die Andern, — die Stärkeren werden die Anderen immer unterdrücken, wie die großen Fische die kleinen verschlingen, und ihrerseits den noch größeren zur Speise dienen. Wenn diejenigen, welche man heute das Volk nennt, einst die werden, welche den Namen der Staatsgewalt führen, — so werden dann diese ihrerseits die Rolle des Volkes spielen, — welches dieselbe sein wird, welche heute die Staatsgewalt spielt.

Und deswegen sind mir alle diese Dinge — gleichgültig.

Eine Begegnung mit Paganini in Genua.

Reise-Erinnerung von Ludwig August Frankl.

Die schöne Oper in Genua war um 11 Uhr zu Ende und ich folgte der Einladung des Marchese Negro auf seine Villa. Diese liegt auf einer Anhöhe in der Stadt und beherrscht den Hafen und das Meer. Die Drangenbüsche, der Citronenwald, den sie einschließen, verwandeln daselbst die Luft in einen duffigen Aether. Oft bewegte die Wipfel ein frischer Seewind und schüttelte Blüten und Glühwürmer herab, daß sie wie ein leuchtender Staubregen zur Erde sanken. Aus den weißen Lilien, die in schönster offener Blüthe standen, stiegen elektrische, bleiche Funken empor, wie Elfsenselen. Nachtigallen schlugen und die Sterne glänzten aus einem so tiefblauen Himmel, wie ihn Canaletto malt. Von ferne donnerte es in regelmäßigen Pausen; es waren die Pulsschläge des mittelländischen Meeres. Ich zögerte in den glänzend erleuchteten Saal der Villa zu treten, die wie ein Pallast Alladins aus dem blühenden und glühenden Frühling des Gartens empor stieg. Ich suchte die dunkleren Gänge, da standen in einzelnen Laubnischen bleiche, marmorne Büsten. Unter manchen andern zwei Helden, welche allein Genua unsterblich machen: Colombo und Paganini. Jetzt wurde im Hafen durch Kanonenschüsse Mitternacht angekündigt, und diese weckten mich aus dem süßen Banne der zaubervollen Umgebung, die mich eine volle Stunde, ohne daß ich es bemerkte, fesselte. Ich trat in den Saal und befand mich in einem glänzenden Kreise von Damen und Herren, die in verschiedenen Gruppen zerstreut einem Neapolitanischen Schifferliede lauschten, das eine junge Dame am Claviere vortrug. Der Marchese trat mir grüßend entgegen, er schien mich schon lange erwartet zu haben.

Der Marchese ist der Stolz seiner Vaterstadt. Reich und unabhängig, ein phantastischer Improvisator, ein tiefer Kenner der Musik, ein Freund der Wissenschaften und ihrer Jünger, versammelt er stets einen Kreis von Gelehrten und Künstlern und solcher Menschen, die an diesen Theil nehmen, um sich. Er ist die Axt, um die sich die geistig geselligen Pole Genua's bewegen.

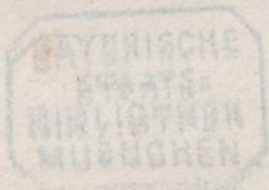
Die Napolitana war zu Ende, der Marchese faßte meine Hand und in meiner erröthendsten Ueberraschung stellt er mich der zahlreichen Ge-

sellschaft „als den jungen Deutschen vor, welcher der Erste in seiner Sprache ihren unsterblichen Colombo besungen hat.“ Nun diese Worte sind ganz wahr, und doch wurde ich roth bis in die Seele und schämte mich. Gewiß nicht deswegen, weil ich das Gedicht „Colombo“ dichtete, aber ich schämte mich. Die Salonsitte unserer Tage hat das antike: „Kenne dich selbst“ in ein: „Verläugne dich selbst“ umgewandelt. Wenn die Athletin Seraphine ankündigt: Ich kann ein Hufeisen zerbrechen, so nennt sie Niemand darum unbescheiden. Wenn es aber wer wagen wollte, sein geistiges Können anzukünden, er würde arrogant gescholten. „Ich habe ein starkes Gedächtniß“ darf sich jeder nachrühmen, aber er wage es nicht zu sagen: „Ich habe das Talent ein schönes Bild zu malen, oder schön zu singen.“ Und doch sind Gedächtniß und poetisches Talent Blutverwandte. Die Muses sind die Töchter der Mnemosyne.

Wäre es nicht ein Fluch, wenn Alle erkannten, was einer vermag, und nur er sollte es nicht! Die Kritik, und was weniger sagen will, der gewöhnlichste Mensch, der nur lebhaft empfangliche Sinne hat, wäre somit begabter und erkenntnißreicher als das Talent. Er befände sich im umgekehrten Falle, wie die Cassandra, und doch will es so der feine Ton. Ein Ausspruch wie der Goethe's: „Nur die Lumpe sind bescheiden,“ sollte von genialen Menschen öfter ausgesprochen werden. Wie lächerlich ist die Phrase, die ein talentvoller Mensch jedesmal, wenn er nicht belächelt oder verhöhnt sein will, zu jeder Talentanerkennung sagen muß: „O ich bitte!“ — „Sie sind zu gütig!“

Unter den Anwesenden fiel mir die Gestalt des genuesischen Maestro, den ich nur aus Bildern kannte, vor Allem auf. Bei ihm stand eine kleine Dame mit schwarzen seelentiefen Augen und so rothen Lippen, wie die Korallen der See bei Genua. Es war eine savoyische Gräfin, die Verfasserin eines geistreichen französischen Romans und italienischer Gedichte. Der Marchese stellte mich auf meinen Wunsch beiden besonders vor. Die Dame sagte mir, sie habe mein Gedicht gelesen und die Seeschilderungen wahr gefunden. Ich bemerkte, daß ich damals die See noch nicht gesehen, bloß die Phantasie habe mir die Bilder vorgespielt.

„Ach, die Phantasie!“ nahm Paganini das Wort, „die weiß Alles, nur glauben ihr die Menschen nicht, bis sie's mit den Händen greifen oder mit den Ohren hören. Lange früher, ehe ich solche Töne aus meiner Geige klingen machte, wie sie mir jetzt geläufig sind, habe ich sie in der Phantasie gehört. Sie waren noch nicht da, aber ich glaubte an sie und darum wurden sie wirklich. Wir glauben zu wenig an das, was der Geist in uns spricht, wir verwerfen es als leeres Spiel der Gedanken und darum erreichen wir so wenig. Was der Geist denkt, hat er auch Kraft zu voll-



bringen.“ — „Und doch,“ meinte die Dame, „sehen wir so Vieles was selbst die größten Geister gewollt haben, mißlingen.“ — „Dann waren es äußere Kräfte, die es zerstörten, aber in ihnen lag die Kraft des Vollbringens, glaubt mir das, schöne Gräfin.“ — „Euch, Maestro muß man Alles glauben, vorzüglich wenn ihr es aus Eurer Seele durch die Geige tönen laßt.“ — Ich drückte nun mein tiefes Bedauern aus, den Maestro nie gehört zu haben, der wie sein unsterblicher Landsmann „eine neue Welt“ — im Gebiete der Töne entdeckt hat. Der Maestro verzog sein seltsames Gesicht zu jenem süßlichen Lächeln, das ihn unheimlich machte.

„Warum habt ihr mich nicht gehört? Ich spielte so oft in Wien! Buona gente, buona gente!“ — „Ich lebte damals noch nicht in Wien.“ — „Seid ihr kein Wiener?“ — „Ich bin ein Böhme.“ — „In Prag gefiel es mir nicht so gut, wahrscheinlich weil ich den Pragern nicht sehr gefiel. Una gente di Nord! Ich gefalle gern, und freue mich wenn sie jubeln. Habt Ihr in Böhmen keinen großen Violinspieler?“ — „Wir hatten einen, er ist todt und hieß Slawik, was in Böhmischem Nachtigall bedeutet, und man glaubte Nachtigallen zu hören, wenn er die Saiten mit dem Bogen berührte. Man nannte ihn Euren glücklichsten Nachahmer. Dann lebte in altergrauer Zeit ein Ritter im Böhmen, der in einer Fehde seinen Freund erschlug und dafür in einen Thurm gesperrt wurde. Er kaufte, erzählt die Chronik, für seine letzten Silber-Pfennige eine Geige und spielte immerfort, um seine Einsamkeit zu verbannen, und dann lauschten sie seinen wunderbaren Klängen und noch heute sagen sie in Böhmen: Er spielt die Geige schön wie Dalibor. Und der Thurm in Prag heißt heut zu Tage nach ihm Daliborka.“ — „Den haben sie mir nicht gezeigt. Ihr habt mich also nicht gehört?“ nahm er das vorige Gespräch wieder auf! und als ich ihm lebhaft meinen Schmerz darüber ausdrückte, sagte er: „Ihr habt unseren Unsterblichen besungen; Ihr sollt mich hören!“ — Ich konnte meine unaussprechliche Freude ihm nicht ausdrücken, er war schnell fort und sandte, es waren drei Stunden nach Mitternacht, um seine Geige. — Er spielte — Die Lichter des Saals wurden unterdessen verlöscht und durch die offenen Fenster am Horizonte der weiten See, erwachte ein weißer Streif. Der Morgen war nahe, der Maestro zu Ende. Die Gesellschaft forderte den Marchese auf zu improvisiren. Paganini — die Sonne, — Colombo — waren das Thema. — Die Worte des Improvisators sprühten begeistert wie Strahlen auf, es wurde immer heller, — die Sonne lag brennend auf den Bergen des mittelländischen Meeres.

Briefe aus Frankfurt.

1.

Die freien Städte. Der Bundestag liberaler als die Stadt. Juden und Weisassen. Zeitungen.
Agnes Bernauerin. Dramatiker und Redner.

Das Leben und Treiben in den freien Städten Deutschlands ist gewiß der Aufmerksamkeit dessen würdig, der an den Angelegenheiten Deutschlands ein warmes Interesse nimmt. Gewöhnlich werden ihre Verhältnisse da, wo von deutschen Zuständen die Rede ist, nur zu wenig in Erwägung gezogen. Es ist doch wahrlich eine interessante Erscheinung in einem Staatenbunde, dessen Grundprincip, nach den Aussprüchen seiner Grundgesetze, das streng monarchische sein soll, der Art, daß jede Beschränkung der fürstlichen Souveränität nur als Ausnahme von der Regel anzusehen ist, vier Städte zu sehen, bedeutend durch ihren Reichthum, ihre Cultur und ihre Handelshegemonie, welche durch ihr Dasein schon die faktische Geltung jenes Principis in Abrede stellen. Sie strafen das Princip Lügen, daß die Volks-Souveränität in Deutschland keine Basis haben könne, da in allen vier Städten das reine demokratische Element vorherrscht. In Hamburg befindet sich sogar die gesetzgebende Gewalt der Art in den Händen des Volks, daß jeder einzelne Bürger seine Stimme zu geben hat. Da ist es nun die Frage: Welche Nuancirung erhalten die deutschen Zustände durch die Existenz dieser politischen Abnormitäten? Wer die Verhältnisse kennt, der weiß, daß der politische Gesamtzustand Deutschlands dadurch kaum berührt wird. Das Handelsinteresse tödtet in diesen Republiken jede andere Tendenz, sobald sie eine mehr als untergeordnete Geltung anstrebt. Sie sind alle streng deutsch gesinnt, waren vom tödtlichsten Haß gegen die Fremdherrschaft ergriffen, und dehnten die Wirksamkeit dieses Hasses sogar auf den größten Theil der wahrhaft nützlichen und zeitgemäßen Reformen aus, die sie von der Fremdherrschaft überkommen haben. Die Regierungen (nicht die Bürger) dieser Staaten verhalten sich in Angelegenheiten von allgemein deutschem Interesse immer so passiv, daß man oft mehr die Regierten, als die Regierenden in ihnen sehen muß. Drei von diesen Staaten haben überdies ihre Blicke immer nur nach Außen gerichtet. Frankfurt allein, als Binnenstadt, theilt die Interessen des eigentlichen Deutschlands. Allein die Selbsterhaltung ist eine große Pflicht, zumal in Handelsstädten, wo man baaren Vortheil liebt! Zudem fühlt sich Frankfurt, als Sitz des Bundestages, mit einem gewissen Stolge als den Centralpunkt Deutschlands.

Abgesehen von dem materiellen Vortheil den es aus der Beherbergung einer glänzenden Diplomatie zieht, hat es auch eine patriotische Motivirung, jede dem Bundes-

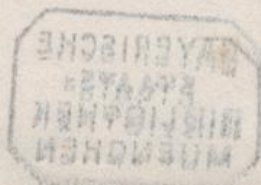


tagsprincip unfreundliche Tendenz auszuschließen. Welche von beiden Ursachen die vorherrschende ist, wollen wir nicht untersuchen. Der Bundestag, so sehr sich auch einzelne gegründete Einwendungen gegen seine Standpunkte erheben lassen, ist und bleibt im Ganzen immerhin ein kräftiges organisches Institut zur Verwirklichung der deutschen Einheit, und Niemand kann es abstreiten, daß er eine große Zukunft in seinem Schooße trägt.

Zudem steht Frankfurts Verfassung unter der directen Ueberwachung des Bundestags, und dieser hat sogar auf das Stadtwesen schon Einflüsse ausgeübt, die liberaler ausgefallen sind, als die Grundsätze der freien Stadt sie zuließen. Wir erinnern an die Judenangelegenheit, wo es den Bemühungen des Bundestages gelungen ist, die Restauration des Ghetto zu hintertreiben. Seitdem ist der Sinn Frankfurts gegen die Juden etwas gerechter geworden. Das pharaonische Gesetz der Ehebeschränkung hat aufgehört, das Verhältniß der jüdischen Kaufleute zur jüdischen Bevölkerung darf ein größeres sein, als das der christlichen Kaufleute zur christlichen, aber wie weit entfernt sind noch alle ihre Verhältnisse von der Vorstellung, die man sich von den Bewohnern einer Stadt macht, die sich die „freie“ nennt. Und doch sind es die Juden keineswegs allein, welche den Geist der Ausschließung zu fühlen haben. Der Junstgeist lastet auf anderen Volksklassen mit noch viel herberem Drucke. Eine andere Klasse Staatsangehöriger, die Weisaffen (d. h. jene, welche nicht das Glück haben, Frankfurter Vollbürger zu sein), ist so beschränkt, daß sie es kaum zu etwas höherem bringen kann, als zum Ausläufer und Lohnbedienten, da sie von jedem Betrieb commercieller und gewerblicher, so wie wissenschaftlicher Thätigkeit, ausgeschlossen sind. Die Bewohner der zu Frankfurt gehörigen Ortschaften haben zwar einige Spuren staatsbürgerlicher Rechte, jedoch beschränkt genug, um immer noch als Paria's gelten zu können.

Wahrlich, dieß ist eben kein gutes Beispiel, denjenigen gegeben, welche gegen Municipalvorrechte und demokratische Kraft so gerne zu Felde ziehen. Ohne den Principien des Bundestages im Mindesten nahe zu treten, könnte Frankfurt ein leuchtendes Vorbild in Deutschland sein, für Bürgerkraft und öffentlichen Geist, und wie vieles läßt es darin zu wünschen übrig!

In Bezug auf Oeffentlichkeit war es sogar abermals der Bundestag, der einen, wenn auch kleinen Anfang machte; die Protokolle der gesetzgebenden Versammlung erscheinen, wie bekannt, in neuerer Zeit im Druck, allein, da sie nicht in den gewöhnlichen Journalen abgedruckt, sondern von einer eigenen Expedition besorgt werden, so kann man kaum sagen, daß sie vor die Augen des Publikums kommen. Welche Bedeutung könnte die hiesige Journalistik erhalten, wenn sie männlich und unabhängig ihrem Berufe folgte. Wir meinen nicht etwa eine grämliche oder belfernde Oppositionsmacherei, sondern ein consequentes Festhalten und Verfolgen einer höhern politischen Idee, eines allgemeinen deutschen Interesses. Bei der Verbreitung, welche das Frankfurter Journal und die Oberpostamtszeitung genießen, welche wichtige Hebel könnten beide für die Entwicklung des Nationallebens und des Nationalbewußtseins werden. Nicht die Talente, nicht der Boden



sind es, die uns mangeln, aber die moralische Kraft; Schriftsteller und Gelehrte haben wir genug, was uns fehlt, das sind — Charactere!

Darum muß das Publikum Menschenalter hindurch es über sich ergehen lassen, von den Frankfurter Blättern wider Willen zum theilnahmlosen Richterante in allen Theaterkabalen gezwungen zu werden. Truppweis tauchen die ärmlichen Winkelblättchen auf, welche von diesen Magerkeiten zehren, erregen drei oder vier Scandale, wodurch sie sich auf einige Tage zum Gegenstande müßigen und höhnischen Geredes machen, und stehen dann langsam und elend wieder hin. So ist unlängst einer dieser Redacteurs zu einem Kunstgärtner in die Lehre gegangen, und daran hat er wohl gethan und das macht ihm Ehre. Wer so über das Theater sprechen will, wie es erforderlich ist, um dessen Beziehungen zum nationalen Leben und zur obwaltenden Geistesrichtung darzustellen, ohne zugleich das objectiv-künstlerische Moment aus den Augen zu verlieren, der bedarf mehr als die innere, leicht über Alles hinschießende Autobiographie der meisten Theaterrecensenten. Von mehr als bloß dramaturgischem und schön-literarischem Interesse ist es, daß einer der schönsten deutschen Stoffe, ein ächt nationales Thema, die rührende Episode der Agnes Bernauerin, von einem jungen rheinischen Dichter auf geniale Weise bearbeitet, auf den Brettern erschienen ist. Dem, der das veraltete gleichnamige Stück kennt, muß es von doppeltem Interesse sein, die jugendliche Frische und wahrhaft dramatische Auffassungsweise von Ludwig Braunsfels kennen zu lernen.

Es liegt nicht in unserem Bereiche, Theaterkritiken zu schreiben, und wir können uns auf die Details dieser Dichtung nicht einlassen. Die Manifestation, welche durch die lebhaften Beifallsbezeugungen, und am Schlusse durch das Hervorrufen des Dichters, gegeben wurde, mag am lebhaftesten dafür sprechen, daß es sich hier nicht um eine jener unpraktischen Produktionen handelt, denen der Lebensnerv mangelt, welcher — man mag sagen, was man wolle — das nächste Ziel des Dramatikers sein muß: die Darstellbarkeit, die Einwirkung auf Ohr und Auge. Die Schaubühne und die Rednerbühne sind bedeutende Maßstäbe für die politische Stärke eines Volkes. Je vollpulsiger, einheitlicher, und sich selbst bewußter die Nation ist, um so blißender seine Redner, um so schlagender seine Dramen. England und Frankreich sind eben so reich an guten Rednern, wie an guten Theaterstücken, und kaum hebt sich in neuester Zeit in Deutschland ein höheres Nationalbewußtsein, so tauchen von allen Seiten die jungen dramatischen Kräfte auf: Gutzkow, Moser, Braunsfels, Rost, Laube u. s. w. In Berlin werden Reden gehalten an Welcker, an Tiel, bei den Eisenbahneröffnungen werden Reden gehalten, der König, an den die neuesten deutschen Hoffnungen sich lehnen, tritt selbst als Redner auf. Alles will zum Volke sprechen, Dichter und Politiker, alles will auf die Masse wirken, und diese beginnt sich zu fühlen, sie begreift die Wichtigkeit ihrer moralischen Person, und wird erregter, bewußter, kräftiger. Nehmen wir die neuesten Bestrebungen der jungen Dramatiker nicht auf die leichte Achsel, sie sind bedeutend für die deutsche Entwicklung.

N o t i z e n.

Ein Druckfehler.

In dem Artikel „Deutschland und Belgien,“ welchen die erste Nummer der „Grenzboten“ enthielt, kam der Schiller'sche Vers vor: „Vor dem Slaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Manne zittere nicht.“ Ein hiesiges politisches Blatt, der *Observateur*, fand sich bewogen, jenen Artikel in französischer Uebersetzung wiederzugeben, das Schiller'sche Citat jedoch, aus Pietät, oder aus Coquetterie, im Originale beizubehalten. Bei den schönen Kenntnissen, welche die französischen Uebersetzer von der deutschen Sprache haben, erhielt jener Vers im Abdruck folgende Gestalt:

Vor dem Slaven, wenn er die Kette bricht,

Vor dem freiem manne zittere nicht.

Oder sollte vielleicht einer der unglücklichen Polen-Flüchtlinge, die in den Brüsseler Druckereien Beschäftigung gefunden, einen tragischen Witz gemacht haben, indem er den Slaven als Gegensatz zu dem freien Manne stellte? —

Ein kleines Beispiel für deutsche Uebersetzer.

In den letzten Tagen des vorigen Monats wurde die Uebersetzung eines Drama's von Alexander Dumas zum Erstemale in Madrid gegeben. Das Publikum verlangte am Schlusse der Vorstellung den Namen des Uebersetzers zu wissen. Der erste Alcade, der der Vorstellung bewohnte, befahl allsogleich dem Direktor den gewünschten Namen zu nennen. Der Direktor versicherte, ihn nicht zu wissen, und wurde augenblicklich zu der gesetzlichen Strafe von 200 Realen verurtheilt. Der geängstigte Theaterunternehmer hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als Kundschafter nach allen Seiten auszusenden, um den gewünschten Mann aufzufinden, und es glückte ihm endlich in der That, ihn dem Publikum vorzuführen. Der Uebersetzer redete hierau: das Publikum folgendermaßen an: Ich glaube, meine Verehrten, es sei eben nicht sehr würdig eines spanischen Schriftstellers, mit Lorbeeren sich zu schmücken, die dem Genie eines fremden Poeten gehören. Ein Mißbrauch dieser Art ist meinem Charakter zuwider; nur die Verlegenheit, in welchem ich einen dem Theater notwendigen Leiter in diesem Augenblicke sehe, bestimmte mich hier zu erscheinen, und Ihnen zu danken. Der Applaus des Publikums war natürlich nun noch größer. Was sagen unsere Herren deutschen Uebersetzer zu dieser Geschichte? Zene Herren Koch, Castelli, Herrmann, und wie sie alle heißen, die die französischen Stücke auf den Karren ihres Dictionnaires den deutschen Theatern zu führen, und sich gar nicht geniren, den Namen des eigentlichen Verfassers auszustreichen, und ihren eignen dafür herzugeben. Auf den Theaterzetteln des wiener Burg-Theaters, unter Deinhardstein's Direktion prangte jede Woche ein solcher berühmter Uebersetzer-Name als Verfasser, und es mußten gar besondere Gelehrsamkeiten statt finden, wenn es hieß „nach dem Französischen des Alexander Dumas oder der Madame Ancelot“ &c. Unter wie vielen Paphen-Namen wurde der pariser Taugenichts aufgeführt? Scribe's Glas Wasser hat fast an jedem Theater einen andern Verfasser! —

Börne in der letzten Zeit.

Ein Nachtrag von J. Kuranda.

Die Debatten über Börne sind geschlossen. — Die verschiedenen Gegensätze und Abstufungen der öffentlichen Meinung, von dem glühendsten Enthusiasmus auf der einen Seite bis herab zum tiefsten Haß auf der andern, haben sich allmählig zu einem harmonischen Gesamtturtheile verschmolzen; das Standbild des edlen deutschen Tribünen ist in festen Umrissen rein und geläutert aus dem Gusse hervorgegangen und hat seinen unverrückbaren Platz in der Geschichte unserer nationalen Entwicklung erhalten.

Bei dem offenen Charakter, der aus seinem Leben wie aus seinen Schriften spricht, war eine längere Verkennung oder ein Hin- und Herdeuten, wie etwa bei Göthe, unmöglich und die einzelnen Schattirungen und Uebergänge, die dem vollständigen Portraite etwa noch fehlten, hat Gutzkow's Buch mit Scharfsinn und einer fast wissenschaftlichen Genauigkeit herausgestellt und ergänzt.

Vergessen wir auch das denkwürdige Buch Heine's nicht. Ich sage denkwürdig, weil eine Manifestation der deutschen Gesinnung ihm auf dem Fuße folgte, die wir als einen der merkwürdigsten Momente der letzten Jahre betrachten.

Der deutsche Charakter, an und für sich zäh und in sich gefehrt, wird durch die äußeren Hindernisse, die er durch Censurhemmung und Polizeüberwachung erfährt, noch mehr von jenen öffentlichen und lebhaften Aeußerungen des Nationalgeföhls, wie man sie in England und Frankreich findet, zurückgehalten. Wenn bei unsern Nachbarn jede innere nationale Strömung sogleich ihre Wirbel bis auf die Oberfläche treibt, und man an dem Schäumen und Branden der Presse und der Tribüne sogleich beurtheilen kann, was in dem Schooße der Nation keimt, gährt, oder aufgerieben wird, so bietet Deutschland im Gegensatze oft Jahrelang den Anblick eines stillen geheimnißvollen Meeres, von dem man nicht weiß, welche Vegetation oder vulcanische Umänderung es in seinen Tiefen verbirgt. Nur selten spaltet sich

diese Tiefe und gönnt einen Blick in seinen Schooß, der in geheimnißvoller Keuschheit die Geburt einer neuen Zeit in sich reifen zu lassen scheint.

In dem letzten Jahre waren es zwei Gelegenheiten, wo die öffentliche Stimme in Deutschland mit einer gewissen eclatanten Hefigkeit zum Durchbruch kam. Die Veranlassung dazu gab das Rheinlied und Heine's Buch über Börne.

Die vielstimmige Abwehrung, welche Heine's Buch von allen Partheien erlitt, die Protestationen und Verdammungsurtheile, die von allen Seiten chorartig sich erhoben, geben wohl am besten den Standpunkt an, den Börne in Mitte der Nation erhalten hat.

Und grade hier ist es am Orte einige versöhnende Worte über Heine's Buch zu sagen. Grade, indem wir den edlen Namen Börne als Ueberschrift dieser Zeilen brauchten, glauben wir ein würdiges Erinnerungsoffer ihm zubringen, indem wir über den Mann, den die Welt seinen Feind nennt, einige mildernde Worte schenken.

Deutschland hat seine Moden so gut wie Frankreich. Es gab eine Zeit wo man es nicht wagen durfte den mindesten Tadel gegen Heine auszusprechen, ohne von der ganzen deutschen Journalistik gesteinigt zu werden. Heute ist es grade umgekehrt; der schöne Zorn und die vielleicht zu entschuldigende Leidenschaftlichkeit, mit welchen einige Führer unserer Literatur bei dem Erscheinen des Heine'schen Buches über Börne, den Bannstrahl dagegen schleuderten, ist zum guten Tone geworden; jeder Geck von Zeitungsschreiber, jeder obscure literarische Gamin glaubt sich an Heine's Namen seine Sporen zu erobern. Es ist Brauch geworden, jeden Tag einige Injurien auf Heine zu werfen, wie es Brauch ist, jeden Tag ein Paar gewichste Stiefel anzuziehen, und es giebt Literaten, die jener Mode sorgfältiger nachkommen als dieser. Indem wir hier zu Gunsten Heine's sprechen, was treibt uns dazu? Es ist wenig Popularität damit zu holen. Aber uns drängt unser inneres Gefühl, das sich empört, wenn es das Haupt eines Dichters, dem wir und mit uns alle Genossen unserer Jugend so viele wunderbar erregte Stunden danken, ohne Aufhören als Zielscheibe sehen, nach welcher jede vandale Feder ihre gemeinen Bolzen schießt.

Der Zorn, der unsere Literatur im vorigen Jahre beselte, hat ihr wohl angestanden; aber die affenartige Manier, mit welcher unser literarischer Nachtrab, die Splitter und Waffentrümmer, welche den Händen der Führer entfallen, aufrast, um sich damit zu brüsten, gleichfalls zu der Zahl der Kämpfenden zu gehören, dieser vandalische Affenkampf ist gemein und empörend.

Heine's Buch, wenn Ihr es denn wissen wollt, ist trotz aller Flecken, Verirrungen und Grausamkeit immer noch ein Kunstwerk, welches Ihr mit all' Eurer Gesinnungsprahlerei dennoch nie erreichen werdet.

Ueber die Vergehungen, die sich Heine gegen eine würdige Dame, die Vergehungen die er sich gegen sich selbst zu Schulden kommen ließ, ist bereits abgeurtheilt worden, mit Gerechtigkeit und mit Uebertreibung, mit Unpartheilichkeit und mit Bosheit, mit edler Entrüstung aber auch mit höhnischer Schadenfreude. Der äußeren Ehre eines beleidigten Gatten ist nach den conventionellen Anforderungen der Gesellschaft, Genugthuung geschehen. Warum aber ist es alle diesen Unpartheilichen, Gerechten, Entrüsteten, noch nicht eingefallen, auch die Lichtseite des Heine'schen Buches zu würdigen. Heine hat gegen die Umgebung Börne's, gegen viele Nebenpersonen schwer gesündigt; aber über den Haupthelden seines Buches hat er die schönsten Lichter seiner Poesie geworfen. Und Heine ist ein Poet! Wenn Gukow's Buch das ganze Leben Börne's zu seiner Aufgabe machte und es einheitlich und in seinem organischen Zusammenhange schilderte, so nahm Heine einige novellistische Momente und Züge, und vergoldete sie mit allem Reiz seiner phantastischen, von der gefühlsreichsten Poesie und dem lebhaftesten Witz durchzuckten Darstellung. Gukow schilderte als Kritiker und Denker, er schilderte den historischen Börne; Heine schilderte als Dichter, willkürlich launenhaft, wie ein dramatischer Poet, der die Geschichte und ihre Helden nach seiner Anschauung modelt. Hierin liegt die Ursache der herrlichen unübertrefflichen Glanzseiten dieses Buches und der abscheulichen unübertrefflichen Schattenseite desselben. Heine's Börne ist wie Göthe's Egmont, schwächer und beschränkter als der wirkliche historische es war, aber poetischer und die Phantasie aufstachelnd durch das Genie eines großen Dichters.

In so fern haben die beiden Bücher Heine's und Gukow's zur Verherrlichung dieses edlen Tribunen deutscher Freiheit beigetragen; wenn auch jedes auf verschiedenem Wege.

Einen dritten wesentlichen Beitrag zur Charakteristik Börne's lieferte die neue in Stuttgart erschienene mit einem Supplementbände vermehrte Gesamtausgabe seiner Schriften.

Wir sind eben kein großer Freund von jenen literarischen Aufkläubereien die jeden Dintenfler den ein berühmter Schriftsteller auf die Wand oder auf den Boden spritzte, sorgfältig abtragen und ihn als einen kostbaren Schatz der Gesamtausgabe seiner Schriften anhängen. Der größte Schriftsteller, der größte Poet war am Ende doch nur ein Mensch, und er hat seine schwachen Stunden, wie wir andern Staubgebornen. Auch das schönste Weib darf sich in ungekämmten Haaren, in zerknittertem Nachtgewande und verschobener Haube nicht sehen lassen, ohne zu verlieren.

den Schriftsteller grade in seinem Schlafrock der Welt vorführen? All die vergilbten Blätter, die man in neuerer Zeit aus den Papierkörben Schillers und Göthes hervorgefragt hat, haben nicht im mindesten dazu beigetragen, den Glanz unsrer beiden großen Dichter zu erhöhen. Und wäre Jean Paul rücksichtsvoller gegen sich selbst und ökonomischer gegen seinen Schreibpult gewesen, hätte er nicht den ganzen Wust von Papieren, Zetteln und Notizen, die sein stets erregter Witz und sein unbegrenztes Gedächtniß thurmhoch gehäuft, mit unwählerischer Hand ins Publikum geworfen, dann würden seine Bücher die treuesten Begleiter des deutschen Volkes sein, wie Schillers Bücher es sind, dann würde es nicht einer so langen Reihe von Jahren bedurft haben, ehe die zweite Ausgabe seiner Gesammtwerke nöthig wurde, dann würde er nicht nur mehr bewundert, sondern auch mehr gelesen sein.

Börne, dessen heißgeliebtes Ideal Jean Paul Richter war, trat in dieser Beziehung keineswegs in die Fußstapfen seines Herrn und Meisters, im Gegentheile, wir kennen kaum einen Schriftsteller, der strenger gegen sich selbst, ehrfurchtsvoller gegen das Publikum und misstrauischer gegen seinen eigenen Werth gewesen ist, als er. Die neue Ausgabe von Börne's Schriften mit ihren Supplementen und Zusätzen ist daher eine wahrhaft schöne Gabe, welche Deutschland der Pietät einiger dem Verstorbenen näher stehenden Freunde dankt, die mit Eifer aber mit umsichtsvoller Zurückhaltung eine Menge von Aufsätzen und Glanzstellen, die Börnes allzu strenge Selbstkritik aus der ersten von ihm selbst besorgten Ausgabe seiner gesammelten Schriften ausgelassen und gestrichen hatte, wieder restaurirten. Hierzu gehören die Aufsätze: „Zwangsgottesdienst,“ „Ernsthafte Betrachtungen über den Frankfurter Comödienzettel,“ „Für die Juden,“ „Ein Gulden und etwas mehr“ und namentlich die vielen schlagenden Urtheile über die Schauspieler seiner Zeit, die er in seiner großen Gewissenhaftigkeit seinen dramaturgischen Blättern nicht beifügte, weil er den Personen nicht nahe treten wollte.

Aber die Bereicherung mit einer Reihe werthvoller Aufsätze und glänzender Bemerkungen, mit welchen diese Ausgabe das Publikum beschenkt, gilt uns nur als secundärer Werth derselben. Was uns vorzüglich dieselbe bedeutend und hochwillkommen macht, das ist das Licht, welches sie auf Börne in seinem Verhältnisse zu sich selbst wirft. Der Schriftsteller Börne erklärt uns den Politiker Börne. Wer mit solcher Abnegation gegen sich selbst verfahren, wer so viele reiche Gedanken aus so weitausgedehnter Ehrfurcht vor der Deffentlichkeit unterdrücken konnte, wer so stark war, lieber sich selbst zu kasteien, als die Gesammtheit mit einem unreifen Gedanken zu sättigen, wer solche Hochachtung für den Beruf der Presse hatte, daß er ihr nur das Geläutertste zu übergeben wagte, wer solche Selbstbeherrschung be-

sigt, wie der Schriftsteller Börne, der kann auch solche Ansprüche an die Welt machen, wie der Politiker Börne. Ja, Börne war ein Republikaner, Er durfte es sein, denn er war tugendhaft, frei von Egoismus, frei von persönlichem gemeinen Ehrgeiz, er liebte die Gesamtheit tausendfach mehr als sein eigenes Ich, er war bereit, sich zu opfern, wo es der Allgemeinheit galt, er konnte und durfte eine Republik sich träumen, denn er war streng gegen sich, mild gegen Andere, sich nur als Ziffer, nicht als Summe zählend; ein Charakter wie die Geschichte der griechischen Republiken keinen reineren zu nennen weiß. Börne hat viel Liebe und viel Haß erfahren. Die neueste Ausgabe seiner Schriften ist ein Denkmal, welches das Herz seiner nächsten Freunde ihm errichteten. Wochenlang wurde im Kreise derselben darüber discutirt, ob diese oder jene Stelle zulässig sei oder nicht, und ob der Geist des Verstorbenen nicht darüber zürnen könne, daß man diesen oder jenen Aufsatz aus der Vergessenheit wieder hervorrufe, zu der er selbst ihn verdammt hatte. Möchte es doch jener treuen und würdigen Freundin Börnes, welche die Redaktion dieser neuen Ausgabe mit solcher Pietät leitete, jener Dame, an welche er seine Briefe richtete, und die in neuester Zeit wider ihren Willen auf den großen Markt der Deffentlichkeit gezogen wurde, möchte es ihr doch gefallen, aus dem reichen und kostbaren Brieffchatz, den sie noch von ihm in Händen hat, das Zweckmäßigste zu veröffentlichen. Bei dem scharfen geistigen Stempel, der fast jeder Zeile aufgeprägt ist, die Börne geschrieben, müssen wir noch einen ganzen blühenden Gedankengarten in dem Hintergrunde vermuthen, zu welchem Mad. B. allein den Schlüssel hat.

Ueber Eins können wir unsere Verwunderung hier nicht unterdrücken. Wie kommt es daß die neueste Ausgabe nicht mit den Aufsätzen bereichert wurde, welche der letzten Lebenszeit Börnes entsproßen, wir meinen jene wunderbaren Artikel der Balance, welche in Frankreich Aufsehen erregten, und in Deutschland unbekannt geblieben sind? Allerdings wäre man hiermit auf Censurhindernisse gestoßen, welche der Verbreitung der ganzen Ausgabe entgegen gewesen wären, auch hat ein Theil dieser Balance-Artikel das Material zu dem „Franzosenfresser“ geliefert. Immerhin aber blieb noch so viel übrig, um die Möglichkeit zu geben, dem deutschen Publikum einige Fragmente vorzuführen, die vielleicht das Schönste bilden, was der Feder des gefeierten Schriftstellers entfloßen.

Die Balance hat nur in sehr wenigen Exemplare über die deutsche Grenze sich geschlichen. In Frankreich selbst ist dieselbe bloß in die Hände der Literaten gekommen. Das größere Publikum ist auf die, auf grauem Papier gedruckte, im Selbstverlag und in unregelmäßigen Lieferungen erschienene Publication, nicht aufmerksam geworden. So sind diese merkwürdigen Blätter versickert und zerstreut worden, und eine

deutsche Bibliothek hat unlängst eins der drei Hefte (mehr sind nicht erschienen), als eine Karität, mit einer bedeutenden Summe bezahlt.

Der Zufall hat uns vor Kurzem eins dieser merkwürdigen und seltenen Blätter in die Hände gespielt, und, um unsern Lesern zu beweisen, mit welchem jugendlichen Geiste, mit welcher Fülle und Frische Börne noch kurz vor seinem Tode schrieb, übersetzen wir den reizenden Artikel über Victor Hugo, indem wir wiederholt das Bedauern ausdrücken, daß derselbe nicht dem Supplemente der neuen, mit so vieler Sorgfalt und Einsicht redigirten und bereicherten Ausgabe beigegeben wurde.

* * *

„Die Dämmerungsgesänge von Victor Hugo.“

Was Ihr den Geist der Zeiten heißt,

Das ist im Grund der Herzen eigner Geist,

In dem die Zeiten sich bespiegeln,

Faust.

„Wenn die Dichtkunst die allgemeine Weltgeschichte des menschlichen Herzens ist, so ist die lyrische Dichtkunst seine Chronik und sein Tagebuch. Sie umfaßt nicht die Zeitabschnitte und die großen Bewegungen der Seele, sie berechnet nicht die planetarischen Umwälzungen der menschlichen Geschichte, aber sie beobachtet die Witterungsveränderungen der Gefühle, sie besingt des Morgens Hoffnungen, des Mittags Ermatten und des Abends Täuschungen. Sie zählt die Pulsschläge des Herzens, diese Nadelstiche und überirdischen Augenblicke, welche oft zwischen Athemzug und Athemzug das Leben umgestalten aus einem Paradiese in eine Hölle, und aus einer Hölle in ein Paradies. Vom lyrischen Dichter verlangt man keine ruhig erhabene Stetigkeit, keine immer heitere Stirn, keine unerbittliche Lehre, keine Beständigkeit der Ansichten, keine feste Gesichtspuncte. Nein, er sei der Genosse jeder Thorheit, offen sei seine Seele den Schwächen, den Leiden und Freuden des kindischen Menschen, er irre umher mit dem Irrenden, er weine mit dem Traurigen, er theile ihre Furcht und ihre Hoffnungen alle! Aber indem er die Hand reicht, denen, die da wanken, verliere er nicht selbst das Gleichgewicht und gebe seine Freiheit nicht auf, indem er sich unter diejenigen mischt, die Sklaven sind ihrer Leidenschaften. Er mache sich klein, wie eine Mutter, die ihr Kind, das ihr entgegenläuft, auf den Arm nimmt und dann aufsieht und es an ihr Herz drückt. Aber er darf sich nicht niederhauern und in dieser Stellung bleiben, um den Verhältnissen als Zwerg gegenüberstehen zu können. Der wahre Dichter, der mehr ist als ein bloß poetisches Gemüth, ist unberührt von den Uebeln, die er heilen, von dem Herzeleid, das er lindern will. Älter als die Vergangenheit, und jünger

als der Tag, der heute ist, ein Ebenbild Gottes und Zeiger der Ewigkeit, ist er niemals in Unruhe und verzweifelt nimmer. Unterliegt er selbst den Schwächen, von denen er Andere erlösen will, so wird er vergeblich die Seinigen zu erklären oder zu entschuldigen suchen. Könige und Dichter, die sich erklären oder sich entschuldigen, legen ihre Würde nieder und unterwerfen ihre Krone und ihren Lorbeer dem launenhaften Richterspruche der Menge.

Aber, in der That, ich schäme mich Angesichts des herrlichsten Genius, den Frankreich besitzt, also zu reden, dessen, den ich selbst in seinen Fehlern liebe und bewundere. Kann ich, ein armer Mann der Prosa, die erstarrte Einbildungskraft eines großen Dichters aufrütteln, der die Wirkungen des Morgens nach einem trunkenen Abend verspürt? Gewiß nicht. Aber es ist weder vom Dichter die Rede, noch von mir, sondern von etwas ganz anderem. Diese „Gesänge der Dämmerung“ sind Kinder der letzten Revolution und haben die Züge ihrer Mutter; die Wirklichkeit aber war stärker als die Phantasie, der Dichter unterlag dem Menschen, und der Mensch seiner Zeit. Herr Victor Hugo saß über seine Zeit zu Gericht, ich richte über sein Urtheil. Darum handelt es sich.

Was erblicken wir in diesem neuen Werke Victor Hugo's? Wir sehen die Flamme des Genius oft verdunkelt durch den Rauch des Schmerzes; wir nehmen eine ungeduldige Hast wahr, als ob das nahe Ende der Welt die Strophe zwischen zwei Versen abzubrechen drohte. Der Dichter erscheint uns unschlüssig, als ob er nicht wisse, wohin er gehe, noch woher er komme, noch was er bezwecke; da ihm der eine Grundgedanke fehlt, so hat er für viele Gesänge keine Ueberschrift gefunden, die, dadurch namenlosen Findelkindern gleichen. Seine Phantasie erscheint uns erschöpft, gähmend vor Langerweile, schwankend zwischen Schlafen und Wachen, zwischen Dichtung und Prosa; Worte und Gedanken, an die poetische Disciplin gewohnt, reihen sich, da das Commando ausbleibt, von selbst in metrische Reihen. Wir sehen einen in düsterem Jorne auf einen unglückseligen Selbstmord geschleuderten wilden Fluch, der uns mehr entsetzt hat, als der scheußliche Leichnam, über den er sich entladet. Wer den Todten nicht verzeihen kann, wird er den Lebenden verzeihen?

Le poète, en ses chants ou l'amertume abonde
 Reflétait, écho triste et calme cependant,
 Tout ce que l'ame rêve et tout ce que le monde
 Chante, béguais ou dit dans l'ombre en attendant!

Wie aber, wenn der Dichter voll Bitterkeit, wenn er krank war? Wenn er die Welt heilte, indem er sich selbst Heilung schaffte? Von trüber Schwermuth erfüllt über den sonderbaren Dämmerungszustand der Seele und des Zeitalters, worin wir leben, erklärt er nicht zu wissen, ob jetzt ein Tag ist, der beginnt, oder ein Tag, der scheidet. Aber im Reiche

der Dichtung geht die Sonne niemals unter, die Welt der Dichtung ist von Kristall und durchsichtig, der Dichter braucht sie nicht zu umsegeln um auf der andern Halbkugel anzukommen, um in der Zukunft zu leben. Der gewöhnliche Mensch begnügt sich mit der Hoffnung, der Mutter der Verzweiflung, Gewißheit ist nur die Gefährtin des Dichters und des Sehers. Wir müssen unsern Dichter an eine Lehre erinnern, die er uns gegeben, die er aber selbst nicht benützt hat:

Marchons les yeux toujours tournés vers le soleil,

Nous ne verrons pas l'ombre!

Wir machen ihn auf folgende Verse aufmerksam, ob er sie gleich ganz anders angewendet hat

Ils tombent comme nous, malgré leur fol orgueil

Et leur vaine amertume;

Les flots les plus hautains, dès qu'il vient un écueil,

S'éroulent en écume.

Ehemals Gefangene der classischen Schule, habt Ihr jetzt als Kerkermeister der romantischen bedeutend an Unbefangenheit verloren und wenig an Freiheit gewonnen.

Wäre die Poesie wirklich eine Krankheit der Seele, so wären die classischen Schmerzen den romantischen immer noch bei Weitem vorzuziehen. Jene sind einfach, wenig verwickelt, leicht zu erkennen, und leicht zu heilen. Liebe, Haß, Eifersucht, Ehrgeiz, Fanatismus, das ist beinahe das vollständige Krankheitsregister eines Hospitals des Classicismus. Wo aber ein Heilmittel finden, für ein Uebel, das in jeder Viertelstunde nach allen Weltgegenden hinstreift? Woher Linderung nehmen, wenn Ihr selbst nicht wisset, was Euch fehlt und worüber Ihr klagt. Nein, die Dichtung ist die Gesundheit der Seele, Ihr glaubt krank zu sein, seid es aber doch nicht, Ihr leidet an Hypochondrie. Davon laßt uns ein wenig reden. Wir Deutsche können davon ein klein Wörtchen mitsprechen.

Euch fehlt die Übung; Ihr macht Euren Gemüthe zu wenig Bewegung. Ihr verlaßt die Chaussee d'Antin um nach dem Palais royal und auf den Tuilleries zu gehen, Ihr verlaßt die Tuilleries, um auf demselben Weg nach dem Palais royal zurückzukehren. Was tiefer liegt in Euren Innern, seid Ihr an Eure hübsche niedliche Sprache gebunden, welche Euch lächelnd an einen seidnen Faden hält. Davon hüpfst Ihr dem hin und wieder und macht Euch über die ganze andere Welt lustig, die so hart ist und so holprig, ganz von Stein und Holz. Wagt es, Euch frei zu machen, sucht das Wörterbuch der französischen Academie zu vergessen und fremde Sprachen zu erlernen. Verlaßt Paris; macht Reisen, aber nicht so, wie Ihr gewohnt seid, Reisen zu machen, rückwärts gehend. Das Angesicht immer nach

Paris gerichtet. Wenn Ihr aus dem Mittelmeer blos Begeisterung schöpfen wollt, um damit die Steinplatten an der Porte St. Martin zu begießen, wenn Ihr auf der Spitze des Delbergs und am Rande des Kraters des Besuvs nur an Euch zu denken wagt, dann wäre es vernünftiger Ihr bleibt zu Hause.

Ich, der ich vorgerückt bin an Jahren und doch noch die Menschheit liebe und achte, bin erstaunt über diese jungen Poeten, Romanzenfänger und Philosophen, die in ihrem dreißigsten Jahre schon den Winter im Herzen haben und sich einwickeln in ihren Menschenhaß wie in einen Pelz. Nein, diese drei Arrondissements von Paris, die Ihr für die Welt haltet, sind nicht Paris, Paris ist nicht Frankreich und Frankreich nicht die Welt. Ich, nicht gefesselt an die Scholle dieses oder jenes Quartiers, der ich der Basall keiner von Euren Revüen und keines Feuilletons bin, ich weiß, daß es unter den Menschen noch Tugend und Sitte, Uneigennützigkeit, Aufrichtigkeit, Rechtlichkeit, Treu und Glauben, Ueberzeugungsfestigkeit, Freundschaft und Glückseligkeit giebt. Auch ich zweifle oft, aber ich betrachte den Zweifel nicht wie einen widrigen Bodensatz den die Ueberzeugung in den Herzen zurück läßt; ich betrachte ihn als eine Wolke, die zuweilen den Glanz des Tages verdunkelt, dann aber als Regen niederfällt um den Boden der Wahrheit zu befeuchten und zu befruchten. Ihr verzweifelt in unsern ruhigen Zeiten, wie werdet Ihr Euch verhalten, wenn der Sturm einmal losbricht? Wenn Ihr das Glück nicht ertragen könnt, wie wollt Ihr das Unglück bestehen? Das gesellschaftliche Leben vergiftet Euer häusliches Glück; was aber ist gesellschaftliches Leben? Was ist der Staat? Die Familienväter bilden die Gemeinde, die Häuser die Straßen, und Ihr sagt es ja selbst:

*Il est plus difficile et c'est d'un plus grand poids
De relever les mœurs que d'abattre les rois.*

Wenn Ihr mit dem Erbtheil nicht zufrieden seid, daß Eure Väter Euch hinterlassen haben, so seid Ihr sehr undankbar. Dieses Erbgut, das Euch im Schlaf überkommen ist, ist reich genug. Reicht es Euch nicht hin, so arbeitet, wie Eure Väter gethan haben, und weigert Euch der Himmel den Lohn, dann und blos dann habt Ihr das Recht mit ihm zu grollen.

Wenn Ihr, mit Euren Gedanken allein, Euch fragt, warum ist uns nichts geglückt? Warum waren so große Anstrengungen ohne Erfolg? Warum so viele getäuschte Hoffnungen? dann wird die Stimme des Gewissens, die das Gewühl der Welt lange übertäuben und zum Stillschweigen nöthigen kann, die aber, wenn sie ertönt, immer Wahrheit verkündet, Euch antworten. Ihr beklagt Euch mit Unrecht. Nein, alle Versprechungen sind erfüllt, keine Eurer Hoffnungen ist betrogen worden. Ihr habt das Ziel erreicht, das Ihr Euch bei der Abreise vorgesteckt hattet. Aber Ihr habt

auf dem halben Wege Eure Pläne geändert ohne zugleich einen andern Weg einzuschlagen, und seid Ihr irre gegangen, so dürft Ihr nicht das Geschick sondern nur Euch selbst anklagen. Ein bloßer Wunsch ist noch kein Wille. In der Kraft liegt der Wille. Jeder Mensch und mehr noch jedes Volk kann, was es will. Bettler weist das Glück von sich, es bewilligt alles, was man ihm gebieterisch abverlangt.

Das achtzehnte Jahrhundert hat dem neunzehnten nichts vorgelegen, es hat alle seine Verpflichtungen erfüllt, Ihr habt keine Forderung mehr an es zu machen. Sein riesenhaftes Programm hat sich vor Euren Augen bis zum letzten Gemälde feierlich entrollt. Die damalige Literatur hat ihre Wirkung hervorgebracht. Was sie gesät hat, das habt Ihr geerntet. Wollt Ihr andere Früchte, so bedürft Ihr andere Saaten und neue Arbeit. Die voltairische Philosophie, diese Quelle der damaligen Zeitgeschichte, ist erschöpft und vertrocknet. Die Schüler des Dichters der Pucelle haben gesiegt, die Actionnäre der Encyclopädie haben gute Geschäfte gemacht; was hat man da zu klagen? Giebt es Unbehaglichkeiten, die nicht blos von heute, sondern älter sind, so hat das darin seinen Grund, daß es auch ältere Täuschungen giebt. Wahr ist es, manche sociale Nothwendigkeiten erwarten noch heute ihre Befriedigung und sind schon in den ersten Zeiten der Revolution tief gefühlt worden, aber damals, wie heute, nur in der erhöhten Stimmung einzelner hellsehender und prophetischer Geister, in der Aufwallung edler Gemüther, es war dieß nur Schaum und hohles Luftgebilde. Die wahrhafte Begeisterung, welche Hindernisse überwindet, ist das Hervortreten der Ueberzeugung der ganzen Welt. Es bedarf aber eines langen Wachsthumes bis aus den Meinungen der Einzelnen die einer Nation sich entwickeln, ehe diese Meinungen zu Ueberzeugungen werden und ehe diese ihre Dämme überschreiten.

Wieviel Anhänger zählt jede Meinung, die dem gegenwärtigen Zustande der Dinge vorausseilt? Sehr wenige, und sind es viele, — um so schlimmer; dann wäre der Beweis leicht zu führen, daß die Anhänger dieser Meinungen die Anzahl und die Stärke ihrer Partei selbst nicht kennen, weil sie unter sich nicht einig sind und sich nicht gezählt haben. Wären sie einig und fühlten sie ihre Stärke, warum sind sie so muthlos? Mit Schmerz mußten wir uns also verschiedene jetzige Zustände erklären.

Der Stand der Literatoren war früher ein Priesterthum, jetzt ist er ein Handwerk. Die des achtzehnten Jahrhunderts jagten nicht nach Glücksgütern, das Glück suchte sie auf. Als die Erzieher der Menschheit noch in Dachstübchen wohnten, wurden sie von Königen besucht, seitdem sie wie Stuger einquartirt sind, kommen nur noch Bediente zu ihnen, um ihnen Einladungskarten zu bringen, die für Jedermann lithographirt sind und nach

Willkühr so oder anders ausgefüllt werden. Indem die Literatoren Stockwerke heruntersteigen, steigen sie auch vom Gipfel ihres Ruhmes herunter. Als sie noch arm waren, bettelten die Könige um ihren Beifall und kauften ihn nicht. Wenn ein ausgezeichnete Mann des Wissens und der Kunst in eine Gesellschaft der großen Welt trat, so war dieß ein Ereigniß, wodurch die Unterhaltung und die Vergnügungen eine andere Wendung nahmen; heute wendet keine Dame ihre Blicke um, wenn ein berühmter Dichter angemeldet wird, und Niemand läßt sein Löffelchen Gefrorenes sinken um die weisen Reden des ersten Philosophen des Landes zu vernehmen. Im achtzehnten Jahrhunderte nahmen die Schriftsteller einen so hohen Rang ein in der Achtung der Mitwelt, daß sie ihre Meinungen nur fallen zu lassen brauchten, und alles eilte hin um die Wette, sie aufzulesen. Heute wo sie sich auf die Oberfläche der Welt gestellt haben, werden ihre Meinungen langsam von Haus zu Haus umhergetragen, und kommen nur mühsam zu den höheren Classen, die ihnen, ihrer Stellung gemäß, nicht gewogen sein dürfen, und sie gewöhnlich mit Verachtung von sich weisen. Ehemals riß man sich die neuesten Geisteserzeugnisse ausgezeichnete Schriftsteller aus den Händen, heute bedarf er einer Prämie von 75000 Franken, um die Leute zu ermutigen, ein Meisterwerk zu lesen. — Der Schriftstellerruhm ist Lotterie, und das ist eine Demüthigung und eine bezeichnende Strafe für Menschen, die hinter dem Wagen Fortuna's herlaufen.

Die Literatoren sollen daran denken, ihre ehemalige Unabhängigkeit wieder zu erobern, um ihre ehemalige Macht wieder zu erlangen. — Kann man seine eignen Leidenschaften nicht beherrschen, so ist es lächerliche Heuchelei, sich anzustellen, als sei man der Meister von Königen. Ueberlass das Feld der Politik dem bösen Willen der Feinde des Fortschritts. Sie sind stark, weil sie einig sind, und einig, weil Ihr ihnen Widerpart haltet. Seit zwanzig Jahren hat Eure drohende Stellung diejenigen, welche die Menschheit ausbeuten, gezwungen mit einander im Frieden zu leben, sich zu schonen und in Betreff ihrer gegenseitigen Ansprüche eine in der Geschichte beispiellose Nachgiebigkeit zu zeigen.

Zieht euch zurück, um sie sich einander Preis zu geben, und die gute Sache wird ohne Kampf den Sieg davon tragen. Verjünet Eure Herzen mit frischen Hoffnungen, härtet Eure verweichlichten Gemüther durch ernste und gewissenhafte Studien. Der Geist kann sich bilden im Umgange der Welt, die Seele nur in der Einsamkeit. Die Philippiken der neuern Demosthenesse riechen nicht nach der Lampe, aber sie bleiben auch ohne Wirkung. —

Glaubet, arbeitet, und hoffet, und wenn Euch die bessere Zukunft zu lange ausbleibt und Ihr unfähig seid, zu glauben, so liebet unterdessen. —

Heureux qui peut aimer et qui dans la nuit noire
 Tout en cherchant la foi, peut rencontrer l'amour;
 Il a du moins la lampe en attendant le jour.
 Heureux le cœur; aimer c'est la moitié de croire.*)

L. Börne.

*) Von den drei Hefen der Balance, die Börne im Jahre 1836 herausgab, erschien das erste im Januar, das zweite im März und das dritte und letzte erst im Juni. Von Börne's eigener Feder befinden sich darin: Introduction — Béran-ger et Uhland — Gallophobie de M. Menzel. Diese drei Aufsätze wurden spä-ter für das bekannte Buch: „Menzel der Franzosenfresser“ benutzt. Ferner Les Chants du Crépuscule den wir so eben in der Uebersetzung lieferten, und: Wally, roman par Ch. Gutzkow. Das erste Heft enthält drei, das zweite einen und das dritte gar keinen Aufsatz von Börne selbst. Dieß mag wahrscheinlich der Grund gewesen sein, warum diese merkwürdige Revue so rasch endigte.

Zur Würdigung der neuesten nationalen Bewegungen in Deutschland.

Von

Dr. J. Cr.

Was kann Deutschland hoffen? In wiefern können die jetzigen Zustände Grundlage einer schönen Zukunft, eines auf festen Säulen ruhenden Gebäudes deutscher Kraft, deutscher Freiheit und Würde sein? Wie können die Keime dieser Zukunft geweckt werden zu kräftiger, üppigwuchernder Selbstentfaltung, auf daß Deutschland sich erhebe in seiner festen und herrlichen Eigenthümlichkeit zur Einheit und zum Glanze?

Gewichtige, bedeutsame Fragen, nach deren Lösung die neueste Zeit aufgeregter, begehrlischer und auch hoffnungsreicher als je strebt. Eine innigere Wärme, ein bewußtseinvolles Streben, hat sich der Presse, der öffentlichen Meinung und der einzelnen Geister bemächtigt. Jene kurzfristigen Politiker aus dem Anfange der dreißiger Jahre, die so schnell an allem verzweifeln, fangen an sich zu verlieren; ihre Tendenzen hatten sich bald erschöpft, sie sind an ihrer Armut und Einseitigkeit selbst bankrott geworden. Sie wollten Resultate, ohne dafür eine Grundlage zu schaffen. Eine neue, nicht minder radicale, wiewohl unrevolutionäre*) Richtung gibt sich kund, die ohne im Mindesten die Gebrechen zu verkennen, welche einzelnen deutschen Zuständen

*) Gewöhnlich nennt man revolutionär diejenige Meinung, die da glaubt, daß mit Umwälzung des Bestehenden der Anfang gemacht werden müsse, wenn von Besserwerden die Sprache sein soll. Der Radicalismus glaubt dieß nicht, ohne darum eine geringere Summe von Freiheit zu verlangen. So versteht die publicistische Polemik in England und Frankreich diese Worte und in diesem Sinne nennt sich der Nationalrevolutionär. In Deutschland nennt man revolutionär jeden activen Widerstand gegen die Staatsgewalt; sehr mit Unrecht. Dann müßte man auch den mäßigen Dahliann, der in seiner „Politik“ das Recht des Widerstands lehrt und der kein Radicaler ist, einen Revolutionär nennen.

ankleben, ohne die Verbesserung derselben minder warm und aufrichtig zu wünschen, dieselbe auf anderem Wege zu erlangen sucht, indem sie statt an die Form, an den Geist sich anschmiegt, ihn selbst vorerst zu kräftigen sucht, überzeugt, daß in jeder selbstständigen Kraft ein schaffendes, gestaltendes Element liege. Sorgfältig sucht sie daher nach allen Seiten des Gegebenen, in denen der Keim freier Gestaltung liegt, und stellt diese Seiten in den Vordergrund. Und wahrlich, Deutschland ist reich genug an inneren Bildungskeimen, um fähig zu sein, aus sich selbst es selbst zu werden. Selbstbewußtsein ist eine Nationentugend, deren es so gut wie die Länder, die im Vortrab politischer Entwicklung gehen, wie England und Frankreich, fähig ist.

Ein bekannter belgischer Staatsmann hat uns unlängst das offene, etwas naive Geständniß gemacht, daß ihm die neue Richtung, welche in Deutschland sich kund gibt, unbegreiflich sei, daß, wenn er nicht einige Führer derselben kenne, und von ihrem reinen Charakter und ihrer edlen Absicht die festeste Ueberzeugung hätte, er sich ganz dem Gedanken überließe, diese Partheiführer suchten aus materiellen Rücksichten das Volk vom Wege der Freiheit abzuleiten. Hierauf sollen folgende Zeilen eine kurze Auseinandersetzung über einige Bestrebungen geben, die zwar in Deutschland Jedermann bekannt sind, die aber, da diese Blätter zum Theil auch für das Ausland bestimmt sind, eine summarische Wiederholung nicht überflüssig machen.

Die neuere nationale Parthei, die seit dem letzten politischen Conflict in den Vordergrund getreten ist, unterscheidet sich von der sogenannten liberalen Parthei von 1830, die ihren Mittelpunkt in der badischen Kammer, ihr Organ in den Rottel-Welcker'schen Schriften und ihren Vorkämpfer in Börne hatte, daß sie durch die Stärkung der Volksthümlichkeit, durch das Zusammenschmelzen der einzelnen Nationaltheile zu einem kräftigen organischen Ganzen, dasjenige zu erringen sucht, was jene durch staatsbürgerliche Garantien erstrebt. Beide haben dieselben Strebeziele, suchen sie jedoch auf verschiedenem Wege zu erreichen, diese durch directen Kampf mit bestehenden äußern Instituten, jene durch Ausstreuung fruchtbarer Samens, woraus sich die Pflanze einheitlichen Volksbewußtseins entwickeln soll.

Häufig genug, und nicht nur im Auslande, hat man behauptet, diese Meinungsnuance werde von der Partei des Rückschrittes ausgebeutet und lasse sich zur Förderung ihrer illiberalen Richtungen auf tölpelhafte Weise mißbrauchen. Dem ist nicht so. Wenn sie vor Kurzem, als von Westen her ein Ungewitter drohte, das ihrige beigetragen hat, um den allgemeinen Nationalumwillen gegen die Großsprechereien der französischen Presse rege zu erhalten, wenn sie sich hütete, Wasser in das Feuer der Begeisterung zu

gießen, das in allen deutschen Herzen entbrannt war, so unterschied sie sich von der andern liberalen Richtung nur darin, daß sie die Aeußerungen des erwachten Nationalgeistes nicht sogleich, nachdem die Gefahr verschwunden war, bis auf ihre letzten Spuren neutralisiren wollte. Auch die andere Richtung zeigte ihre patriotische Begeisterung, wo es ihr nur möglich war. Die badische Ständekammer bewilligte einstimmig eine außerordentliche Summe für die vorgehabten Kriegsrüstungen. Aber in ihrer Aengstlichkeit glaubte sie, die Nation möge in ihrer Demonstration gegen Frankreich auch die Unschätzbarkeit der Güter verkennen, die dieses Land in seinen politischen Instituten besitzt, bemühte sie sich alsbald, nicht etwa blos die deutschen Antipathieen gegen Frankreich zu überwältigen, sondern den Geist selbst zu schwächen, worin jene Antipathieen ihren Ursprung gefunden haben.

Die Parthei der Einheit hat dagegen in jenen Demonstrationen des Volksgeistes das dieselbe anregende Material in eine dauerhafte Form zu bringen gesucht, und es ist noch nicht an der Zeit, zu untersuchen, ob und in wiefern es ihr gelungen ist. So viel ist gewiß, das Feuer der Begeisterung von 1840 mag nun verglommen sein oder nicht, eine wohlthätige, belebende Wärme ist davon zurückgeblieben.

Während andere Nationen schon durch die verkettende Gewalt der Centralisation, man möchte sagen maschinenmäßig, zur Einheit hingetrieben werden und so eine unwiderstehliche Kraft auf die Entwicklung ihrer politischen Zustände verwenden können, muß Deutschland beständig vorerst dahin arbeiten, sich einen solchen Centralpunkt zu schaffen. Dieser Centralpunkt soll und kann für jetzt nur ein innerer, ein geistiger sein. Hat er sich einmal gebildet, so wird ihm auch ein geistiger Schöpfungstrieb inne wohnen, von allgemeiner nationaler Energie und Wirksamkeit. Eine isolirte, durch Thatsachen des Zufalls und der hervorstechenden Gewalt einzelner Männer gebildete, noch so liberale Verfassung in einzelnen deutschen Staaten, ist von secundärer Bedeutung, sie sei denn ein Produkt des politischen Bildungstriebes der Gesamtnation, oder insofern, als sie auf den Geist der ganzen Nation anregend wirkt. Sonst kann sie blos dazu dienen, dem einzelnen Lande gewisse Privilegien und Prærogative juristisch zu garantiren.

Man mißverstehe uns nicht. Was inzwischen der einzelne Staat im Sinne des Fortschrittes gewinnt an äußeren Instituten, an repräsentativen Elementen, an Erscheinungen lokaler Deffentlichkeit, das betrachtet die nationale Parthei als dankenswerthe Abschlagszahlung auf eine große Schuld, die das Vaterland dem Gotte der Freiheit und Civilisation abzutragen hat. Sie betrachtet es aber mit noch größerem Dankgeföhle, als ein ihr geliefertes Mittel zu ihrem Zwecke: der Schöpfung einer nationalen, öffentlichen Meinung, als Werkstätte der Einheit und Freiheit, überzeugt, daß ganz andere Früchte sprossen, weit herr-

höhere Thaten reifen, weit üppigere Blumen blühen werden, wenn die Keime sich unter der belebenden Wärme der Einen Sonne des nationalen Geistes werden entwickelt haben. Diese deutsche Einheit soll nicht auf atomistischem Wege, durch Zusammensetzung einzelner Theile erzwungen werden, sondern dynamisch aus sich selbst erwachsen, sie soll zugleich allen ihren Elementen ihre selbstständige Geltung lassen, wodurch allein der durch ihre ägende Gewalt Alles zernagenden Ultra-Centralisation ein Damm entgegengesetzt wird.

Das erste und wichtigste nationale Einheitsmaterial ist nun das Territorium. Wir müssen unser Land als ein Heiligthum betrachten, dessen erhabene Pforten kein fremder Eindringling zum zweitenmale frevelnd verletzen darf, und sollten wir unsere letzten Blutstropfen, und unsere letzten Thaler daran setzen müssen, komme er von Osten oder Westen, sei er Slave oder Celte, komme er im Namen des göttlichen Rechtes, oder der Civilisation. Selbstständigkeit nach Außen, das ist das erste Erforderniß nationaler Selbstentwicklung, ohne sie ist letztere ein Unding. Durch das Landwehrinstitut tritt sie und ihre Nothwendigkeit dem Volke vor Augen. Es selbst wird zum Wächter dieser Selbstständigkeit nach Außen.

Frankreich äußerte ungerechte Gelüste nach der schönsten Perle unseres Landes. Man mußte ihm zeigen, daß die Zeit von 1789, die Zeit des regensburger Reichstags und des Siechthums vorüber ist. Man war es sich selbst schuldig.

Den Vorwurf, man sei in der Aufreizung gegen Frankreich zu weit gegangen, der von mancher Seite der nationalen Parthei gemacht wurde, kann diese leicht abschütteln. Der Charakter des einzelnen Individuums, wie der einer ganzen Nation wird am kräftigsten durch die Reibung nach Außen gestärkt; die innere Vervollkommnung, die Fähigkeit, sich nach seinen inneren Beziehungen als Einheit zu erkennen, oder, um den Ausdruck der Schule zu gebrauchen, sich selbst zum Object zu werden, ist nur dann die Möglichkeit, wenn die Selbstentwicklung schon weiter gediehen ist. Dazu wollte und mußte die nationale Parthei die Bewegung gegen Frankreich benutzen.

Der Geist der Einheit läßt die verschiedenen Theile der Nation sich als Brüder erkennen. Nimmt ein frevelnder Gewaltstreich dem Hanoveraner sein ihm gebührendes Recht, so wird der Allemanne, wie der Anwohner des Sundes, die Kränkung mitfühlen, denn dem Einen Vaterlande ist eine Wunde versetzt worden. Daher die unendliche Bedeutsamkeit des Arndtschen Liedes: „Was ist des Deutschen Vaterland“, weil es mehr, als das „Sie sollen ihn nicht haben,“ und die französische Marsellaise, der Ausdruck eines ewig bleibenden, immer nur sich kräftigenden Nationalgefühles ist, und nicht etwa bloß, wie jene, das einer momentanen Aufregung geliebene Wort.

Nein, die Tendenz der nationalen Partei ist nicht die des Rückschrittes. Sie hat mehr Positives geleistet, als diejenigen, von denen ihre Verdächtigung ausgeht. Die Göttinger Sieben, Rumann und Stüve, gehören zu ihr, wenn auch diese Edlen den Radicalismus nicht theilen, dessen die Sache bedarf. Von ihrem Geiste geht das Streben nach Vereinigung und Association aus, das sich so kräftig entwickelt. Sie hat den, andrerseits so sehr verdächtigten, deutschen Zollverein populär gemacht; in ihrem Geiste hat Friedrich List das nationale System der politischen Deconomie aufgestellt und in einem der genialsten Werke der Neuzeit der Nation die Wege zu materiellem Wohle, und durch dasselbe zur Einheit, Freiheit und Macht vorgezeichnet. Sie leitet, während die Gegner sich ohnmächtig zerarbeiten. Sie ist demokratischer, als die, vorzugsweise sich so nennende, „liberale“ Richtung. Denn sie beruht auf der festen Ueberzeugung von der politischen Mündigkeit des Volkes. Sie wird es nicht versäumen, mit dem wärmsten Eifer und mit Aufwand von Kraft und Willen sich dem Ringen in den Ständekammern und in der Journalistik noch dem anzuschließen, worin die Parthei der unmittelbaren Staatspolemik das einzige würdige Strebeziel erblickt. Pressfreiheit ist ihr erstes und stetes Lösungswort, sobald es sich nicht darum handelt, fremden Annahmen entgegenzutreten. Landwehr, Pressfreiheit, Handel und Wandel, Ausdehnung des Zollvereins über ganz Deutschland, ein allgemeines deutsches Recht mit Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Volksgerichten, das sind die organischen Institute, die sie anstrebt. Daran soll sich der Geist der nationalen Einheit, indem er sich zu gleicher Zeit von Innen heraus kräftigt, in energischer Gestaltung heranbilden, und dann wird es sich zeigen, wie die deutsche Nation politische Güter zu benutzen versteht zu ihrem eigenen Besten und im Interesse der gesammten Menschheit.

Literarische Uebersichten vom Standpuncte der Gesellschaft.

2.

Fürst Lichnowky und seine Erinnerungen. *)

Die adelige Literatur unserer Epoche verdient eine ganze eigene Aufmerksamkeit. Es hat in Deutschland nie an adeligen Federn gefehlt. Der Palmorden heitern Angedenkens der in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts seine zum Theil komischen zum Theil wirklich „furchtbringenden“ Sitzungen zu Göthen und Weimar und Halle hielt, zählte nicht weniger als fünf Hundert adelige Schriftsteller, darunter 1 König, 3 Churfürsten, 49 Herzöge, 4 Markgrafen, 10 Landgrafen, 8 Pfalzgrafen und 60 gewöhnliche Grafen, 19 Fürsten, 35 Freiherrn u. s. w.

Aber zwischen jener Zeit und der unsrigen liegt ein breiter Unterschied. Jene adelige Literatur gleicht einem aristokratischen Liebhabertheater; die hohen Herrschaften vermumnten sich zu ihrem Vergnügen, um sich untereinander einen Privatpaß, eine gegenseitige Unterhaltung zu verschaffen; das Publikum, die Masse, stand tief unten in ehrfurchtsvoller Ferne vor den Schranken und hatte die Erlaubniß zuzuschauen; die Herrschaften fragten wenig danach, sie waren sicher, daß man jede ihrer Tiraden, jede ihrer Gesten respektvoll beklatschen und in devoter Bewunderung, des gnädigen Spases sich würdig zeigen werde. Windet sich doch Opitz, der beste Mann jener Zeit, in unterthänigster Begeisterung für die herrschaftliche Poeterei.

Ein ganz entgegengesetztes Bild bietet unsere Zeit. Der aristokratische Schriftsteller, weit entfernt durch seinen Namen zu imponiren, hat im Gegentheile, sogar ein Vorurtheil zu bekämpfen. Die Masse ist von vorn herein in einer oppositionellen Stimmung gegen ihn und er muß ihr manches Opfer bringen, um sie zu gewinnen. Hier ist nicht mehr von einem Privatpasse die

*) Erinnerungen aus den Jahren 1837, 1838, 1839. Erster Theil. Frankfurt a. M. 1841.

Rede, hier wird nicht mehr Liebhabertheater gespielt; hier gilt es Ernst und hat er einmal die Bühne betreten, so setzt sich das Publikum in richterliche Position.

Man darf einen Hauptumstand nicht vergessen. Die Presse in ihrem heutigen Zustande ist ein demokratisches Institut und wer ihren Bereich betritt, hat, ohne daß er selbst es weiß, der Demokratie ein Zugeständniß gemacht. Trotz des feinen aristokratischen Parfums der Pücklerschen Schriften säuselt doch ein demokratischer Hauch durch die Blätter. Ein Schriftsteller der um die öffentliche Gunst wirbt und sich pugt um ihr zu gefallen, der zeigt daß er sich der Masse unterwirft, daß er ihre Herrschaft anerkenne. Dieß ist vielleicht die Ursache warum die eigentliche Aristokratie mit so bitter süßem Lächeln das Schriftstellertum des „Verstorbenen“ betrachtet. Von Pückler bis zu Anastasius Grün sind im Grunde nur wenige Schritte. Jener begnügte sich mit einem leisem Beifallachen des Parterres und gab die Lächerlichkeiten der englischen Aristokratie Preis, dieser wollte einen stärkern Applaus von der Masse und malte mit vollern Farben.

Ist es nicht merkwürdig, daß grade in Oesterreich, wo der Adel in seiner ganzen Gewalt und Machtherrlichkeit sich erhalten hat und von den Bewegungen der Zeit unerschüttert geblieben zu sein scheint, daß grade dort die Presse so zahlreiche Mannschaft unter den Wappenschildern gefunden hat? Die Grafen Auersperg, Secheny, Heusenstamm, Mailath, die Baronen und Ritter Jedlig, Münch (Halm), Josika, Nimbisch (Lenau), Prokesch, Noll, Badenfeld (Eduard Silesius), Lanoy, Schlehta, Leitner, Eschabuschnig v. s. w. Mit Ausnahme der beiden ersten Namen gehören fast alle diese Herren dem untern Adel an, und hierin liegt mancher Stoff zur Beurtheilung dieser Erscheinung. Wer die Verhältnisse kennt, in welchen in Oesterreich der niedere Adel zu dem höhern steht, wer die verschiedenen Abstufungen der Crème und der Crème de la Crème mit ihren Geheimnissen weiß, der wird leicht begreifen, warum der Adel zweiten Ranges so viele Mitglieder von whiggistischer Färbung zählt, indes der hohe Adel keinen Schritt von seiner torystischen Grandezza zurückweicht.

Fürst Felix Richnowsky, der Verfasser der Erinnerungen aus Spanien ist seiner Stellung und seinen Verhältnissen nach ein solcher Tory. Er ist der Sohn jenes Fürsten L., der den Historikern durch seine Geschichte des Hauses Habsburg bekannt ist. Wir führen diesen Umstand geflissentlich an, da die Persönlichkeit des Verfassers der Erinnerungen aus Spanien eine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Ein junger Mann von acht und zwanzig Jahren, halb Oesterreicher, halb Preuße, Doctor Juris utriusque und carlistischer General, Verwandter des Fürsten Staatskanzlers und Correspondent der allgemeinen Zeitung!

Wahrlich eine Erscheinung, wie sie nur die moderne, von tausend und tausend Widersprüchen durchwogte Zeit hervorbringen kann.

Wir sind eben kein Partisan der politischen Ideen, für welche Fürst Felix Richnowsky seinen Degen umschnallte, und seine Verehrung für den „König“ Don Carlos findet bei uns so wenig Echo, als sie bei der Mehrzahl der Zeitgenossen finden mag; aber darum können wir doch unsere Theilnahme einem Manne nicht entziehen, der eine Sache für die er gekochten, auch nachdem sie schon verloren, mit offenem Wort und freiem Muth vertritt.

Lassen wir den Charakteren Gerechtigkeit widerfahren, und zerstören wir uns nicht die Eindrücke einer ritterlichen Persönlichkeit, weil sie nicht unter derselben Fahne mit uns steht. Der Schriftsteller Felix Richnowsky ist ohnstreitig eine anregende und glänzende Erscheinung. Eine blühende Darstellung, frische Phantasie, fecker Jugendmuth und ein hervorspringender Hang zum Abenteuerlichen, Romantischen und Berwegenen sind die Eigenschaften, die seinem Buche Reiz und Anziehungskraft geben. Ein Theil dieser Erinnerungen ist in der allgemeinen Zeitung abgedruckt gewesen, allein der Verfasser scheint vieles daran geändert zu haben; der journalistische Stempel ist nirgends heraus zu finden. Vielmehr spricht aus dem Buche ein Geist der Jugendlichkeit, als der vollständigste Gegensatz jenes diplomatisch oder publizistisch steifen Redetons unserer Journalistik. Auf jeder Seite sieht man hier einen erregten jungen Mann, der Freude an dem Leben, an der Natur, an sich selbst hat. In einzelnen Kleinigkeiten kann man sich sogar des Lächelns nicht enthalten. So z. B., wenn der Verfasser mit naivem behaglichem Wohlgefallen bei seiner jedesmaligen Toilette verweilt und nie unterläßt, uns genau die Details derselben zu beschreiben.

„Am 5. Morgens vier Uhr weckte mich die Tochter meines Guiden mit einer Tasse Chocolate. Dieß war der erste Vorgeschmack spanischer Kost. Kurz darauf trat er selbst ein, mein neues Costüm unter dem Arme. Ich fuhr in ein weites Beinkleid von Wollsammet, an der Hüfte durch eine breite rothe Binde gehalten, zog dicke Buntschuhe, blaue Strümpfe und eine kurze Jacke von braunem Luche an und bedeckte mich mit dem berühmten baskischen Barett, Boïna genannt. Die Boïna, zur spanischen Hoftracht im 16. Jahrhundert gehörig, war mir aus den Gemälden von Velasquez und Titian bekannt; sie ist seitdem nicht verändert; nun das Feldzeichen der Carlisten, schien es mir eine Art feierlicher Inwestitur, als ich sie zuerst auf mein Haupt drückte. — — —“

„Tags nach meiner Ankunft in Andoain begab ich mich in die Messe; es war Sonntag den 12. März. Umgeben von Garden und Gefolge, am Thore von der Geistlichkeit empfangen, trat der König in die Kirche und

kniete an der Evangelium-Seite unter dem Baldachin, der stets mitgeführt wurde. Ein langes, gesungenes Hochamt ward unter Begleitung der Garde-Musik abgehalten. Nach dem Evangelium hielt der Hofprediger Fray Domingo, ein Franziskaner-Mönch aus Puente la Reina, eine spanische Predigt, indem er den König anredete und sich allein an ihn zu wenden schien. Als er geendet, predigte ein basķischer Geistlicher dasselbe für die basķischen Zuhörer. Dieß dauerte sehr lange, so daß ich erst um 1 Uhr zur Audienz kam. Ich trug das erste Mal das carlistische Kriegscostüm, einen eng anschließenden, dunkelblauen kurzen Oberrock mit zwei Reihen gelber Knöpfe, worauf die königliche Lilie von Bourbon mit der Umschrift: Carlos quinto; krapprothe Beinkleider mit schwarzem Besatz und scharlachrothe Boina mit silberner Troddel. — — —

Wir führen diese Stellen absichtlich an, weil sie die Jugend des Verfassers am deutlichsten abspiegeln. In Mitte eines blutigen Krieges, in Mitte der vielfachen Aufregungen und Gefahren, welche die wilden Scenen in einem abenteuerlicher, unbekanntem Lande dem jungen Krieger bringen mußten, blieb ihm noch Lust und froher Muth genug, an seine Toilette zu denken, und sich darüber zu freuen, wie seine hübsche schlanke Gestalt in dem fremdartigen Costüme sich ausnimmt. Es wird nicht an Personen fehlen, die über diese Schwäche spöttisch die Nase rümpfen werden; wir für unsern Theil finden sie liebenswürdig. Der Jugend kömmt es zu, eitel zu sein. Der Kraft kann man es verzeihen, wenn sie sich überstürzt, und der Phantasie steht es wohl an, wenn sie über die Häuser fliegt.

Wahrlich, nicht der Rang oder die Stellung des Fürsten Richnowsky ist es was uns für ihn einnimmt. Wir werden in diesen Blättern noch manche Gelegenheit finden, unser Glaubensbekenntniß über solche Dinge an den Tag zu legen. Aber wir finden es lächerlich, wenn man an alle Persönlichkeiten den gleichen Maasstab legen will, wenn man mit einer Scheere die Halme beschneidet, damit sie hübsch gleich sein sollen, und alle Menschen in ein und dasselbe Profustusbett einpferchen will.

In dieser weisen Welt, in diesem hochreifen Zeitalter, wo die Menschen mit Brillen auf der Nase geboren werden, und am Tage nach der Taufe schon fünfzig Jahre alt sind, da giebt es kein größeres Verbrechen als — jung zu sein.

Wir unserer Seits gratuliren unserer Literatur zu dem neuen Genossen, welcher mit diesen Erinnerungen aus Spanien sich ihr einverleibt. Die neueste Zeit hat unsern Messecatalog steril gemacht. Wir bedürfen der neuen Elemente, der neuen Aufregung.

In dieser Beziehung kann die adelige Literatur noch vielen Nutzen stiften; sowohl als Veranlassung zur Opposition, als Stoff zur Reibung, als

andererseits durch manche Offenbarungen und Enthüllungen solcher Kreise, welche dem demokratischen Schriftsteller unzugänglich sind. Tritt noch dazu der aristokratische Schriftsteller mit so reichen Mitteln und so frischen Farben uns entgegen wie hier, dann wäre ein Krieg aus mißverstandenen Liberalismus ein eben so großes Unrecht gegen die Person als ein Vergehen gegen die Genossen der Literatur überhaupt.

Man hat diese Erinnerungen aus Spanien von allen Seiten geplündert; von der Augsburger Allgemeinen bis auf die kölnische Zeitung haben fast alle Journale lange Auszüge daraus gebraucht. Wir wollen nur einen kleinen Theil an der allgemeinen Beute haben und einige kurze Schilderungen der Person des Don Carlos ihr entnehmen.

„Es war ein Uhr geworden, vier und zwanzig Hautboisten ließen sich während der königlichen Tafel vernehmen. Carl V. aß nach altspanischer königlicher Sitte stets allein um diese Stunde; der dienstthuende Kammerherr klopfte an die Cabinetsthüre und rief: „Senor! la Comida,“ worauf sich der König in das Tafelzimmer begab und der Hof-Caplan, damals der bekannte Pfarrer von los Arcos, Don Juan Echeverria, das Tischgebet hielt. Die niedere Dienerschaft trug die Schüsseln bis an die Thüre, wo die Kammerdiener (*ayuda de Camara, Gentilshommes ordinaires*) sie übernahmen und den Kammerherren, die den König umstanden, einhändigten. Diese hatten allein das Recht die königliche Person zu bedienen. Wer Kammerherrn-Rang (*entrada*) hatte, genoß den Vorzug, den König essen zu sehen. — Wenn man, an deutsche Hofsitte gewöhnt, zum ersten Mal mitten in diese lebenden Traditionen altspanischer Etiquette versetzt wird, kann man sich eines sonderbaren Gefühles nicht erwehren, besonders wenn es in Bauerhütten ist, daß an deren Ausübung so streng gehalten wird. In den düsteren weiten Hallen des Escorial mögen sie sich gewiß besser ausnehmen, obgleich Deutsche sich an gewisse Dinge nie gewöhnen werden. So zum Beispiel sah ich in Andoain zwei Männer, die Obersten-Galons trugen, mit Schüsseln herumgehen; es waren die Kammerdiener des Königs, während einer seiner Kammerherren, der Marquis del Monesterio, Capitains-Uniform trug. — Der Kammerdiener des Infanten Don Sebastian, der auch an der Person seines Herrn allen Dienst seines Postens verrichtete, setzte sich nach vollendeter Toilette Seiner königlichen Hoheit mit zu Tische, freilich am untersten Plage, dem Infanten gegenüber. Er war Rittmeister und hatte den sonderbaren Namen Conejo y Guisado (Kaninchen und Ragout), nach der spanischen Gewohnheit den Namen der Mutter dem väterlichen beizufügen. Ueber dieses Zusammenleben mit der Valetaille erzählte mir einst der ebenso geistreiche als liebenswürdige königlich sächsische Gesandte zu Paris, Herr von Könnert, folgende Anekdote. Wenn Ferdinand VII. von

den Lustschlössern (*Sitios Reales*) aus, Landparthieen machte, wich er stets von der strengen Etikette ab und lebte mit seiner Umgebung. Kammerherren und Kammerdiener speisten dann mit dem Könige. — Einst begleitete der Prinz Maximilian von Sachsen seinen königlichen Schwiegersohn. Als man sich zu Tische setzte, frug Ferdinand VII. den Prinzen, warum sein Kammerdiener nicht komme, und alles Sträubens ungeachtet mußte der sächsische Diener des Prinzen erscheinen und an der königlichen Tafel Platz nehmen, zur großen Verlegenheit Beider. — —

„Der König bewohnte den zweiten Stock des Pfarrhauses; zwei kleine Zimmer bildeten sein ganzes Appartement; vor der äußeren Thüre hielten zwei Garde du Corps. Die dienstthuenden Kammerherren, Adjutant und Kammerdiener, befanden sich auf Treppe und Flur. Don José de Villavicencio, Sohn des Marquis de Alcántara, der Liebling und treueste Diener des Königs, war im Dienst als Kammerherr. Er ist eine jener immer seltener werdenden Erscheinungen mit gänzlicher Selbstverlängerung, seinem Herrn im Glück und Unglück folgend. Er hat nie begriffen, daß der König ihn für seine Aufopferungen je zu belohnen hätte. Nach spanischer Etiquette öffnete ich leise die Thüre des königlichen Cabinets und rief: „Sire!“ indem ich meinen Namen hinzusetzte. So stand ich denn das erste Mal vor König Carl V. Ich war so ergriffen als ich mich vor dem unglücklichen Monarchen befand, der seinem großen Ahn Pelayo gleich, mit dem Degen in der Faust sein Reich wieder zu erorbern gekommen, daß ich kaum ein Wort hervorzubringen im Stande war. Der König redete mich sehr gnädig an und sprach vom gestrigen Tage, vom zweiten Bataillon von Guipuzcoa und von allen seinen braven Bertheidigern, die, setzte er traurig hinzu, er nicht zu bezahlen und nicht zu belohnen im Stande sei. Ich kann nicht sagen, wie jedes dieser königlichen Worte mich erschütterte. Carl's V. Gestalt ist weder schön noch imposant, doch kam er mir in diesem ärmlichen Pfarrhause, in der einfachsten Kleidung, so groß und würdevoll vor, wie kein Monarch der Erde im vollsten Glanze majestätischer Herrlichkeit. Ich gelobte mir selbst, mehr als ich durch Worte auszudrücken im Stande war, in freudigen und traurigen Tagen ihn nicht zu verlassen und alles Ungemach mit ihm redlich zu theilen.“ — —

Ueber den Bau eiserner Häuser in Belgien.

An einem schönen Sommernachmittag des Jahres 1786, sah man die Seine-Brücken in Paris von Tausenden von Menschen angefüllt. Auf den Quais wogte es von sonntäglich gepuzten Menschen, die alle nach einem kleinen zierlichen Schiffchen gafften, welches den Strom hinab seine Bewegung nahm. Auf dem Schiffe befanden sich keine Ruderer, wie dieß sonst die Sitte ist; nur ein einziger Mann stand darauf, dessen rothe Haare und lange Nase ihn auf den ersten Anblick als einen Sohn des meerrumgürteten Englands erkennen ließen. Dieser einzelne Mann richtete seine Blicke stets auf einen kleinen Kamin, dem ein dicker Rauch entstieg, nach welchem er wie die alten Aiguren den Lauf des Schiffes zu berechnen schien. Dieser Mann führte den Namen Robert Fulton. Es war das Erstmal, daß man ein Schiff ohne Ruder sah, und das Volk klatschte dem zauberhaften Führer seinen Beifall zu. Aber die vielen hochweisen und vielgelehrten Sachkenner, die zu diesem Schauspiel gleichfalls geladen waren, schüttelten bedächtig ihre wohlgeputerten Köpfe. Charlatanerie! flüsternten sie einander zu, nichts als Charlatanerie! Wer wird ein Schiff durch Dampf bewegen! — Und wirklich nach einem Augenblicke blieb das kleine Schiff stecken, und der arme Robert Fulton wurde zum Gespötte des Volkes.

Erst zehn Jahre später gelang es dem unerschütterlichen Mann das Vorurtheil, dem seine Idee allenthalben begegnete, zu überwinden und in Amerika den ersten größeren Versuch zu unternehmen, dem wir jetzt den zauber gleichen Flug unserer Schiffe verdanken

Und ist es etwa dem armen Fulton allein so ergangen? Und so viel tausend andere Erfinder und Wohlthäter der Menschheit sind sie nicht immer verspottet und verhöhnt worden, so lange die faktische Ausführung ihrer Ideen nicht vollständig ins Leben trat? Wir wollen die Moral dieser Beispiele für einen neuen Fall in Anspruch nehmen.

Es ist vor Kurzem die Rede von eisernen Häusern gewesen, deren Bau man in Belgien versuchen will. Sogleich fiel der ganze Troß Journale

darüber her, um die Sache lächerlich zu machen. Die Männer, in deren Köpfen jene Idee entsprungen, fingen an den Muth zu verlieren und an ihrer Sache zu zweifeln. Da plötzlich läßt die belgische Regierung zur Feier der Nationalfeier im September ein weites großartiges und dennoch elegantes Zelt aus Gußeisen in der Mitte des schönen Parks, welcher die Residenz ziert, errichten. Die Solidität und die Zierlichkeit dieses Zeltes (Kiosks) setzte Alles in Verwunderung. Die alte Idee wird wieder vom Neuen aufgenommen; und ernster als je an die Ausführung derselben gedacht. Hören wir wie ein geistvoller Industriekenner, Herr Jobard, dieser Sache das Wort führt:

„Unser belgisches Gußeisen steht zu einem solchen Preise, wie wir ihn nur wünschen können, um daraus bequeme und dauerhaftere Häuser zu verfertigen, als aus gebrannten Steinen; diese Häuser werden obendrein noch den Vortheil gewähren, daß sie im Winter wärmer und im Sommer kühler sind als die jetzigen Wohnungen.

Sie würden außerdem viele bedeutenden Vorzüge haben. Indem sie keiner Feuersbrunst ausgesetzt sind, ersparen sie uns die Kosten der Asscuranzen; da sie Blitz, Erdbeben und Ueberschwemmungen nicht zu fürchten haben, so gewähren sie dem Leben und dem Eigenthum der Bewohner völlige Sicherheit.

Da man sie auf der Stelle zusammensetzen kann, so hat man nicht, wie bei andern Häusern, den Zeitverlust warten zu müssen, bis das Baumaterial trocken ist.

Indem alle Lagen, woraus ein solches Haus besteht, fest zusammenhalten, so bedarf es keiner Grundlagen, und man hat nicht zu befürchten, daß das Gebäude sich senke oder einstürze. Dergleichen leicht fortzuschaffende Häuser überheben uns der unangenehmen Nothwendigkeit zwischen zwei lärmenden oder böswilligen Nachbarn zu wohnen. Wenn einem der Wohnplatz nichts mehr behagt, so läßt man sein Haus abschlagen und an einen andern Ort schaffen.

Der Rost ist nicht mehr zu fürchten, seitdem man das galvanische Bestreichen erfunden hat; die Häuser werden demnach ewig sein und nichts von ihrem Werthe verlieren. Sobald uns der Styl, worin das Haus gegossen ist, nicht mehr zusagt, so lassen wir das Metall umschmelzen, um es den wechselnden Launen des Geschmacks und der Mode anzupassen.

Man wird alsdann ohne Ziegeldecker, Bleigießer, Schieferdecker fertig werden können, und man wird ohne Zweifel auch zwei oder drei andere Plagen, die, nach einem bekannten Ausspruche ein Haus heimsuchen können:

Sunt tria damna domus; imber, mala femina, fumus.

Auf den mit Rasen belegten Terrassendächern wird man bequem die

hervorgebracht wird, in den leeren Räumen aller Mauern circulirt, und von einem Zimmer ins andere geleitet wird; ferner, daß man, vermittelt unten angebrachter Klappen, den Luftstrom beschleunigen oder verringern, alle Zimmer einzeln oder insgesammt nach Belieben erwärmen oder abkühlen kann; und alles dies hat man ohne weitere Mühe, ohne Rauch, Staub, ohne daß die Diener Holz oder Steinkohlen die Treppen hinauf schleppen, ohne daß man den Kram von Ofen, Zangen und Feuerungskasten auszustehen hat. Man bedenke sodann, welcher fortwährenden Reinlichkeit sich nicht bloß die Fenstervorhänge, sondern noch mehr die Möbeln, Teppiche, die Zimmerdecken, kurz alles und jedes Hausstück erfreuen werden — fügt man nun obendrein die Robert'sche Beleuchtung hinzu, bei welcher der Delbehälter fürs ganze Haus im Keller steht, so befindet man sich in einem wahren Paradiese der Ersparung, wobei man jedoch alles in reichlicher Fülle genießt.

Ehre sei dem Manne von Geschmack, Geist und Herz, welcher unser Vaterland mit dem ersten Eisenhause beschenken wird! Gewiß, die Nachwelt wird seinen Namen in das trefflich bearbeitete Metall graben und seinem Gedächtnisse nie rostende Ehrensäulen errichten!

Sehet ihr nicht die mit einem Blumenbeete bedeckte Terrasse jenes zierlichen Hauses, an schönen Sommerabenden, die Verwandten und Freunde versammeln, um sich zu unterhalten, zu lachen, zu rauchen, und vor allem um die Wunderwerke der Industrie zu preisen, die uns Tag für Tag mit neuen Bequemlichkeiten, mit neuen Genüssen beschenkt.

Von da herab wird man das wilde Geschrei jener Elenden getrost anhören, welche, wegen des Streits den thörichte Eigenliebe anregt, aufs neue die Kosaken in unsere freundliche Behausungen führen möchten. Frieden, Frieden! und ehe noch zehn Jahre verfließen, wird Brüssel tausend eiserne Häuser haben, und dann wird man kommen und in einer alten Nummer dieser Zeitschrift den Artikel auffuchen, der diese heilbeteutende Weissagung ausgesprochen hat.

Jobard.

Wäsche trocknen und bleichen können, und ohne daß man nöthig hätte, sie da droben vor Dieben bewachen zu lassen.

Wünscht Jemand auf der Stelle ein Haus zu haben? — Acht Tage nach der Bestellung, wird es aus einem Gusse fertig sein; acht Tage später ist es an Ort und Stelle aufgerichtet und in bewohnbaren Stand gebracht. In der That, ist es nicht ein wahres Feenalter, das uns bevorsteht?

Mit welcher Leichtigkeit wird man nicht ganze Städte, im untern Schiffsraum, in Gestalt von Ballast, nach den neuen Colonien bringen können!

In welcher Anzahl werden nicht die Bestellungen von allen Theilen der Welt nach Belgien einlaufen, sobald man nur das erste Eisenhaus erblickt hat, welches ohne Zweifel in der Leopoldstadt sich erheben wird!

Wie sollte man es nur für möglich halten, daß unsere großen Industrieherrn, welche bei dieser Sache doppelt interessirt sein müssen, einen Monat, einen Tag, ja eine Stunde lang sich bedenken, werden für diesen edlen Zweck Hand ans Werk legen zu lassen.

Wir würden an ihrem Unternehmungsgeiste und an ihrem Glauben an eine bessere Zukunft irre werden, wenn sie sich nicht beeilten, die für Ausföhrung des so tief durchdachten Planes des Herrn Rigaud nothwendigen Geldfonds aufzubringen.

Es wäre wahrlich eine große Thorheit, bei einer Verbesserung müßig zu bleiben, wo alles auf eine erste Ausföhrung ankommt, man verlöre die Ehre und den Vortheil der Initiative. Denn es ist uns zu Ohren gekommen, daß man damit umgeht, in den königlichen Gießereien zu Lüttich, nach dem Plane des Direktors, ein eisernes Haus für die Bureaux und Archive dieser Anstalt zu versertigen; jedoch hängt dies von einem Beschlusse der Regierung ab, welche immer noch darauf warten läßt, als wäre sie geneigt, den Wettpreis Privatunternehmern zu überlassen.

Herr Rigaud hat den Plan zu einer dreistöckigen Wohnung gemacht, worin sich 16 bis 17 Zimmer befinden; das Eisenwerk daran würde ein Gewicht von 160,000 Etr. haben.

Mit einem einzigen Wagenzuge der Eisenbahn könnte das Gebäude von Brüssel nach Lüttich, Gent oder Antwerpen, für die Summe von 5 bis 600 Franken geschafft werden; zu Wasser würde der Transport viel wohlfeiler kommen. Auf die Art würde man einst manche freie, reiselustige Männer auf der Themse nach Neapel, Venedig oder Constantinopel sich einschiffen sehen, überall ihr Haus mit sich föhrend, wie sie jetzt ihren Wagen mitnehmen.

Um von der Heizung solcher Wohnungen eine Vorstellung zu geben, und besonders die erstaunlichen Ersparnisse zu zeigen, welche Herr Rigaud dabei verspricht, wollen wir bloß bemerken, daß die Wände hohl sind, und daß die erwärmte Luft, die durch einen einzigen Heizapparat in der Küche

Reisebriefe

von

A. Weill.

3.

Paris.

Ist es gut zu reisen oder nicht? fragte man einst Rousseau. — Darauf, versetzte er, kann ich nicht antworten, fragen Sie mich aber, ob es gut sei gereist zu haben, und ich antworte Ihnen kühn mit einem Ja. Ich möchte dasselbe von Deutschland sagen, wenn man von Paris dahin und von dort aus wieder zurück geht. Nicht alle Bemerkungen, die man macht, erfreuen das Herz; das Feuer, das leuchtet und erwärmt, brennt auch sehr oft. Hier sieht man die Vortheile Deutschlands, in Deutschland die Frankreichs, und namentlich der Stadt Paris. Aber gut ist es, wenn man von Zeit zu Zeit sich aus dem gewöhnlichen Schlendrian des materiellen und geistigen Lebens einer Nation herausreißt, um sich in einer anderen Sphäre zu bewegen. Der Geist gewöhnt sich nur zu leicht an die Denkungsart seiner anregenden Umgebung. Der Geist soll und muß reisen, eher noch als der Körper, sonst wird er zum Sklaven der Vorurtheile, zum Despoten seiner Umgebung, besonders so lange Bücher und Zeitungen nur existiren, um das, was man denkt, unter Phrasen zu verbergen. Ich weiß nicht, ob es gut ist in Deutschland zu leben, aber es ist gut darin gelebt zu haben, ich möchte noch hinzufügen, es ist gut, darin zu sterben.

Das Erste, was dem Reisenden aus Frankreich in Deutschland auffällt, ist das Langsamfahren der Posten. Schon im Elsaß fühlt man das. Man sieht gleich, daß man im Lande der Vorsicht ist, fast hätte ich gesagt der Vorsehung.

Das Zweite ist die Frische auf den Gesichtern der jungen Welt; besonders der Mädchen. Dagegen bemerkt man zugleich, daß die Frauen auffallend sich vernachlässigen. Es ist einem deutschen Weibe fast unmöglich sich als Mädchen auszugeben. In Frankreich ist man gewöhnt, alle Mädchen à priori mit Madame anzusprechen, und die Weiber werden umgekehrt wie Mädchen behandelt.

Bei den Männern in Deutschland fällt es auf, daß sie entweder gepuht oder nachlässig gekleidet gehen, in Frankreich ist man nie gepuht, aber immer elegant gekleidet.

In Deutschland sind die Klassen der Menschen, oder besser, die Menschen der Klassen, durchaus verschieden von einander. Daher das Steife, sogar auf der Straße. Der Mensch denkt immer an sein Amt und an seine Cravatte. In Frankreich gibt's keine Klassen, bloß Menschen oder Unmenschen; aber beisammen scheinen letztere sogar menschlich, da sie ihre Laster liebenswürdig zu machen suchen. Dies sind freilich oberflächliche Bemerkungen, Frauenbemerkungen, wenn Sie wollen, aber sie sind nichts desto weniger wahr. Eine jede Nation hält sich für die vollkommenste, der Deutsche aber hat einen andern Stolz, er hält sich für den Bescheidensten, und das ist oft der unerträglichste Stolz von Allen.

Die Sitten eines Landes sind bessere Gesetzbücher als alle Coden und Pandekten, und alle Vor- und Nachtheile entspringen ihnen. Es gibt in einem Staatsleben nichts Kleines und Geringsfügiges. Alles verkettet sich in Eins zusammen; der Strickstrumpf, die Toilette, die Küche, der Bettschemel, das Lied, das Buch, das Journal, bis zur That, alles hängt an einem Faden und trägt zum Ganzen bei.

Einigen anspruchlosen Bemerkungen, die ich flüchtig in mein Notizenbuch eingetragen, mögen Sie den Raum in Ihrem Blatte nicht versagen.

Baden-Baden krümmt sich wie eine Schlange zwischen Berg und Fels hin. Wiesbaden hingegen schläft an einem Hügel, wie ein unschuldiges Mädchen, das im Herzen eine heißsprudelnde Leidenschaft trägt. Baden-Baden ist ein Dorf, Wiesbaden eine Stadt. Ersteres Bad hat den ungeheuern Vortheil, daß die Gäste weder Frankfurter, noch Mainzer sind, die sich einander kennen und sich einander langweilen. In Baden-Baden ist freies Leben, lebendige Conversation, ein wirkliches Klein-Paris; in Wiesbaden ist alle Sonntag und Mittwoch Kirmeß. Lewald hat eine der reizendsten Wohnungen in Baden. Es würde der Europa nicht schaden, wenn er einmal seine Haushaltung selbst darin abgravidieren ließe.

Carlsruhe ist das langweiligste Städtchen zwischen Wald und Sand, das ich kenne. Wenn man am Schlosse ist, kömmt es einem vor, wie eine Commode, jede Straße eine Schublade drin. Wären die Straßen nicht so breit und die Stadt mehr auf die Schnur gebaut, dann wäre es hübsch. Wann werden unsere Baumeister einsehen, daß die Alten mehr verstanden haben als sie, und daß eine Stadt keine Caserne ist. Das kleinste alte Städtchen ist interessanter, schöner, als die neuen großen Städte. Breite Straßen für eine kleine Stadt ohne Menschen! das ist lächerlicher, als wenn ein Knabe Niesenhosen trägt.

Niklas Becker in Cöln, ist ein schlanker, eben nicht sehr reizender Deutscher, verschönert durch eine Brille und durch ein gutes Gemüth. Die Natur hat ihn zum Che- mann geschaffen, der Rhein machte einen Dichter aus ihm.

Zu Mainz lernte ich den liebenswürdigen Moriz aus Stuttgart kennen, der einzige deutsche Künstler, der auch ein Urtheil über Literatur hat. Daß Deutschland Künstler hat wie Moriz, die weit mehr als Schauspieler sind, tröstete mich mit seiner Zukunft. Moriz hat Stoff genug in sich für einen Diplomaten, und oben drein ist

er noch ein guter Patriot und hat Weltkenntniß. Ich habe eine glückliche Stunde mit ihm verbracht und die ganze Nacht darauf nicht geschlafen.

Eine Frage beschäftigte mich sehr, als ich den Rhein herabfuhr. Wie kommt es, daß die schönsten Städte grade auf dem linken Rheinufer liegen. Für einen Gelehrten gäbe das Stoff und Gelegenheit zu einem dicken Buche.

Es sind gerade drei Monate als ich Paris verließ; instinktmäßig trieb mich nach Deutschland. Andere mögen nach Italien, nach der Schweiz reisen. Ich suche weder Berge, noch schöne malerische Punkte, noch Alterthümer, Menschen suche ich, und in ihnen Geist, und im Geiste Bewegung; denn die Bewegung ist das Element des Geistes, ist seine Ruhe, so wie das Wiegen dem Kinde, so wie der Fisch nur in dem Heben und Schweben der Welle sich ergötzt und sich behaglich fühlt. Wo Menschen und Geist sind, da ist alles schön, ein Stück Holz, ein Galgen wird zum Tempel, zur Fahne der Menschheit, wenn ein Jesus daran stirbt. Der Mensch heiligt Alles; Gott wäre Gott nicht, hätte er nicht den Menschen erschaffen, damit er ihn lobe, mit ihm aber auch streite und kämpfe. Ja, es scheint vielmehr, als schuf er ihn nur, um mit ihm zu kämpfen, was so schön und so oft in der Bibel angedeutet ist.

Die politischen Diskussionen über Frankreich, haben in Deutschland einen unsichern Boden, wahrscheinlich wegen der phrasenhaften Correspondenzartikel, womit die deutschen Journale von hier aus, fast von lauter Handlangern, angefüllt sind, man sieht weder die Lage Frankreichs, noch die soziale Bewegung darin mit rechten Augen, und hält die Debats für ein Orakel. Ich habe es oft schon gesagt, daß die wahren Interessen Frankreichs gar kein Organ haben, weil die großen Journale alle egoistischen Zwecken dienen.

Man machte Deutschland bisher den Vorwurf, daß es unpraktisch und träumerisch sei. Wie fand ich es verändert. Mir wurde vor lauter Praxis und Industrie schwindelig. Ich gehöre zu den Poeten, über die sich List mit schneidender Ironie lustig macht. Aber nachdem ich drei Monate dort war, wurde ich ein ganz anderer Mensch. — Ich sprach von nichts als von Baumwolle, vom Zollverein, von der Landwehr, von einer deutschen Flotte, von den Eisenbahnaktien, von Holland, weg war die Poesie, verschwunden die Literatur, verdammt die Kunst, verstoßen die Musik, vergessen die schönen Mädchen am Rhein, ich war ganz Baumwolle. Wie schmeckte Ihnen die Küche in Frankfurt? fragte mich Einer. Ach, versetzte ich, fürchten Sie nichts, die Deutschen werden den Franzosen nicht die geringste Conzession machen, um das Schlachtvieh einzuführen. Die Consumation des Fleisches ist enorm seit der Rhein-Schleppschiff-Dampffahrt — ich sprach dies ganz richtig aus.

In Elberfeld, die schönste Stadt, die ich auf meiner Reise gesehen, sagte mir ein Bibelverkäufer, den ich barsch abwies: Mensch, wenn Du Dich erzürnen willst, warte noch eine halbe Stunde! Ein herrlicher Spruch; ich werde diesen Spruch in Zukunft so anwenden: Mensch, willst Du langweilige Notizen schreiben, warte noch eine halbe Stunde!

T a g e b u c h.

England und Frankreich; Wasser und Feuer.

Die Zeichen des Himmels sind wunderbar. Das zähe, feuchte England sucht er mit Feuer heim, das allzuflammbare Frankreich mit Wasser. In dem Augenblicke, wo in England der Tower abbrennt, werden in Frankreich die Thäler von Arles durch die Rhone überschwemmt. Welche Verwüstungen haben seit einigen Jahren hier die Fluthen verübt, welche Zerstörungen verübten dagegen dort Brand und Flamme. In kurzer Zeit brannten nacheinander die Londoner Börse ab, das Parlamentshaus, zwei Schiffe im Hafen von Plymouth und in diesem Augenblicke das unschätzbare Waffenarsenal!

Literarischer Scandal.

Der „Presse,“ dem namentlich durch seine Feuilletons berühmt gewordenen Journale, ist ein eigenthümliches Unglück widerfahren. Durch mehre Nummern brachte es das Bruchstück eines neuen Romans, unter dem Titel „La val funeste.“ Dieses Bruchstück machte Aufsehen; die belgischen Blätter waren mit rüstigen Händen gleich dahinter her, es zu übersehen, und wahrscheinlich hatten auch einige deutsche Uebersetzer ihre Federn schon gespitzt, da plötzlich geschieht das Unglück. Der „National,“ der alte Feind der „Presse,“ zeigt an, dieses spektakelmachende Val funeste sei nichts, als eine unverächtliche Plagiarie, und Wort für Wort aus einem Romane abgeschrieben, der bereits vor zwanzig Jahren erschienen ist. Wirklich bricht die Presse, zum Erschrecken der belgischen Nachdrucker und der deutschen Uebersetzer, alle Fortsetzung des unglücklichen Thales ab und führt dagegen folgende Erklärung ihren Lesern vor. „Der Herr Graf von Courchamp, der in gewissen Kreisen eine nicht unbedeutende Reputation genießt, und auch durch den Erfolg seiner Erinnerungen der Marquise von Erecy dieß ziemlich gerechtfertigt hat, sandte uns vor einigen Monaten das erwähnte Bruchstück zu. Auf die Denunciation des National stellten wir den Grafen zu Rede, und sein Lügner und Zugestehen nöthigt uns endlich folgende Erklärung ab: Das Werk, woraus die Episode des „Val funeste“ abgeschrieben wurde, ist in der That bereits vor zwanzig Jahren erschienen, jedoch, wie der National selbst gesteht, nur in einer Ausgabe von 100 Exemplaren. Es gehört die ganze Gelehrsamkeit dazu, welche der National besitzt — im Gebiete der Romanlectüre nämlich — um genau mit allen derlei Verhältnissen vertraut zu sein. Allein die Thatsache besteht nichtsdestoweniger zur Schande des Herrn Grafen Courchamp. Hier muß ein Beispiel gegeben werden, daß ein Schriftsteller keinen Mißbrauch

von seiner mehr oder minder gerechten Reputation machen, und das Zutrauen eines Journals ferner nicht mehr seinen bösen Streichen ausgesetzt werden darf. Die Ehre und Würde der ganzen Literatur sind dabei interessirt, daß ein solcher Scandal sich nicht erneuere. — Von heute an hat die „Presse“ jede Verbindung mit dem Verfasser der Erinnerungen der Marquise von Crecy gebrochen. Vor dem Tribunal wird der Herr Graf von Courchamp uns Rechenschaft ablegen von einem Betragen, welches jeden gewissenhaften Schriftsteller empören muß.“

Ein Kauf.

Es wurde vor einiger Zeit in Paris ein auf dem Mont de Piété verpfändeter Fünffrankenthaler versteigert und um die Summe von 4 Franken 70 Centimen losgeschlagen. Fügt man dazu 25 Centimen für die Kosten, zu 5 Procent gerechnet, so hätte der Steigerer 5 Centimen gewonnen. Er wird jedoch verlieren, wenn er die Taxationsgebühren, die aus dem Erlöse von allen, aus Silber gefertigten Gegenständen erhoben werden, sollte bezahlen müssen. Nun fragt es sich, wer war der Narr, der vor fünfzehn Monaten auf dem Reihause einen Fünffrankenthaler verpfändet hat, um dafür zwei Drittheile des Taxationswerthes, also 3 Franken, zu bekommen.

Dieses ist kein Puff, sondern es wird von dem officiellen Moniteur parisien, in seiner Nummer vom 31. October erzählt.

Daguerre und das Bild von Houwald.

Man erinnert sich noch an das blutrothe Trauerspiel von Houwald, wo die ganze Handlung sich darum dreht, daß ein Maler, das Bild eines Proscribirten mit geschickter Hand gemalt hat, und darum von der ganzen Familie mit glühender Rache verfolgt und endlich getödtet wird. Was würde nun erst das Schicksal Daguerres sein? Die französische Regierung hat nehmlich den Auftrag gegeben, daß von nun an jeder Dieb oder sonstiger Verbrecher, sobald er seine Strafe überstanden, daguerrotypirt wird, damit die Polizei sein Porträt besitzet, und im Fall einer wiederholten Verächtigung ihn leicht wiederfinden könne. Welche Ausbeute wäre dies für unsern Houwald gewesen!

Schöne Vorrede.

Eine neue hübsche Ausgabe von Jung-Stillings Werken ist bei Scheible in Stuttgart erschienen. Was soll man aber zu einer Vorrede (von Doctor J. N. Grollmann) sagen, die in folgendem Styl beginnt: „Liegt ohne Zweifel die einzig mögliche Rechtfertigung der Veröffentlichung einer schriftstellerischen Arbeit in der Nachweisung eines Zeitbedürfnisses, welches durch jene befriedigt wird, so hat diese neue Ausgabe der sämmtlichen Werke Stillings eine solche Rechtfertigung in hohem Grade für sich.“ Ein schöner Styl! — Es gehört so wenig Kunst dazu, die Herausgabe eines fertigen, längst bekannten Schriftstellers zu besorgen — ist die kleine Mühe, einige klare Einleitungsworte zu schreiben, so groß?

Druck und Verlag des deutschen Verlagscomptoirs in Weisheit.

Schauspiel und Schauspieler.

Zur

Charakteristik der Zeit.

Paris, zu Ende des Jahres 1841.

I.

Die Schattenseite.

Durchstreift man Paris nach den verschiedensten Richtungen, überall hört man sagen, die Macht des Königthums schwinde dahin! Die Könige der Geburt und des Schwerdtes, stehen hier kaum mehr in Achtung. Täglich schwinden die glänzendsten Herrscher in Politik, Kunst und Poesie dahin, wie die Eintagsfliegen. Auch die Götter, das heißt die Götter unseres alten Glaubens und unserer jungen Jahre, hören auf zu sein. Aber neue Könige sind erstanden, die mehr Anbetung und willigeren Gehorsam finden, als die früheren; andere Gottheiten haben unsern verlassenen Olymp bevölkert, und sie haben ihre frommen Seelen, ihre Tempel und Altäre gefunden. Und wohl gemerkt, die Könige, deren Herrschaft wir uns unterwerfen, zu einer Zeit, wo uns keine menschliche Größe mehr Achtung einflößt, sind die Könige der Schaubühne; wo die erhabensten und heiligsten Lehren keinen Glauben mehr finden, da finden ihn die Gottheiten der Coulissen.

Geht durch die Straßen von Paris, von Wien, von jeder großen Stadt der Christenheit, welcher Gegenstand fällt Euch am meisten auf und fesselt am gebieterischsten Eure Blicke? Es sind dies jene Anschlagzettel von allen Farben, wo in kolossalen Schriftzeichen die Namen des beliebten Sängers, der Modetänzerin, des begünstigten Komikers, verkündet werden. Man wird dringend eingeladen, der Gottheit seine Huldigung zu Füßen zu legen, die heute Abend in ihrem ganzen Glanze thronen wird. Steht Euch in einen jener großen Säle, von tausend Lichtern erleuchtet, wo die dramatische Kunst ihre Drakel ertönen läßt; eine zahlreiche und ausgewählte Versammlung entäußert sich auf einige Stunden ihrer Gedanken,

ihres Herzens, ihrer Sinne und Leidenschaften, kurz, ihres ganzen Seins, zu Gunsten eines Individuums, das in Wahrheit über dieses Reich herrscht, und dieses Volk nach Willkür unterjocht. Der Gott, der von seinem Himmel herabzusteigen geruht, braucht sich nur zu zeigen, und auf jedem seiner Schritte kommt Anbetung und Vergötterung ihm entgegen. Und ist das Fest geendet, und sind die Lichter ausgelöscht, folgt ihm, der so eben noch Halbgott war. Eine glänzende Karosse bringt ihn in üppige Gemächer, wo er stolz ausruht von seinen süßen Strapazen, und Beifall und Ruhm träumend, einschläft. Und damit an diesen, ganz lebensherrlichen Vorrechten nichts fehle, so bezahlt ihm eine fast fürstliche Civilliste reichlich alle ihm erwiesenen Ehrenbezeugungen.

Fragen wir uns aufrichtig, ob unter den begünstigsten Classen, auf den Höhepunkten der Gesellschaft irgend eine also verschönte und blühende Existenz anzutreffen ist, wie die des Theatermenschen. Umsonst sucht man auf der Stufenleiter der Hierarchie, umsonst in allen Ständen und Lebensverhältnissen, nirgends findet sich ein Beispiel von so viel Gedeihen, Gunst und Genuß. Nicht der General, nicht der Staatsmann, nicht der Rechtsgelehrte, nicht der Professor, nicht der Schriftsteller, nicht der Künstler, genießt ein Loos, das sich mit dem des Schauspielers und Sängers vergleichen läßt. Kein Lebensberuf bietet von Anfang an so glückliche Hoffnungen dar und läßt so wenig Wiederwärtigkeiten befürchten. Ist denn wirklich das Verdienst des Sängers erhabener als alle andern Verdienste? Ist wirklich der Nutzen einer Tänzerin größer, als die Dienste, welche die größten Bürger dem Staate je geleistet haben?

Berechnen wir ruhig, worin besteht im Reiche der Kunst die Geistes- that des Schauspielers und Sängers? Rechnet man einige dieser seltenen dramatischen Erscheinungen hinweg, die, wie Talma und die Malibran, sich in einem Sprunge den schöpferischen Genies gleichstellten, so muß man sich selbst gestehen, ihr Beruf ist ein untergeordneter. Sie übersetzen uns einen Gedanken, der ihnen nicht angehört. Sie machen die geheimnißvollen Schöpfungen des Genies unserm Geiste begreiflich und führen sie unsern Sinnen vor. Wohl! Aber dieser Beruf unterscheidet sie nur wenig von jenem, welcher versteht einen Gedanken aus einer unbekanntem in eine bekannte Sprache zu übertragen, aus einer dunkeln und stummen Form in eine concrete und lebendige. Sie sind ungefähr das, was der Colorist sein muß, der eine ihm gegebene Zeichnung mit Farben überzieht. Ihre Kunst ist nur eine secundäre. Ueber ihnen, weit über ihnen, stehen die ausgewählten Geister, die selbst ein originelles Werk erfinden. Von diesen unmittellbaren Erzeugern des Gedankens schreibt sich offenbar die erste Ursache unserer Nührung, die uranfängliche Entwicklung unserer Einsicht her. Und

doch wird die Belohnung nur für diejenigen aufgespart, die nur das geringere Verdienst aufweisen können. Man wirft den schwachen Knechten der Kunst Schätze zu, die ihre würdigsten Kinder nicht in ihren kühnsten Träumen für sich hoffen durften.

Ein obscurer Theatercoryphäe wendet bei seinen Belsazer'schen Gelagen Summen auf, die hinreichen würden auf ein Jahr für die bescheidene Haushaltung eines Beethoven, eines Schiller, eines Corneille, eines Mozart! Welcher abgeschmackte Widerspruch!

Die Extreme berühren sich. Ehemals die Parias der Gesellschaft, sind die Schauspieler jetzt ihre Auserwählten. Nicht zufrieden mit der ihnen zugestandenen Gleichheit der Lage und öffentlichen Achtung, verlangen sie Höheres, Außerordentliches. Eine Sängerin von einigem Rufe verachtet den Gehalt eines Ministers oder eines Marschalls von Frankreich, als unter ihrem Verdienste. Schauspieler dritten und vierten Ranges beziehen in Frankreich die Gehalte eines Präfekten, eines Staatsraths, eines Erzbischofs, und sind noch ungehalten darüber.

Ist der Schriftsteller, der für ein verdienstvolles Werk, das die Frucht zahlreicher Nachtwachen ist, eine Verdienstmedaille von 1000 Franken an Werth bekommt, ist der muthige Arzt, der die Stelle der Vorsehung in unsern Spitälern vertritt, der geschickte Beamte, der ein Rad in unserer Staatsmaschine bewegt, der tapfere und unterrichtete Offizier, der sich für einen Gehalt von jährlich 1800 Franken frohen Muthes tödten läßt, ein viel schlechteres Mitglied der Gesellschaft, als die erste Sängerin von Toulouse, oder der zärtliche Liebhaber in Dresden, oder der Intrigant von Stuttgart, die 10 — 15 — 20,000 Franken jährlich einnehmen, dafür, daß sie falsch singen und die Verse unserer größten Meister radbrechen.

Gehen wir der Quelle des Mißbrauchs nach! Ein Sänger, dem die Natur ein biegsames, helltönendes und umfangreiches Organ gegeben hat, lernt einige Zeit in der Schule lesen, worauf man ihn in einen Auschnittladen, in eine Buchdruckerei als Lehrling, oder, wenn es hoch kommt, einem Schulmeister als Gehülfe beigibt. Hier hat er Zeit den Tag über zu trällern, und die Gassenhauer und Trinklieder vom „Gold welches nur eine Chimäre ist“, und von dem „Trobador, der da folgt der Prinzessin Spur“ u. s. w., nach Belieben zu singen. Dabei agirt er mit der Elle, mit dem Winkelhacken, mit dem Bakel. Die Freunde bewundern ihn, sie behaupten er sei zum Theater geboren, und der Ruhm könne ihm nicht ausbleiben. Zwar er kennt keine Note, und er weiß nicht ob man den Ton in der Kehle, im Gaumen oder in der Nase ansetzt. Aber da drüben in dem kleinen Häuschen wohnt ein armer Geiger. Ein Chorist aus dem Theater leiht ihm die Rolle des Fra Diavolo. Der Geiger spielt vor, der

Novize singt nach, und in vier Wochen weiß er die Melodie auswendig. Bald darauf, ohne sonstige Vorstudien gemacht, ohne die nöthige Bildung sich erworben zu haben, ohne Kosten, und fast ohne Mühe, in einem Alter, wo Andere sich noch mit der Aneignung gründlicher, aber unfruchtbarer Kenntnisse abmühen, ist er schon angestellt. Er betritt die Laufbahn, deren Umfang er schon im Voraus ausgemessen hat. Muthig kömmt er hinter den Coulissen hervor. Ein hübscher Junge, wie er ist, weht ihm ein günstiger Wind sogleich entgegen, und Dank seiner einigermaßen wohlklingenden, jedoch oft genug heisern Stimme, kann er von nun an freudig jeden neuen Morgen begrüßen. Er arbeitet wenig, lernt im Schlendrian einige Rollen, und schafft sich sorglos in Freude und Müßiggang eine glänzende Stellung. Seine vollständige Unwissenheit findet man naiv, seine Mittelmäßigkeit gereicht ihm zum Glücke.

Damit vergleiche man das, was sich anderswo auf den Höhepunkten der Wissenschaft, des Gedankens, der Kunst und des Nachdenkens ereignet. Da ist der Horizont nicht so hell, der Himmel nicht so gestirnt. Der junge Gelehrte, nach zehnfach bestandener Prüfung, nachdem er mit Mühe und Arbeit die Universität verlassen, kann meist nur eine niedere Stellung erreichen, einen bescheidenen Posten, wo seine Theorie sehr in die Enge gedrückt wird. Der Dichter, dessen Phantasie die Welt erfasst, und der in wenigen Zeilen die Schätze beider Welten hinstellt, findet kaum sein tägliches Brod. Der Maler, der fünf Jahre lang in dem ewigen Rom alle alten Meisterwerke studiert hat, muß schmachlich seine Zeit mit bestellten Philisterporträten dahinbringen, sonst kann er nicht leben, oder er ist gar gezwungen, sein Talent in Bignetten und in der Lithographie zu vergeuden. So geht es auch dem Musiker und Componisten, und während Literatur und Kunst auf hartem Lager kränkelt und dahinstirbt aus Mangel an Aufmunterung, schwelgt und prastet der Held des Entrecht und der Koulade.

Man hat zur Erklärung, wo nicht zur Entschuldigung aller dieser Ungereimtheiten angeführt, daß dramatische Talente außerordentlich selten seien, und daß man nothwendig die Anforderung solch spärlich gesäeter Verdienste, deren Preis keine Concurrnz drückt, befriedigen müsse. Das ist nicht wahr, und blos von den jetzigen Inhabern der ersten Stellen ausgesprengt, die ihren Anhängern, Freunden und besoldeten Correspondenten dieses einblasen, um den Besitzstand zu erhalten, dessen Verlust sie über alles fürchten. Man verlasse die Hauptstädte und durchsuche die Provinzen, namentlich die in Deutschland, und man wird auf jedem Schritte ausgezeichneten Stimmen begegnen, vom hellsten Metall und vom größten Umfange. In diesen glücklichen Gegenden sind die Kristalltöne des Soprans ein natürliches Erzeugniß des Bodens, da sprossen sie wie Getreide und Wein.

Man braucht bloß einige Zeit dort gelebt zu haben, und man wird oft an Sommerabenden, bei klarem Mondschein, zahlreiche Gruppen von Land- leuten vernehmen, die die Lust mit tönendem Gesang und harmonischen Accorden erfüllen. Da finden sich vollständig ausgebildete Stimmittel, eingelebte Chöre, die man ohne Weiteres auf der Bühne benutzen könnte.

Mancher Handwerksmann wartet nur auf einen Theaterintendanten, der ihn engagirt, und man kann zwar keinen geistvollen Schriftsteller, wohl aber einen Schauspieler, und besonders einen einigermaßen verdienstvollen Sänger heranziehen. Gäbe man sich nur Mühe, und suchte man den Eifer der Gesangschulen zu beleben, so würde jeder Theaterfürst eine Reihe von Präsumtiverben hinter sich sehen.

Man sollte glauben, die Theaterenthusiasten würden auch die Folgen ihrer Thorheit selbst tragen müssen. Aber dem ist nicht so. Die meisten großen Theater werden nur durch außerordentliche Unterstützungen von Seiten des Staates, des Hofes, der Stände, vor dem Ruin bewahrt, und diese Unterstützungen werden nicht etwa verwendet um die Künste aufzumuntern, das heißt die ausgezeichneten Schriftsteller und Componisten, nicht um den Glanz der Vorstellung zu erhöhen, nicht für reiche Scenerie, nicht für Bequemlichkeit und Eleganz des Saales, nicht für Anstellung eines zahlreichen Personals, sondern einzig um den fünf oder sechs Theaterpa- scha's ein fettes Einkommen zu gewähren.*)

Es möchte noch hingehen, wenn man sich darauf beschränkte, das Geld der Steuerpflichtigen den Schauspielern nachzuwerfen, das ist nur eine wenig verderbliche Laune, und man könnte ja, streng genommen, unsern Theaterfürsten das königliche Vorrecht, Münze zu schlagen, überlassen. Aber dabei bleibt man nicht stehen. Es war uns vorbehalten, zu Gunsten des theatralischen Verdienstes alle Grenzen der Ehrfurcht und der Vergötte- rung zu überschreiten. Die saden Madrigale haben aufgehört, sie sind veraltet. Jetzt sind dithyrambische Hymnen an der Tagesordnung, man wirft Kronen, Kränze auf die Bühne, Bivats und das Geschrei enthusia-

*) Man sollte es kaum glauben, was unlängst eine deutsche Zeitschrift publicirte. In Wien, an dem ersten Theater Deutschlands, an einer Anstalt, die vom Staate 75000 Silbergulden zur Unterstützung erhält, wo ein Heldenspieler, dessen ganzes Verdienst eine heißblütige Natur ist, den Gehalt eines kaiserlichen Staatsraths bezieht, dort erhält der Dichter einer fünftägigen Tragödie, die die den Abend füllen muß, 400 fl. als Belohnung, d. h. als vollständigen Kauf- preis. Und in Berlin nur 200 Thaler! An den Hoftheatern in Württemberg, Baden, Weimar ic. nur 50 fl.!! Dafür gehört das Stück für ewige Zeiten der Intendanz, und wenn es auch hundertmal zur Aufführung käme. Und nun erst der Componist!

frischen Entzückens ertönen. Manchmal endet der Jubel mit Bombenschlägen, Freudenfeuern und Kunstfeuerwerken. Für einen Driller, einen Fiftelton, eine Kopfbewegung, erhebt sich der Wahnsinn in seinen siebenten Himmel. Sänger, und besonders Tänzerinnen, sind Fetische geworden, vor denen man die Knie beugt, man schlägt sich verzweifelt wider die Stirn, und bekennt, daß man einem so ausgezeichneten Wesen gegenüber nur ein Wurm ist. Geistvolle Schriftsteller verschwenden ihr Talent von Woche zu Woche, in Phrasen unwürdiger Begeisterung, um einer Eitelkeit zu fröhnen, die sie dennoch nicht sättigen können. Bald gibt es keine Ehre und keinen Triumph, der glänzend genug wäre einen Entrecht zu bezahlen.

Der Götzendienst beschränkt sich nicht auf den Umfang des Schauspielhauses. Auch außerhalb des Tempels streut man dem Gotte Weihrauch. Der Eifer der Gläubigen macht sich da erst recht Luft. Ich weiß nicht, wer der galante Autocrat war, der einer durchlauchtigen Sängerin einen Ehrendegen geschenkt hat. Welch Gefühl mußte bei dieser Nachricht manchen zurückgesetzten wackeren General befallen, wenn er sah, daß man militärische Ehrenbezeugungen also verschwendete.

Vor Kurzem las man in amerikanischen Blättern die Beschreibung der zu Ehren der Demoiselle Eisler veranstalteten Festlichkeiten. Wir konnten daraus lernen, daß wir Europäer in der Tollheit noch übertroffen werden können, und daß die Lächerlichkeit keine Grenzen hat. Eine Tänzerin wird im Triumph, und unter Beifallsgeschrei der Menge, durch die Stadt gefahren, es ertönt Freudenmusik, nur durch Kanonensalven unterbrochen, es wird ihr zu Ehren ein Schiff bereit gehalten, das mit den Nationalfarben geschmückt ist, und so geht sie weg, von den Civil- und Militärbehörden begleitet. Wahrlich, ein solches galantes Schauspiel hat der Welt noch gefehlt, und ein sittenstrenges Volk hat es gegeben. Diese Puritaner haben den Gottesdienst der Pirouette bei sich eingeführt, und von ihrer eifrigen Stumpfheit erwachend, fangen sie Feuer für die Reize einer Bajadere. Profaische Philister, zusammengereicht wie die Ziffern eines Additionsexempels, positiv wie die Steinkohle und die Baumwolle, womit sie handeln, sitzen auf dem Dreifuß heidnischer Verzückerung. Sie wollen in ihrem Paroxismus ein Kriegsschiff ausrüsten, um den Gegenstand ihrer Verehrung nach Europa zurückzubringen, weil ein einfaches Paquetboot solch einer glorreichen Sendung unwürdig sei. In der That, sprechen wir es aus, es liegt darin mehr als unschuldige Verkehrtheit, als eine erlaubte Lächerlichkeit, es liegt darin eine empörende Vergessenheit der Menschenwürde, ein Zeichen tief gewurzelter moralischen Verderbens, das vielleicht unheilbar ist.

Eine junge Schauspielerin, deren Talent eher geeignet ist, ruhige überlegte Bewunderung als blindes Entzücken zu erregen, ist diesem fast ende-

mischen Wahnsinn nicht entgangen. In einer Provinzialstadt haben vor Kurzem ihre Bewunderer sich als Postillone verkleidet, und ihr die Pferde ausgespannt. Wenn nun ein Mann von gesundem Verstande diesen ihm unerklärlichen Aufzug gesehen, und gefragt hätte, welchen großen Bürger man da ehren wolle, welchen Vater des Vaterlandes man auf das Capitol bringe, so würde die Antwort lauten:

„Nichts von alle dem! Es ist dieß ein junges Mädchen von zwanzig Jahren, die mit Recht bewundert wird, wegen der Art, wie sie die Verse Racine's und Corneille's hersagt, und deren edle Einfachheit man durch Ehrenbezeugungen, die ebenso übertrieben als lächerlich sind, zu Grunde richten will.“

Wie soll da ein einigermaßen eitler Schauspieler die Gefahr, sich zu überschätzen vermeiden? Heute muß nicht mehr der Schauspieler dem Dichter, sondern dieser Jenem schmeicheln. Meyerbeer antichambriert bei Duprez, Hugo und Delavigne klopfen bescheidenlich an der Thüre der Herren von der Rue Richelieu, Grillparzer bekomplimentirt Herrn Löwe, Guckow macht Mad. Haizinger seine Aufwartung, mittelmäßige Sänger grüßen aus ihrem Tilbury mit Gönnermiene den genialen Componisten, der zu Fuße geht. Ein italienischer Sänger, der nicht mehr wußte, wohinaus mit seiner Eitelkeit, verlangte den Orden der Ehrenlegion, und wenig fehlte, so hätte Herr Rubini ihn wirklich bekommen. Das Alles ist ernster und richtiger, als man glaubt. Kein Mißbrauch steht allein, er reicht die Hand dem andern und sie verbreiten sich wie electrische Schläge. Das Uebel liegt nicht in den scandälösen Gehalten, in einigen empörenden Ungerechtigkeiten und frevelhaftem Götzendienste, sondern darin, daß die Trivolität einmal auf dem Throne sitzt. Das goldene Zeitalter der Sänger und Tänzerinnen hat die Literatur der Boulevardtheater hervorgebracht, und mit ihr die Legion der Baudeville- und Melodramenfabrikanten, deren unzüchtige Produkte selbst das keusche deutsche Land erobern. Bei so bewandten Dingen muß der Genius zurückstehen, das Talent wird vergeudet, die Oper wird zur Ariette, die Tragödie zum Melodrama, das Lustspiel zur Posse, die Malerei zur Bignette, die Symphonie zum Variationengeklimper. Seit 10 Jahren ist von Seiten der französischen Academie ein Preis ausgesetzt für das beste Drama oder Lustspiel in 5 Acten und in Versen. Aber die Candidaten lassen auf sich warten. Wie sollte es auch anders sein? Wird es der Berliner Preisauschreibung etwa besser ergehen? Wie soll die Kunst gedeihen, wo bloß das Handwerk belohnt wird. Wie will man einem edlen jungen Manne zumuthen, sich aufzureiben an einem genialen Werk voll Poesie und tiefer Gedanken, wo das Resultat in Händen eines Schauspielers liegt, der unbestraft sein Werk vernichten kann, sobald es seinem Naturell sich nicht

anschmiegt? Während er seine Nächte verwendet, um einen neuen „Cid“, „Wallenstein“ oder „Misantrop“ zu schaffen, machen Herr Nestroy und drei Duzend pariser Vaudevillisten ihr Glück.

Es fehlt wenig und wir stehen wieder da, wo Rom in seinen verderbtesten Zeiten war, wo der Cultus der Sinnlichkeit über alles Maas und alle Grenzen der Schaam hinausgegangen.

Wir werden am Ende mit unserer Bewunderung bis auf die Helden des Circus herabkommen, und wahrlich mancher dieser starkmuskeltigen männlichkräftigen Pferdehändler verdient menschlicher unsere Theilnahme als die dünnbeinigen Convulsionen einer tanzenden Phryne. *)

Y—.

*) Wir haben dem Verfasser dieses Aufsatzes sein volles Recht widerfahren lassen, indem wir seine Strafpredigt ungeschmälert hier wiedergeben. Indes glauben wir bei dieser Gelegenheit auf die Worte Schillers hinweisen zu müssen:

— schnell und spurlos geht des Mimen Kunst,
Die wunderbare, an dem Sinn vorüber,
Wenn das Gebild des Meißels, der Gesang
Des Dichters, nach Jahrtausenden noch leben.
Hier stirbt der Zauber mit dem Künstler ab,
Und, wie der Klang verhallt in dem Ohr,
Berrauscht des Augenblicks geschwinde Schöpfung,
Und ihren Ruhm bewahrt kein dauernd Werk.
Schwer ist die Kunst, vergänglich ist ihr Preis;
Dem Mimen flieht die Nachwelt keine Kränze!
Drum muß er zeigen mit der Gegenwart,
Den Augenblick, der sein ist, ganz erfüllen,
Muß seiner Mitwelt mächtig sich versichern
Und im Gefühl der Würdigsten und Besten
Ein lebend Denkmal sich erbaun — So nimmt er
Sich seines Namens Ewigkeit voraus. — — —

Anmerk. d. Red.

Lacordaire.

„Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollt' uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr;
Es soll uns doch gelingen.“

— 46. Psalm. —

Oft schon und vielfach ist die Frage aufgeworfen worden, ob es auch wahr sei, daß der Mangel an religiösem Sinn, an welchem unsere Zeit, nach der Behauptung unserer Glaubenseiferer, leidet, wirklich darin seinen Grund habe, daß die Lehren der Religion im Widerspruche stehen mit den Ideen und geistigen Bestrebungen, welche unsere Zeit hervorgerufen. Wahre Kenner des menschlichen Herzens haben mit einem vielstimmigen Nein diese Frage beantwortet, und um die That dem Worte anzuschmiegen, sieht man von allen Seiten die manigfachsten Bemühungen das Wesentliche vom Unwesentlichen zu trennen, und es dem Geiste der Neuzeit anzupassen, fest überzeugt, daß nur die äußere Form und die althergebrachte Auffassungsweise der modernen Richtung widerstrebe. Gerade weil jenes Wesentliche ein ewig Wahres und Unvergängliches, ist seine Wirksamkeit nicht an eine bestimmte Form gebunden; sein ewiger, alles überlebender Geist kann in dem Körper einer jeden Zeit wohnen. Und seien wir auch gegen unsere Gegenwart nicht gar zu ungerecht. Kann die mittelalterliche Lehre in ihrer Naivität und Unbefangenheit in der steifen Form, wie sie noch in den meisten Predigten entgegentritt, auf die zum Theil abgespannten, zum Theil allzu aufgeregten Gemüther unserer Epoche jenen Eindruck machen, den sie früher hervorbrachte?

Die deutschen Protestanten haben einige Männer gefunden, die nach dem obenerwähnten Sinne wirkten, und die innern Beziehungen zwischen Glaube und Welt zu entwickeln strebten, namentlich Schleiermacher, Tholuk u. Katholischerseits sind Görres und der wiener Domkirchprediger Weit zwei Männer, die in Schrift und Wort bedeutende und große Wirkungen auf ihre Kreise geübt und noch üben. Doch haben die Einflüsse aller dieser Männer nicht die augenblicklichen Erfolge, welche der Abbé Lacordaire auf seine Kreise in Frankreich übt. Wenn gleich vom wissenschaftlichen Standpunkte sein Wirken viel oberflächlicher erscheint, so ist es dagegen prakti-

scher, unmittelbarer und eindringlicher. In Paris, wo jede geistige und materielle That im Zusammenhange mit den socialen Verhältnissen stehen muß, hat auch das Christenthum sich herablassen müssen, den gesellschaftlichen Gebräuchen sich anzuschmiegen, und der Abbé Lacordaire hat die Schwächen dieser Gebräuche so durchschaut, daß sie ihm als Gängelband dienen, woran er die Menge leitet. Die Zeit des Classizismus ist vorüber und die Bossuets, Bourdalous würden die Kirchen ebenso leer lassen, wie Racine und Corneille die Schauspielhäuser. Der Dominikaner Lacordaire weiß dieß sehr wohl; er hat deshalb der modernen Literatur ihre Schlagworte und Farbeneffekte abgelernt und man könnte ihn den Apostel der romantischen Schule in der Kanzelberedsamkeit nennen. Von seinem Berufe begeistert, und innig von dem Worte überzeugt, welches er lehrt, scheut dieser Mann keine der raffinirten Lockmittel, welche die heutige Gesellschaft in Bewegung setzen. Alle Effekte sind ihm willkommen, aller theatralischer Pomp der Deklamation, der Erscheinung. Er begnügt sich nicht mit dem einen oder andern Orte, sondern wie ein Schauspieler reist er von Stadt zu Stadt, um Gastdarstellungen zu geben, Tagelang vorher läßt er sich in den Journalen ankündigen, und in großen Lettern findet man die Annonce: Pater Lacordaire werde an diesem oder jenem Tage in dieser oder jener Kirche, und zwar „in seinem Costüme als Dominikaner“ predigen u. s. w.; da strömt denn freilich die Crème der pariser Fashion durch die Kirchthüren, denn Kirche oder Schauspiel! sie will ja nur sehen und gesehen werden, sie sucht ja nur ein Mittel um ihre erstarrte Salonsunterhaltung anzufrischen, ein Stichwort der Gesellschaft, und ihr ist es gleich, ob es eine schauspielerische Jüdin oder ein predigender Mönch ist — wenn nur die Mode sie zum Stichwort nimmt. Aber Lacordaire weiß diese eitle, leichtsinnige Masse zu fassen und einmal in seiner Nähe, einmal in dem weiten kirchlichen Raume, den seine Stimme beherrscht, weiß er sie festzuhalten und mit demselben Geiste, mit dem er sie angezogen, weiß er sie auch zu bannen.

Die Anregung über diesen merkwürdigen Priester zu sprechen, giebt uns eine von ihm verfaßte Denkschrift über die religiösen Orden, von der so eben die zweite Auflage erscheint. Wir glauben unsere Leser zu verpflichten, indem wir ihnen einige charakteristische Bruchstücke aus derselben vorführen.

Der Abbé Lacordaire ist ohnstreitig eines jener großen socialen Talente, an welchen Frankreich von jeher gesegnet war, und mittelst derer die französischen Ideen, Sitten und Worte ein solches Uebergewicht in Europa erhielten. Wenn die deutsche Wissenschaft immer die Dinge an sich von ihrem absoluten Standpunkte aus betrachtet, so hat die französische im-

mer das Relative, die gesellschaftliche Anwendung im Auge. Das Bruchstück über die religiösen Orden, welches wir hier mittheilen, spricht einer von der Gesellschaft aufgegebenen Sache das Wort, aber die socialen Ideen die darin ausgesprochen sind, sind darum nicht minder wahr und interessant, sie bilden einen Nebenzweig jener revolutionären Speculationen der Fourrieristen und Communisten, denn Lacordaire, der Priester, ist wie Lammenais ein politischer Heißsporn, aufstachelnd und umwälzungsdurstig:

„Fast alle europäische Gewalten, Könige und Zeitungsschreiber, Absolutisten und Liberale, stehen in Reih und Glied gegen jede freiwillige Selbstaufopferung und noch niemals hat man so viel Furcht gehabt, vor einem Manne, der barfuß und mit einem groben leinenen Sacke einhergeht, wie jetzt. Wären die geistlichen Orden wie ehemals Besitzer großer Güter, die sie unter dem Schutze der Gesetze erhielten und vermehrten, wären ihre Gelübde nach wie vor von der Staatsgewalt anerkannt, so könnte man jenes Zetergeschrei begreifen; bei dem jetzigen Stand der Dinge aber wird es Niemand verstehen.“

„Das Unerklärliche liegt für Viele darin, daß Männer, müde der materiellen Leidenschaften und Eitelkeiten, und für Gott und die Menschen von einer Liebe erfüllt, die sie sich selbst vergessen macht, sich in einem Hause vereinigen und da ohne irgend ein Vorrecht zu genießen, und ohne durch ein vom Staate anerkanntes Gelübde gebunden zu sein, mit 500 Franken jährlich leben, und mit einem Dienste sich beschäftigen, den die Welt nicht immer begreift, der aber auf jeden Fall Niemanden wehe thut. Für diejenigen, welche erzogen sind am Busen der Welt, liegt in einem solchen Entschlusse etwas Unerklärliches. Man stellt uns frei nach Aemtern und Ehrenstellen zu trachten, auf das Schicksal der Welt Einfluß zu üben durch Besprechung der wichtigsten Zeitfragen; alles dies gesteht sie uns zu; bitten wir aber um Erlaubniß, da wir von den göttlichen Elementen durchdrungen sind, die auch diese Zeit bewegen, den Eingebungen unseres Glaubens zu folgen, Nichts zu begehren, in Armuth mit einigen gleichgesinnten Freunden zu leben, — da fühlen wir uns überall gehemmt, verhöhnt und geächtet!“

„Trotzdem verzweifeln wir nicht, im Vertrauen auf Gott, der uns berufen hat und auf unser Vaterland.“

„Denn die geistlichen Orden haben in Frankreichs Boden feste Wurzeln. Trotz aller Hindernisse sind deren immer neue entstanden. Vom Staate bloß einfach geduldet, haben sie von gemeinsamer Arbeit im Dienste der Barmherzigkeit und Liebe gelebt, und hat man sie auch von außen her angegriffen, so hat doch seit 40 Jahren keine Unbill ihren Pforten sich genahet, wie auch niemals ein Skandal ihre Schwelle überschritten hat. Solche außerordentliche Stätigkeit auf so veränderlichem Boden muß ihre Gründe haben.

Worin liegen sie? Kein Zwang, keine Verführung kann bei unsern gesellschaftlichen Verhältnissen so viele Personen bewogen haben, das gemeinsame dem individuellen Leben vorzuziehen. Es ist dieß eine Handlung, deren wesentlicher Charakter die freie Wahl ist und der Umstand, daß so viele Personen beiderlei Geschlechts ohne Furcht und Bedauern diese Lebensart wählen, beweist, daß sie der Beruf vieler ist. Gewiß, es giebt manche noch stärkere Neigung, als die welche durch die Eingebungen der Selbstsucht hervorgerufen sind. Warum hemmt man die Befriedigung dieser Neigungen, da sie doch Niemanden schaden? Was schaden der Welt jene arme Mädchen, die ihre Jugend und ihre alte Tage vor Gefahren schützen wollen und jene fleißigen Einsiedler, die bloß die Erlaubniß begehren, im Schweisse ihrer Arbeit leben zu dürfen, oder jene barmherzigen Brüder und Schwestern oder die Priester, die ihr Leben der Verbreitung des Christenthums unter barbarische Völker widmen oder das Evangelium in Vaterlande zu predigen oder die ihnen von den Eltern anvertraute Jugend zu erziehen? Gehört das Zusammenleben mit Gleichgesinnten nicht auch zu den Menschenrechten, für die man seit fünfzig Jahren zu kämpfen glaubt? Warum soll ein armes Mädchen, das nicht heirathen und keinen Freund auf Erden finden kann, nicht ihre 1000 Thaler einer Familie geben dürfen, wo sie als Tochter und Schwester aufgenommen wird, wo sie Nahrung, Wohnung und Trost findet, und wo man ihr zu ihrer größten Sicherheit die Liebe zu dem Gotte einflößt, der ganz die Wahrheit ist? Mögen also die Leute der Welt, die niemals die Leiden derselben gefühlt haben, andern ein Asyl nicht nehmen, das für unverlegbar gelten würde, wenn es dazu diene, eine Laune der Sinnlichkeit zu befriedigen.

— Seit vierzig Jahren trugen die religiösen Verbrüderungen in Frankreich einen so reinen und vollkommenen Charakter an sich, daß eine große Undankbarkeit dazu gehört, um ihnen die Fehler einer dahingeschwundenen Zeit nachzutragen. Frankreichs Ruhm in den letzten vierzig Jahren besteht darin, daß es Dinge wieder neu erschaffen hat, die niemals wieder untergehen sollen. Man sage also nicht: Frankreich sei zu Grunde gerichtet, weil alles wieder ersteht, was es zerstört hat. Im Gegentheil, es siegt, weil die Keime noch da sind, deren Vernichtung nur eine unfruchtbare Einöde aus seinem Boden gemacht haben würde, und weil diese Keime sich nach anderen Verhältnissen frisch und neu entwickeln. Wer Keime vernichten will, der säet den Tod, seine Arbeit ist eitel, weil Gott, der dem Menschen die einzelnen Gegenstände überliefert hat, ihm keine Macht über deren Urquell verleiht. Die Natur spottet jener Projectenmacher, die da glauben, Wesenheiten zu ändern, und durch ein Gesetz die Eiche oder das Mönchthum vernichten zu können. Die Eiche und das Mönchthum dauern ewig.

„Nach der jetzigen Verfassung der Verbrüderungen enthalten dieselben drei Elemente: ein materielles Element, ein geistiges Element und ein Element des Handelns. Ich verstehe unter dem materiellen Elemente den äußeren Mechanismus des Lebens, das heißt die Regeln, die sich auf Wohnung, Kleidung, Nahrung, das Aufstehen und Niederlegen, endlich alles, was auf das Verhalten des Leibes sich bezieht. Das geistige Element besteht in den drei Gelübden, der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams. Daraus fließen alle Verhältnisse des Ordens zu Gott. Das Element des Handelns ist das Mittel, wodurch die religiöse Verbrüderung ihren Einfluß auf die Gesellschaft übt. Diese drei Elemente müssen in einem Lande, wo die dunkle Gewalt nicht das einzige Triebrad der Dinge ist, nothwendig vor jedem Angriffe geschützt sein.“

„In der That, um mit dem materiellen Elemente zu beginnen, worin besteht denn Recht und Freiheit, wenn es Bürgern nicht erlaubt sein sollte, ein gemeinschaftliches Haus zu bewohnen, zu derselben Stunde zu essen und daselbe Kleid zu tragen? Was soll aus dem Rechte des Eigenthums und dem der individuellen Freiheit werden, wenn man Bürger aus dem Hause soll jagen können, weil sie die Geschäfte des häuslichen Lebens zusammen verrichten? Andere Gesellschaften bieten lange keine so vollkommene Garantien dafür dar, daß sie die öffentliche Ordnung nicht stören und doch erlaubt sie das Gesetz, sowie sie die Anzahl von zwanzig Mitgliedern nicht überschreiten. Warum will man religiösen Verbrüderungen die Wohlthat dieser Verfügung, die nicht einmal eine sehr freisinnige ist, entziehen? Das gemeinsame Leben erfordert so viele Tugenden, daß ein Kloster, wo es ohne die Beihülfe der bürgerlichen Gesetze durch die bloße Kraft des Gewissens beobachtet wird, wahrhaft Bewunderung verdient. Man kann sogar weiter gehen und behaupten, daß eine solche Verbrüderung keine Gesellschaft mehr ist, sondern eine Familie, und daß ihr alle Rechte einer solchen zukommen.“

„Es ist wahr, daß das geistige Element, welchem die religiöse Verbrüderung ihr Dasein dankt, in einem Gelübde besteht. Wäre es blos eine Zustimmung, die von Tag zu Tag wiederholt werden müßte, so müßte man den Verstand verloren haben, um sich dem zu widersetzen. Aber ein Gelübde! ein unwiderruflicher Act! Die Tyrannei eines Augenblickes für die ganze Zukunft! Es ist dieß derselbe Einwand, den die Anhänger der Ehescheidung gegen die Unauflöslichkeit der Ehe erheben. Man liebt einen Tag und dieser Tag bindet uns auf ewig. Die natürliche, wie die religiöse Familie ist dem Gesetze der ewigen Dauer unterworfen, dem Gesetze, daß die Vergangenheit die Zukunft beherrschen muß, und dieser Einwand kann doch so furchtbar nicht sein, da ungeachtet desselben die Ehe seit Adams Zeiten unauflöslich geblieben ist.“

Zimmer trägt jedoch die Vergangenheit Verpflichtungen für die Zukunft in sich und kein Augenblick des Menschenlebens, der einmal vorbei ist, läßt sich zurückrufen. Wir verschmähen aus dieser Vergleichung der natürlichen mit der religiösen Familie irgend ein Vertheidigungsmittel für letztere zu ziehen; denn das Gelübde der Ehegatten steht unter dem Schutze des Code penal, während das Mönchsgelübde bloß unter dem des Gewissens steht, das heißt: die Unauflöslichkeit der Ehe wird durch äußere Gewalt, die des klösterlichen Bandes nur durch die Freiheit erhalten. Wird der Mönch des Klosterlebens satt, so kann er gehn. Was hält ihn zurück? Bloß sein Wille, das freiwillige Versprechen, das er jeden Tag wiederholt, seine standhafte Liebe zu Gott. Es ist wahr, sein Gelübde ist ein Gesetz, das ihn bindet, aber dies Gesetz hat er selbst gemacht, und er gehorcht ihm nur so lange, als er will. Selbst ein Gesetz machen und ihm freiwillig gehorchen — ist das nicht der höchste Ausdruck der Freiheit?“

„Wenn das Gelübde schon darum unverleglich ist, weil es ein seinem Ursprunge nach freier Act ist, so ist es noch geheiligter durch seine Wesenheit. Denn von diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist es eine innige Beziehung der Seele zu Gott, ein Act des Glaubens. Wem kann man es versagen, von freien Stücken in ein Verhältniß zu Gott zu treten? Das Gelübde ist, wie gesagt, ein Act des Glaubens, wobei die Seele glaubt, Gott etwas zu versprechen und daß Gott das Versprechen angenommen habe. Man nehme den Glauben hinweg, der doch immer widerrufen werden kann, und siehe da das Gelübde hört auch auf, den Menschen zu verpflichten. Ein Act der lauten würde: „Wir Endesunterzeichneten machen unsre Habe gemeinschaftlich, versprechen zusammen zu leben, so lange es uns gefällt und das Vermögen des Austretenden oder Sterbenden fällt denen zu, die in der Gemeinschaft bleiben und uns überleben,“ so wird Niemand gegen die Gültigkeit eines solchen Actes einen Einwand erheben. Aber wie das eine Wörtchen hinzukommt: „Wir verpflichten uns gegen Gott“ so soll der Vertrag gesetzwidrig sein, weil ein Gedanke an Gott dabei vorherrschend war! — — —“

„Das Gelübde verpflichtet den, der es leistet, zur Armuth, zur Keuschheit, zum Gehorsam; d. h. er soll, so viel an ihm liegt, auf Erden die heißesten Wünsche der edelsten, aufrichtigsten Menschenfreunde und die kühnsten Träume begeisterter Politiker verwirklichen! Was wünscht der Mensch, der seine Nebenmenschen liebt, anders, als daß alle seine Brüder durch ihre Arbeit ihr tägliches Brod verdienen, daß die Ehe ihnen nicht Elend und Schande für ihre Nachkommenschaft bringe und daß eine weise Regierung ihnen einen Frieden schaffe, den sie nicht mit Sclaverei zu bezahlen

brauchen? Was träumt der idealistischste Politiker lieber, als eine allgemeine Verbrüderung wodurch allen Menschen eine gleiche Erziehung, gleicher Glücksstand gesichert und die Bevölkerung im Gleichgewicht mit der Fruchtbarkeit des Erdbodens gehalten werde, wo die Gewalt durch Wahl dem Würdigsten verliehen und Gehorsam den Minderwürdigen durch ihre Ueberzeugung zur Pflicht wird? Diese Wünsche und Träume, das Mögliche wie das Unwahrscheinliche wird durch die religiöse Verbrüderung erfüllt.“

„Durch das Gelübde der Armuth werden alle diejenigen, die sich demselben unterwerfen einander gleich, ohne Unterschied der Geburt und vorangegangenen Verdienstes *). Die Zelle des Fürsten unterscheidet sich in Nichts von der des geringsten Viehhirten. Und diese Gleichheit ist nicht etwa auf die engen Mauern des Klosters beschränkt, sondern sie erstreckt sich über alle menschliche Beziehungen.“

„Durch das Opfer der Keuschheit macht er andern die Ehe möglich, indem er denjenigen mit seinem Beispiele vorangeht, denen ihre Mittellosigkeit diese lockende und lästige Verbindung unmöglich macht. Denn weder die Ehelosigkeit noch die Armuth sind eine Schöpfung des Mönchthums. Beide bestanden vor ihm, es hat sie nur zur Würde der Tugend erhoben. Der Soldat, der Diensthote, der dürstige Handwerker, die Mädchen ohne Aussteuer sind alle zum Eölibat verdammt. Und wie sonderbar, unsere Diensthoten schicken wir weg, wenn sie heirathen, und die Mönche verfolgen wir, weil sie nicht heirathen!“

„Was soll ich zu Gunsten des Gehorsamsgelübdes sagen? Glaubt nicht Jedermann, es sei dieß ein passiver Gehorsam? Doch möchte ich das Gegentheil behaupten und sagen, daß es in der ganzen Welt nur einen freien Gehorsam giebt, nämlich den der Klostergeistlichen. Niemand verkennet die Nothwendigkeit des Gehorsams, worin sich Jedermann befindet, mit Recht aber sucht man den Gehorsam vor dem Uebermaße der Erniedrigung und der Ungerechtigkeit zu behüten. Dazu giebt es zwei Mittel — die Wahl und das Gesetz. Der Zweck der Wahl ist, daß die Gewalt in den Händen des Würdigsten sein mag; der Zweck des Gesetzes ist, dem Inhaber der Gewalt Beschränkungen aufzulegen. Aber bei der Mangelhaftigkeit aller menschlichen Dinge ist die Wahl immer in den Händen der Minderzahl, so daß dieselbe die Mehrzahl unterdrücken kann und da hinwiederum das Ge-

*) Man sieht, wie der Herr Abbe seinen Gegenstand selbst mit den extremsten socialen Ansichten zu vereinen sucht.

gesetz nichts Anderes ist, als die Uebereinstimmung der Mehrzahl, so kann die Mehrzahl die Minderzahl unterdrücken.“

„Dies ist der unglückselige Cirkel, worin sich alle Staatsmänner bewegen, die kein anderes Gesetz kennen, als den menschlichen Willen, keine andere Wahl, als die Wahl der Menschen. Die Mehrzahl, des Rechtes der Wahl beraubt, verlangt unaufhörlich die Wahlreform u. Die Minderzahl, die in das Gesetz nicht eingewilligt hat, verlangt legislative Reformen; beide sagen, sie seien unterdrückt, beide unterwerfen sich der Gewalt, und darin liegt der passive Gehorsam, d. h. die unfreiwillige Unterwerfung unter einen Zustand der Dinge, den die Vernunft nicht billigt. Der Gehorsam ist nur dann ein activer, freiwilliger und ruhmvoller, wenn er auf einem Nachgeben und Ueberzeugtsein des freien Willens und der Intelligenz beruht, und dies kann nur bei einem Regimente der Fall sein, wo Wahl und Gesetz weder die Majorität noch die Minorität in Fesseln legen. Und dies ist bei den religiösen Verbrüderungen, so wie sie einmal constituirte sind, der Fall.“

„Alle Ordensgeistliche wählen direct ihren unmittelbaren, und indirect ihren mittelbaren Oberen und überdies betrachten sie die Wahl nicht als das Resultat ihres Willens, sondern als Eingebung des heiligen Geistes, der ihre Herzen geleitet hat. Und so herrscht denn der Gewählte über die Wähler, weil Gott und sie es zu gleicher Zeit gewollt haben.....“

„Wenn man von dem passiven Gehorsam der Klostergeistlichen spricht, so weiß man offenbar sich darüber nicht Rechenschaft zu geben. Will man damit sagen, sie gehorchten allen willkürlichen Launen ihres Oberen, so ist dies ein lächerlicher factischer Irrthum. Sie versprechen nur dem Oberen ihrer Wahl in allem dem zu gehorchen, was dem göttlichen Gesetze und den Statuten ihres Ordens gemäß ist. Will man damit sagen, sie gehorchten mit vollständiger Selbstentäußerung ihres Verstandes und ihres freien Willens, so ist es gerade dies, was ihre Unterwerfung von jedem Charakter der Passivität frei macht. In keiner Gesellschaft giebt es so feste Schranken gegen den Mißbrauch der Gewalt und so große Garantien zu Gunsten der Bürger.“

„Auch was das Element des Handelns betrifft, so sind die religiösen Verbrüderungen dem gemeinen Rechte unterworfen, wie jede andere Gesellschaft, und selbst noch mehr als diese, wenn es möglich sein sollte. So wie der Mann des Klosters dessen Schwelle überschritten hat, um in der Welt zu handeln, so begegnet er sogleich Gesetzen, wodurch die Handlungen, die Rechte und Pflichten Aller bestimmt sind.“

„Wer ohne Leidenschaft über diese drei Grundcharaktere der Mönchsorden nachdenkt, der wird einsehen, warum sie trotz so vieler äußeren Hin-

vernisse immer neu aus der Asche erstehen. Im Herbst 1838 fuhr ich auf dem Genfersee. Ein Genfer stieß seinen Nachbar mit dem Ellbogen und sagte, indem er mich vom Kopf bis zu den Zehen maß: „Diese Race er-
steht wieder aus ihrer Asche.“ Er wußte nicht, daß die Auferstehung das deutlichste Zeichen der Göttlichkeit ist, und daß Christus seinen Schülern dieses Zeichen als das höchste und letzte Zeichen der Wahrheit seiner Offenbarung gegeben hat. Nichts hat gelebt, was nicht in einem gewissen Grade wahr, natürlich und nützlich gewesen ist. Aber nichts lebt wieder auf, als was nothwendig ist, und in sich selbst die Bedingungen der Unsterblichkeit hat. Der Tod ist ein zu jäher Abgrund, als daß der wieder daraus erstiegen könnte, der nicht unsterblich ist. Und wir sind wieder erstanden, wir Mönche, Nonnen, Brüder und Schwestern jedes Namens. Wir bedecken wieder diesen Boden, aus dem wir vor 50 Jahren vertrieben worden sind, durch eine Zeit, die außerordentlich merkwürdig im Umstürzen war. Umsonst, wir sind wieder da, wie die Erndte, die ein durch den Pflug aufgerütteltes Land bedeckt, in welches der Wind Gottes seinen Samen geworfen hat. Wir sagen dieß ohne Stolz. Stolz ist nicht das Gefühl des Wanderers, der in sein Vaterland zurückkehrt und der an der Thüre klopfet um Einlaß zu begehren. Wir sind wiedergekommen, weil wir nicht anders konnten, wir sind unschuldig an unserer Unsterblichkeit, wie die Eichel am Fuße des abgestorbenen Baumes unschuldig ist an der Kraft, wodurch sie gen Himmel getrieben wird. Nicht Gold noch Silber hat uns erweckt, sondern der geistige Keim, der durch die Hand des Schöpfers in die Welt gelegt worden ist und der eben so unzerstörbar ist wie die physischen Keime.“

„Was nun antworten auf die Frage, warum einer unschuldigen Menschenklasse gewehrt wird, dem Antrieb ihres Herzens zu folgen, einer Menschenklasse die in die gesellschaftliche Thätigkeit keine andere Concurrnz einführt, als die einer größeren Aufopferungsfähigkeit? Darauf weiß ich nur eine Antwort. Sie lautet: „Es ist wahr, was ihr uns vorwerft ist die größte Ungerechtigkeit und ein offener socialer Widerspruch. Aber wir sind Eurer Glaubenslehre Feind, und sie ist uns zu mächtig, als daß wir sie mit gleichen Waffen bekämpfen könnten. Ihr schöpft in Eurem Glauben eine so große Selbstverläugnung, daß wir Weltleute, die wir verheirathet, ehrgeizig und ohne Zukunft sind, weil die Gegenwart uns überwältigt, Euch die Obergewalt nicht abstreiten können. Doch müssen wir Euch besiegen, weil wir Euch hassen. Wir brauchen gegen Euch nicht Stahl und Feuer, aber wir stellen Euch durch das Gesetz außerhalb des Gesetzes. Wir machen, daß Eure Hingebung wie ein gefährliches Privilegium betrachtet werde, wovon man den Staat durch einen Ostracismus reinigen muß.“

Ihr verliert die Freiheit, weil Ihr durch Eure Tugenden die Gleichheit gefährdet.“

„So denkt aber nicht ganz Frankreich. Es ist ein katholisches Land durch die dreifache Macht seiner Geschichte, seines Geistes und seiner Gesinnung. Nur im Tode hört es auf, katholisch zu sein. Es ist aber auch ein Land der Freiheit, ein solches, wo es nach Bossuets Ausdruck „immer gewisse Grundprincipien gegeben hat, gegen welche alles, was geschieht, in sich den Charakter der Nichtigkeit trägt.“ Zu jeder Zeit kann man an dem Busen dieses Volkes die Schläge des Herzens des Germanen fühlen, der in Wäldern geboren und erstarrt ist. Wer hofft, daß es diesen seinen ursprünglichen Charakter verlieren könne, der hofft auf seinen Tod. So lange es noch einen Tropfen französischen Blutes auf der Erde giebt, wird die Gerechtigkeit einen wehrhaften Kämpen finden. Daraus kann man schließen, daß die beiden Grundprincipien der französischen Nationalität sich immer einander ergänzen und vervollkommen müssen und daß ihr Kampf die Existenz des Landes in ihrer Quelle gefährdet.“

„Die Vergangenheit sollte uns belehren. Seit 50 Jahren haben der Glaube und die Freiheit vieles geduldet in Frankreich. Sind sie deshalb unterdrückt worden? Sie stehen da herrlich wie am ersten Tage. Frankreich steht an der Spitze der katholischen Länder, wie der Länder der Freiheit.....“

„Die Gesellschaft ist in ihren Grundfesten erschüttert. Sie bedarf aller möglichen Hilfsquellen. Neben dem kühn hervortretenden Egoismus sehen wir Gemüther, die ein Beispiel freiwilliger Selbstverläugnung geben. Bewilligen wir der Tugend die Rechte, die früher das Verbrechen hatte, und gewähren wir ihr eine Zufluchtsstätte. Es giebt immer auf der Erde Wanderer, die müde sind ihres Pfades, und keiner kann sich schmeicheln, daß er niemals ihren Reihen angehören werde.....“

„Umsonst will man sich es verschweigen! Die religiösen, die Ackerbau- und Industriegesellschaften sind das einzige Heilmittel gegen die ewige Fortdauer der Revolutionen. Die Menschheit geht niemals rückwärts. Wie groß auch ihre Leiden sein mögen, niemals wird man die alten aristokratischen Verfassungen zurückwünschen, aber man wird in freiwilligen Vereinigungen, die auf Arbeit und Religion beruhen die Mittel gegen die Krankheit des zersplitternden Individualismus finden. Das bezeugen die Tendenzen, die sich allenthalben kund geben. Wenn die Regierung diese Tendenzen zwar überwacht aber schützt, so wird sie großen Umwälzungen zuvorkommen. Die menschliche Natur ist darin merkwürdig, daß sie mit der Krankheit auch die Arznei in sich trägt. Lassen wir sie gewähren, und gedenken wir an die Worte der Schrift: Gott hat die Nationen heilbar auf der Erde erschaffen.“

„Ich glaube also wie ein guter Bürger zu handeln, und auch wie ein guter Katholik, wenn ich den Predigerorden in Frankreich wieder herstelle. Wenn mein Vaterland es zugiebt, so werde ich dazu keine zehn Jahre brauchen; wo nicht, so lassen wir uns an der Grenze nieder, in einem Lande, das der Zukunft näher steht, und dort werden wir geduldig den Tag Gottes und den Frankreichs erwarten. Das Wichtige ist, daß es französische Predigermönche gebe, daß einiges von diesem edlen Blute unter dem alten Gewande des heiligen Dominicus fließe.“

„Auch der Boden wird uns werden, denn Frankreich wird früher oder später das Ziel erreichen, wozu die Vorsehung es ausersehen hat. Das Wort des Herrn de Maistre wird sich erfüllen: Frankreich wird christlich werden, England katholisch und Europa wird die Messe in der St. Sophienkirche hören. Daran glaube ich, und erwarte ruhig die Stunde.“

„Wie mich also auch mein Vaterland behandeln möge, ich werde nicht klagen. Ich hoffe es bis zu meinem letzten Seufzer.“

„Ich verstehe selbst seine Ungerechtigkeiten und achte selbst seine Irrthümer, nicht, wie der Hölfling, der seinen Herrn anbetet, sondern wie der Freund, der weiß, wie in den Tiefen des Herzens seines Freundes, das Böse mit dem Guten zusammenhängt. Diese Gefühle sind in mir zu alt, um jemals aufzuhören, und sollte ich auch die Frucht nicht kosten dürfen, so werden sie doch meine Helfer und Tröster bleiben bis an mein Ende.“

Lelewel

auf dem Marktplatz zu Brüssel.

Wo Egmont einst geblutet, wo Horns Haupt gefallen,
Wo jetzt im Licht der Freiheit die Niederländer wallen,
Dort steht in dumpfem Sinnen ein Greis, das Auge stier,
Als dächt' er jener Thaten, die einst geschahen hier.

Es zieh'n ihm tiefe Furchen vom Aug' zum Mund herab,
Sie scheinen aller Wünsche und aller Hoffnung Grab.
Ein Greis in armer Hülle, den Nacken tief gebückt,
Als hätten Weltstürme das Leben ihm zerknickt.

„Die Ihr an dieser Stätte das Leben ausgegossen,
„Ihr Selben, deren Blute der Freiheitsbaum entsprossen,
„Die Ihr auf die se Lande hernieder schaut verklärt;
„Nur Ihr begreift das Wehe das meine Brust verzehrt.“

„Wie Ihr hab' ich gesprochen für meines Volkes Rechte,
„Wie Ihr trug ich das Banner der Freiheit im Gefechte;
„Heil Euch! Ihr starbt — und schufet des Volkes Morgenroth,
„Weh mir, ich leb' und athme, — mein armes Volk ist todt.“

So steht der Greis allnächtlich im trüben Mondelichte
Und sinnet nach, den Räthseln, im Rad der Weltgeschichte;
Mitleidig schaut der Wanderer den nächtlichen Gesell
Und seufzt: Dort steht er wieder der alte Lelewel! *)

Prof. A. Lebermuth.

*) Der berühmte Potentat führt lebt in Brüssel in rührender Trauer und tiefster Zurückgezogenheit, in der strengsten Entfagung aller Lebensfreuden. Die Theilnahme und Dienstleistungen, die ihm von den bedeutendsten Männern zukamen, bescheiden aber fest zurückweisend, beschränkt er sich bloß auf den Ertrag seiner numismatischen Forschungen, auf welchem Gebiete er bekanntlich einer der ersten Gelehrten Europas ist. Mehrere historische Arbeiten über polnische Geschichte, die er fragmentarisch niedergeschrieben hat, bewahrt er geheimnißvoll und widersteht allem Drängen seiner Landsleute sie zu publizieren. Von seinem früheren wichtigen Arbeiten hat er auf der Flucht nichts gerettet; und bei der völligen Abgeschlossenheit der polnischen Flüchtlinge von ihrem Vaterlande, ist er von allen seinen Papieren getrennt.

Carl de Brouckere über die industriellen Wünsche Belgiens.

„Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Gefelle
In der Freiheit heiligem Schuß. —“
— Schiller. —

Die Ausstellung der Erzeugnisse nationaler Industrie, die sich in Belgien von fünf zu fünf Jahren wiederholt, ist immer ein wichtiger Abschnitt in der Landesgeschichte. Es wäre gar nicht unnatürlich, wenn einmal ein belgischer Geschichtschreiber die Zeit nach der Anzahl dieser Ausstellungen chronologisch berechnete, wie etwa die Griechen nach Olympiaden.

Die diesjährige Industrieausstellung in Brüssel hat ein Interesse erregt, welches wir ein europäisches nennen möchten, da jede der Großmächte, England wie Frankreich und Deutschland, eigene Commissäre gesandt, um das merkwürdige Resultat dieser Nationalbetriebsamkeit in Augenschein zu nehmen. Die Berichte dieser Commissäre werden unter dem Siegel des Staatsgeheimnisses ein Eigenthum jener Regierungen bleiben; das große Publikum würde, wie natürlich, von der Kenntniß derselben ausgeschlossen, in Unkenntniß über den wahren Stand der so wichtigen Sache bleiben, wenn nicht Belgien selbst offen und unverholen den Schlüssel zu dem Geheimnisse der Deffentlichkeit überlieferte. Dieses geschah auf öffentlicher Tribüne bei Gelegenheit des Festes, wobei denjenigen Bürgern, die sich durch ihre industriellen Leistungen am meisten ausgezeichnet haben, die ihnen von einer desfalls niedergesetzten Jury zugesprochenen Preise überreicht werden.

Dieses merkwürdige Fest fand in der großen Augustinerkirche in Gegenwart des Königs, der Kammern, des Senats und vieler Tausenden von Menschen statt.

Wir können uns auf die Details dieses interessanten Festes nicht einlassen, sondern heben als das Wichtigste die Rede Carl de Brouckeres hervor, der als Berichterstatter der Prüfungsjury Aufschlüsse gab, die in das innerste Getriebe des Landes einen freien Blick eröffnen.

Carl de Brouckère ist, was auch seine Gegner wider ihn sagen mögen, einer der klarsten, wir möchten sagen, genialsten Köpfe des heutigen Belgiens. Er kennt die Bedürfnisse des Landes wie nur Wenige, denn fast alle Ministerien haben unter ihm gestanden. Vor der belgischen Revolution Mitglied der Generalstaaten, wurde er nach den Begebenheiten von 1830 nacheinander Kriegsminister, Finanzminister, Minister des Innern, Direktor der belgischen Bank u. s. w. Aber sein übersprudelnder, unruhiger Geist, durch einen starken, athletischen Körperbau noch gehoben, verleitete ihn oft, über Verhältnisse, Formen und Erfahrungsregeln hinweg zu sehen, die bisweilen auf das Schicksal einer öffentlichen Laufbahn noch mehr Einfluß haben, als eine schöpferische Conception. So kam es, daß de Brouckère in seinem besten Mannesalter, von allen Staatsgeschäften entfernt, ein isolirtes, zurückgezogenes Leben führt.

Aber jedesmal, wenn er aus dieser Zurückgezogenheit auf einen Augenblick heraustritt, um in die Deffentlichkeit einzugreifen, ist es immer von Interesse, seinem Thun zu folgen, weil es gewöhnlich etwas Redes, Schlagendes und Ueberraschendes ist, das von dem Schlendrian der Gewohnheit abweicht. Diesen Charakter trägt auch die Rede, die wir hier im Auszuge mittheilen:

„ — Das erste Bedürfniß der Industrie ist Friede und Ruhe in der Sphäre, worin sie sich bewegt. Dieser Friede, diese Ruhe besteht nicht in einer politischen Erstarrung im Innern, und nicht blos im Friedenszustande mit dem Ausland, sondern außerdem noch in der Stätigkeit der Abgaben. Stätigkeit in der Consumtionssteuer, damit die Lage des Arbeiters gleich bleibe, Stätigkeit in den Accisen, welche die Produktion hemmen, aber zur Gewohnheit werden, wenn man nicht jedes Jahr den Producenten zwingt, neue Erfahrungen zu sammeln, und sich zu ruiniren durch Aenderungen im Geschäftsbetriebe, die Regel, daß man sich hüte, seine Lage zu stören, Stätigkeit in der Douanengesetzgebung, damit der Fabrikant Vertrauen auf die Zukunft fassen, und auf Verbesserung, Vereinfachung und Regulirung der Arbeit denken könne — das sind Normen, die zwar keine unveränderliche Richtschnur bieten können, von denen man aber so wenig wie möglich abweichen darf.

„In Hinsicht der Douanengesetzgebung können nur zwei Wege eingeschlagen werden. Entweder sieht sich die Regierung in der Lage, auf den Ruf derjenigen zu hören, die die Sicherheit des inneren Marktes verlangen, und dann muß sie das Prohibitivsystem mit allen seinen Folgen annehmen, und muß dahin arbeiten, daß das Land von seinen eignen Hülfquellen leben könne, ohne Hoffnung, jemals Absatzwege nach dem Auslande finden zu können, — oder sie muß, von dem Wunsche befeelt,

daß die Beziehungen nach Außen fortbestehen, und daß die Arbeiten reichliche Früchte tragen mögen, ein System der Versöhnung zwischen den in- und ausländischen Producenten zu schaffen und zu befolgen suchen.

„Das letztere System, welches Belgien seit langem befolgt und welches großartiger und freisinniger als das erste ist, paßt besonders für eine Nation zweiten Ranges, aber seine Anwendung findet oft unübersteigliche Schwierigkeiten, wegen des Widerstreits des öffentlichen mit dem Privatinteresse, und weil die Maasregeln und Ansprüche des Auslandes es oft unanwendbar machen. Belgien, dessen Grenzen offen sind, da es nur mäßige Zölle erhebt, hat also bis jetzt bei seinen meisten Nachbarn, die sich fortwährend mit Zolllinien umgeben, keine Rechte der Gegenseitigkeit bewilligt bekommen. Die Annahme des Prohibitivsystems kann also selbst für die freisinnigsten Völker zur Nothwendigkeit werden, selbst wenn sie fühlen, daß fortwährende Theuerung, allgemeines Mißbehagen die Folge desselben ist, indem es die Production in allen einzelnen Zweigen hemmt, dadurch, daß es dieselbe auf mehr verschiedene Gegenstände leitet, und weil es ein ungeheueres Beamtenpersonal nöthig macht, um jeden Betrug zu hintertreiben.

„Sie, Herr Minister, bemühen sich, uns vor einem solchen System zu bewahren, und den Boden, worauf wir uns bewegen, zu befestigen. Möge ein glücklicher Erfolg Ihre Bemühungen krönen.

„Wir maßen uns nicht an, Ihnen die Regeln vorzuschreiben, wie Sie zu arbeiten haben, wir wollen einen so schwierigen Punkt nicht berühren, aber wir fühlen das Bedürfniß, freier zu athmen, uns mit weniger Dingen zu beschäftigen, und diese von großartigeren Gesichtspunkten aus zu betrachten.

„Wenn ganz Belgien in Spannung gerathen ist, als es sich vor vier Monaten von einem Zollvereine mit Frankreich handelte, so hatte dies nicht darin seinen Grund, daß ein solcher Verein für die Existenz des Landes etwa nothwendig wäre. Nein, aber man begrüßte freudig die Hoffnung einer Vergrößerung des Marktes. Wohin er sich auch erstreckte, diese Vergrößerung ist vortheilhaft. Man glaubte, daß die Fesseln schwinden würden, die jedes Jahr ihre Natur und Kraft ändern, da das Volk, zu welchem wir am meisten in Verhältnissen stehen, in jeder legislativen Versammlung unsere Handelsbeziehungen umzuändern strebt.

„Belgien hegt keine allzu sanguinische Hoffnungen von Handelsverträgen oder von einer Zollvereinigung. Es weiß, daß, wenn es einige wichtige Gegenstände gut und billig fabricirt, es vom Auslande andere nicht minder wichtige Produkte bezieht, daß sein Boden, wenn er auch fruchtbar ist, doch nicht alle Bedürfnisse befriedigt, daß, wenn verschiedene Industrieen ihm eigenthümlich sind, andere Länder sich in anderen Beziehungen ihrerseits aus-

zeichnen. Wenn also die Industrie zu gleicher Zeit mit dem Handel die Ausdehnung des Marktes wünscht, so thut sie dies, um sich ausschließlicher der Verfertigung von Gegenständen widmen zu können, wozu unser Boden die Urstoffe liefert, um die Fabrikation einzelner Artikel ausdehnen und wohlfeiler liefern zu können, endlich, um den Verkehr zu beleben, und bequemer und wohlfeiler leben zu können.

„Gewiß, Herr Minister, Ihre Bemühungen werden für die Wohlfahrt des Landes nicht verloren gehen, bis dahin aber kann die Regierung die Lage der Industrie im Allgemeinen verbessern, und auf den äußern Verkehr direct einwirken.

„Belgien versteht zu arbeiten, die Industrieausstellung liefert unwiderlegliche Beweise. Helfen Sie ihm, daß es wohlfeil arbeiten könne, und es wird an Reichthum und Bevölkerung zunehmen.

„Wir wissen die Acte der königlichen Regierung zu gut zu würdigen, um nicht anzuerkennen, daß die Oeffnung neuer Straßen, die Herabsetzung der Fahrgebühren auf den Canälen und die riesenhafte Schöpfung der Eisenbahn dazu beitragen, nach und nach die Bedingungen der belgischen Production zu verbessern. Sie erwartet mehr, sie verlangt Ersparnisse im Transport, welche das Ministerium und die Kammern ihr bewilligen können.

„Bei Ihnen, Herr Minister, ist es überflüssig, darauf zu dringen, das Ihrige zur weiteren Ausdehnung der Communicationswege beizutragen. Ihr Einfluß auf die Provinzialbehörden gibt uns die Zuversicht, daß Sie jede Gelegenheit benutzen werden, um dieselben zu bewegen, einen Theil der Provinzialeinkünfte zur Vermehrung der Chausséen und Canäle zu benutzen. Ihre über jedes Localinteresse erhabene Stellung erlaubt Ihnen, jedes Gesuch um desfallsigen Beistand zu würdigen, und das Staatsbudget zur Aufhülfe derjenigen Provinzen zu benutzen, die bis jetzt am wenigsten bezogen haben. Diese Stellung gibt Ihnen auch die Kraft, die Verirrungen des Municipalgeistes zu hintertreiben, und zu hindern, daß die Detrouis nicht zu kleinen Douanenlinien werden, und der Entwicklung der Productivkraft im Wege stehen.

„Die Regierung wird ohne Zweifel die Mittel finden, um die am 17. Juli ergriffene Maasregel zur Herabsetzung der Schleußen- und Navigationsgebühren ausdehnen zu können. Sie wird den Tarif für den Transport der Güter auf den Eisenbahnen heruntersetzen.

„Es ist ihr nicht entgangen, daß die belgischen Kohlenwerke schon suchen in Holland die Concurrnz mit den englischen und ruhrischen auszuhalten. Geringerer Frachtzoll wird uns einen Markt schaffen, den wir früher allein besaßen.

„Die Regierung des Königs wird, da sie das Land mit Eisenbahnen beschenkt hat, die die Bewunderung des Auslandes erregen, nachdem sie Canäle angekauft hat, die auf Concession erbaut waren, gewiß finden, daß sie aus diesen Domainen keinen solideren Nutzen ziehen kann, als in ihrer Beihülfe zum Gedeihen der Industrie, und daß eine mäßige Verzinsung der aufgewendeten Capitalien die einzige unmittelbare Einnahme sein darf, die daraus in das Budget kommt.

„Sie erkennen auch, Herr Minister, daß die Reduction und noch mehr die Aufhebung der Schlagbaungebühren auf den Staatskunststraßen auf die Urstoffe angewendet, die Productionskosten um ebensoviel vermindert. Wenn Sie diesen Wunsch erfüllen, so gewähren Sie der Industrie keinen andern Vortheil, als den, welchen der Ackerbau schon genießt, und Sie folgen dem Beispiel der ehemaligen Provinzialgouverneure, welche die Holzkohle und das Roheisen von dieser Taxe befreiten. Eine solche Ersparniß wäre um so folgenreicher, als, wie Sie wissen, der Preis unserer Schmelz- und Hammerwerke von den englischen so wenig differirt, daß wir dann die Concurrenz mit denen aushalten können, die wir ohne Erröthen unsere Lehrer in dem großen Werke der Production nennen dürfen.

„Es hat uns viel gekostet, Herr Minister, um die Hauptelemente jeder Industrie, Kohlen und Eisen, wohlfeil zu liefern. Vollenden Sie das Werk der Privaten und der Gesellschaften, und wenn auch nicht alle Wunden vernarben, so haben Sie sich doch dann um das Vaterland sehr verdient gemacht; aber wir werden uns eines großen Versehens schuldig machen, wenn wir nicht auch die Verhältnisse der in Belgien so fleißigen und sittlichen Classe der Arbeiter in Erwägung zögen.

„Das neunzehnte Jahrhundert begegnete einer großen Umwälzung, die alte Finsterniß schwand überall, die Fackel der Freiheit leuchtete Allen, aber sie führte Inconvenienzen mit sich, die man unbeachtet ließ.

„Es ist ohne Zweifel die Pflicht der Regierungen unserer Zeit, die Industriellen zu belehren über die Gefahren, denen sie sich aussetzen, wenn sie sich ohne Vorsicht und Zurückhaltung den Irrungen ungezügelter Freiheit hingeben. Aber es ist ihnen eine noch heiligere Pflicht, daß sie ihren moralischen Einfluß auf die Masse der Arbeiter geltend machen, um ihre Lage zu verbessern. Es ist leider wahr, daß die Industrie, befreit von den Fesseln, die sie ehemals niederdrückten, immer theilweisen Krisen unterworfen ist, oft ist sie das Opfer einer allgemeinen Crisis; auch hat die Lage der Industriellen nichts Festes, keine Sicherheit. Es wäre zu viel verlangt, wollte man den Arbeiter allen Wechselfällen entziehen; aber der Herr, der Geistliche, die Lokalbehörde, die Regierung in allen Instanzen können dazu beitragen, daß der Geist der Ordnung und der Sparsamkeit in die arbeitende Classe bringe,

sie muß behütet werden vor der Verführung des Spiels, dessen scheußliche Lockmittel sich auf das flache Land einiger Provinzen geflüchtet haben. Sie müssen den Arbeiter durch Ueberredung, gutes Beispiel und weise Maasregeln dahin bringen, daß er einen Theil seines Verdienstes für Unglücksfälle aufhebe, und in der Jugend auf das Alter denke.

Die öfteren großen Schwankungen der Getraidepreise sind eine Quelle des Elends bei der arbeitenden Classe; ihre Lage ändert sich demnach jedes Jahr, ebenso ihre Verhältnisse zu den Brodherren. Niemand kann die Ernten reguliren, aber eine weise Getreidegesetzgebung kann fast immer jede gefährliche Vertheuerung hindern, ebenso wie jede dem Ackerbau gefährliche Entwerthung.

„Wir wissen, daß die Regierung des Königs sich ernsthaft mit dieser Frage beschäftigt, wir wissen auch, daß sie eine lebhafte Aufmerksamkeit auf die Wohlfahrt einer Classe von Arbeitern richtet, indem sie thätig mithilft zur Bildung von Hülfskassen unter den Minenarbeitern. Wir hoffen, sie werde ihre heilsame Thätigkeit allen Industriellen widmen. Sie wird in den Urkunden der Ausstellung mehrere Vorschläge zu Hülfskassen, zu Sparvereinen zwischen Herren und Arbeitern finden, welche Sie, Herr Minister, gewiß ermuthigen und verbreiten werden.

„Folgen Sie dem Beispiele des Ministers der öffentlichen Arbeiten. Wenden Sie die Mittel der Vorsicht in einem höheren Maasstabe an, beschränken Sie sie nicht auf das Bedürfnis der Verwundeten, der Waisen und Wittwen, und Sie werden den Krebschaden der Industrie, den Pauperismus, vertilgen können — ihn, die Frucht der Kurzsichtigkeit, in Verbindung mit der Unregelmäßigkeit in dem Consumtionsbedürfnisse.

„Sie werden die Freimüthigkeit unserer Sprache entschuldigen, Herr Minister, Sie werden diesen Ausdruck der allgemeinen Wünsche des producirenden Theils der Bevölkerung würdigen, und davon sind wir überzeugt, Sie werden dem Könige wirksame Maasregeln vorschlagen, um ein thätiges und kräftiges Leben in allen den Industriegattungen zu schaffen, deren Erzeugnisse Sie bewundert haben, und deren Repräsentanten Sie zu belohnen im Begriffe stehen.“

Literatur.

Ueber die neueste politische Poesie der Deutschen.

Eine Glosse von Th. Creizenach.

„Ein garstig Lied! Pfui, ein politisch Lied.“

„Dankt Gott jeden Morgen, daß ihr nicht braucht für's römische Reich zu sorgen!“ So spricht Göthe, und obwohl er diese Worte einem lächerlichen Gesellen in den Mund legt, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß seine eigene Ansicht darin ausgedrückt sei. Auch später tadelte er, wie uns Eckermann berichtet, die von andern hochgepriesene politische Richtung Uhlands. So weit die Lehre vom „unmittelbaren Genie“ noch ausschließliche Geltung hat, wird man dieses Credo vielleicht noch beschwören; denn jede Beimischung einer Tendenz, sie sei noch so edel, gibt dem Gedicht einen Zweck, und man weiß, wie fatal dieses Wort in der Poesie klingt. Die neueste Zeit urtheilt anders. Viele Productionen, die vor der ästhetischen Kritik nicht bestehen können, sind durch ihre Bestimmung zu großer Anerkennung gekommen. Gervinus schließt die Vorrede zum vierten Bande seiner Literaturgeschichte mit den Worten des Percy Heißsporn: „Dichten? ich wäre ein Käzchen lieber und schrie Miau, als einer von den Versballadenkrämern. Lieben! Ist dies 'ne Welt zum Puppenspielen und mit Lippen fechten?“ — Gervinus, von der „jungen Literatur“ eben so stark angefochten, als — geplündert, hat gewiß in dem eben genannten Buche ein Werk geliefert, das ein Geschenk für die Nation genannt werden kann. Die dunkelsten Zeiten, die verworrensten Richtungen, weiß er durch großartig gefasste historische Prinzipien zu beleben; es sind wenig deutsche Gelehrten durch so viel

Schulstaub gekrochen, und haben einen so freien, tüchtigen Geist behalten. Er ist ein Mann des Wortes und der That, wie die göttinger Studenten im Jahre 1837 ihn und Dahlmann nannten. Aber eben diese Gesinnungstüchtigkeit, die überall Prinzipien und Tendenzen sucht, macht ihn unbillig gegen die lyrische Unmittelbarkeit, gegen poetische Empfindungslaute. Wenn er mit den oben citirten Worten die Jugend von Poesie und Gefühlsleben abziehen und auf Politik verweisen will, so können wir in der ganzen Heißsporn-Tirade nur eine verpuffende Rakete erkennen. Ihm schließt sich ein ebenso trefflicher Mann, Arnold Ruge, an, wenn er bei Beurtheilung des Rheinlieds von Prug sagt: nichts sei poetisch, als die Freiheit; — ein Lob, das die Freiheit ebenso wenig verdient, als sie darauf Anspruch macht.

Wie im Drama bis auf unsere Tage das mittelmäßige, praktische Talent die Bretter besetzt hielt, und das tiefere poetische Gemüth einsam blieb, so war es bis zur Julirevolution mit unserer Lyrik. Man betrachte die Anthologien und Almanache aus den zwanziger Jahren; da dominiren die glücklichen, leichten und oberflächlichen Talente eines Langbein und Castell, der romantische Anflug eines Kind, die Wehmuth des Matthison. — Rückert hatte sich in orientalische Studien begraben, Chamisso schlief, Uhland verhallte, Wilhelm Müller's Waldhornlieder waren wenig bekannt, Platen erregte nur durch seine Komödienpolemik größeres Aufsehen, seine herrlichen Gedichte drangen nicht sehr über den engen Kreis philologischer Anerkennung hinaus. Die politische Tendenz ist es, die unsere Lyrik in das Volk eingeführt hat, sie ist es, welche die oben angeführten Aussprüche von Gervinus und Ruge einigermaßen rechtfertigt. In der sogenannten Restaurationsperiode kommen in dieser Beziehung blos Müllers Griechenlieder zu größerer Bedeutung; sonst galt sogar Theodor Körner in jener Zeit mehr durch das, was er mit der Abendzeitung, mit Fr. Kind, mit dem Freischützen gemein hatte, als durch „Leier und Schwert“. Daß einige der eben genannten oberflächlichen Talente allerdings auf die öffentliche Theilnahme Anspruch machen konnten, soll nicht geläugnet werden. So hat Langbein, unter vielem Wust, eine Anzahl guter Gedichte geliefert, worin er nie die Sprache verrenkt, nie verfäumt hat, schöne und ansprechende Gedanken auszudrücken. Auch producirten diese praktischen Köpfe sehr viel; sie begegneten dem Publikum in jedem Taschenbuch, und erinnern nicht blos in dieser Hinsicht an mehrere talentvolle Wiener Polygraphen, die ebenfalls einiges Balladen- und Novellenfutter für jeden Almanach in Bereitschaft haben, wie Joh. Nep. Vogel, G. Seidel u. s. w.

Der Liederfrühling, der seit 1830 in Deutschland aufging, ist von allen Seiten schon besprochen. Die lyrischen Dichter sind vor allen andern dadurch glücklich, daß sie schon bei Lebzeiten auf ein Ruhmespostament ge-

stellt werden; denn wer etwa einen geistvollen Roman geschrieben hat, genießt bei weitem keine so zweifellose Anerkennung, wie Uhland oder Freiligrath. So war es schon vor sechszig Jahren, als man Gleim mit Anacreon, Gessner mit Theokrit, die Karschin mit Sappho verglich und nunmehr ihren Ruhm für Leonen gesichert glaubte. Gegen diese Vergötterung trat am schärfsten Herder auf, und sprach damals die denkwürdigen Worte: „Warum will man der lebenden Welt das Urtheil verbieten, da die Nachwelt desto schärfer richten wird?“ Von den Zeitgenossen wurde er angefeindet, heutzutage erscheint er gerechtfertigt. Wir fürchten, daß in Einzelheiten unsere Nachkommen ein ähnliches Gericht halten werden; so z. B. ist in vielen Gedichten des mit Recht gerühmten Anastasius Grün ein sehr nachlässiger Versbau und eine Geschwägigkeit der Reflexion, die demselben keine lange Dauer verspricht. Die Haleschen Jahrbücher sind in Beziehung auf Rückert allerdings zu weit gegangen; doch muß man in dieser, wie in den meisten Beziehungen ihren Muth und jene Energie rühmen, welche unserer Literatur vieles Heil bringen können. Bei der neuen Auswahl von Rückerts Gedichten hat sich gezeigt, wie das größere Publikum über ihn denkt; denn wenn auch seine Poesie sich nicht leicht auf's hohe Meer wagt, wenn auch aus seinen Jugendgedichten, die völlig ohne Sturm und Drang sind, leicht zu ermessen steht, daß er vorzugsweise ein Sprachgenie ist, das seine Production von der Nachahmung ausgeht, so weht doch überall ein milder Hauch der Weisheit, der Versöhnung, was frommen (nicht bigotten) Gemüthern und Frauen besonders zusagt.

Es bleibt uns noch die Ueberzeugung auszusprechen, daß unsere stolze, volltönige Tendenzpoesie nicht so lange leben wird, als die einfachen, in Gehalt und Melodie innerlich vollendeten Gemüthsstücke, die wir z. B. in der von Lenau, um Einen statt vieler zu nennen, zerstreut finden.

Tagbuch.

Brüssel, Ende November.

Zur Erklärung!!

Die deutschen Journale beschäftigen sich viel mit der Anekdote, der König von Belgien habe in einer Audienz die Brüsseler Buchdrucker aufgemuntert, auch englische und deutsche Bücher nachzudrucken. Wir sind in den Stand gesetzt, die bestimmteste Erklärung zu geben, daß jene Nachricht durchaus unwahr und verfälscht ist. Der König, der bei verschiedenen Gelegenheiten, wo es um einen ihm noch unbekanntem Zweig der Landesindustrie sich handelt, über alle Details desselben Nachfragen stellt, hatte sich bei dieser Gelegenheit erkundigt, ob denn auch englische und deutsche Bücher in Belgien nachgedruckt werden, und ob die Werke in diesen Sprachen im Lande viele Freunde zählen. Auf diese einfache und natürliche Frage beschränkt sich Alles, was der König in dieser Beziehung gesprochen, und was in so unverschämter Entstellung Veranlassung zu Mißdeutungen geliefert hat. Wir geben diese Erklärung auf die Versicherung eines Mannes, dessen Charakter und Stellung die vollständigste Garantie ihrer Wahrheit bietet.

Die Redaktion.

Zwei Scenen aus dem orangistischen Complot.

Eine romantische und für einen geschickten Romanschreiber gnt zu benützende Scenerie, gibt in der entdeckten orangistischen Verschwörung die Verhaftnehmung der Gattin des General Bandersmissen. Diese Dame ist eine Engländerin, von jenem exaltirten Schlage, die an Boz einen so vortrefflichen Schilderer gefunden hat. Madame Bandersmissen trägt sich mit der fixen Idee, daß sie das Schaffot besteigen werde. — Bei ihrem letzten Verhör sagte sie zu dem Untersuchungsrichter: Ich stamme aus der erhabenen und unglücklichen Linie der Plantagenets — das Schwert ist durstig nach meinem Blute; nehmt meinen Kopf — er ist verfallen den Unglücksgöttern meines Stammes.

— Die Mutter des in dem orangistischen Complot so schwer compromittirten General Bandermeeren, ist auf den Tod erkrankt. Die belgische Regierung hat bei die

ser Gelegenheit einen Beweis schöner Humanität an den Tag gelegt. Sie hat dem auf Leben und Tod Angeklagten gestattet, sich in das Haus seiner Mutter zu begeben und mehrere Stunden bei ihr zuzubringen. Die Wachen hielten vor der Thüre, um die letzte Unterhaltung der sterbenden Frau mit ihrem Sohne nicht zu stören. — Das heißt mit menschlichen Händen das Schwerdt des Gesetzes geführt. Die Gerechtigkeit ist keine Rachegöttin! Wie wenige Gerichte, und namentlich wie wenige politische Gerichte geben ein solches Beispiel.

Raumers Taschenbuch von 1842 und Herr Arendt in Löwen.

Der so eben erschienene Jahrgang bringt einige historische Arbeiten von Interesse und Wichtigkeit. Das Raumer'sche Taschenbuch, das, seiner Anlage und Tendenz nach, sehr bedeutend ist, fing in den letzten Jahren an die Flügel hängen zu lassen, und ziemlich matt zu werden. Der frische nationale Sinn aber, der in der letzten Zeit in der ganzen deutschen Presse sich geltend zu machen begann, hat auch diesem Jahrgang einen lebensvollern Pulsschlag gebracht. Der historische Aufsatz über den armen Gekkenkrieg, über den Verlust der Bisthümer Metz, Toul und Verdun, sind wichtige Beiträge zur deutschen Nationalgeschichte. Besonders interessant ist der Aufsatz über den großen Aufstand der Genter unter Karl V. Diese Arbeit erhebt ein Feld, welches in Deutschland noch sehr wenig bebaut und gekannt ist. Die Geschichte Flanderns ist ein Gebiet, wo das Interesse Deutschlands und Belgiens mit gleicher Wärme sich berührt. Herr Arendt (Professor an der Universität zu Löwen) könnte durch seine doppelte Beziehung zur deutschen und zur belgischen Literatur ein unberechenbares Verdienst um die Geschichte beider Lande sich erwerben, wenn er die Anknüpfungspunkte, die, von dem Schutte der Zeit bedeckt, in den Hintergrund getreten sind, wieder hervorheben würde. Der freie Geist und die geschmackvolle Darstellung dieses Gelehrten, würden das reiche Material beleben, das ihm zu Gebote steht. Wir werden auf den Inhalt dieses Taschenbuchs in einer ausführlichen Beurtheilung zurückkommen.

unpolitische Lieder.

Hoffmann von Fallersleben, der in Belgien durch seine *horae Belgicae* und durch vielfache persönliche Beziehungen zahlreiche Freunde zählt, ist seiner Professur vor der Hand in Breslau enthoben worden. Als Grund dieser überraschenden Maßregel werden dessen in Hamburg erschienene „Unpolitische Lieder“, denen ein zweiter Band unlängst folgte — angegeben. Wir glauben an diese Ursache nicht. Diese Lieder sind, ohngeachtet ihres satyrischen Elementes, wahrlich nicht so bedeutend, um eine Maßregel zu provoziren, die so viel Aufsehen erregt. Folgendes Lied mag als Probe dienen:

Wie ist doch die Zeitung interessant!
 Wie ist doch die Zeitung interessant
 Für unser liebes Vaterland!
 Was haben wir heute nicht Alles vernommen!
 Die Fürstin ist gestern niedergekommen,
 Und morgen wird der Herzog kommen,
 Hier ist der König heimgelommen,

Dort ist der Kaiser durchgekommen,
 Bald werden sie alle zusammenkommen —
 Wie interessant! wie interessant!
 Gott segne das liebe Vaterland!

Wie ist doch die Zeitung interessant
 Für unser liebes Vaterland!

Was ist uns nicht Alles berichtet worden!
 Ein Portepéfahrnrich ist Leutnant geworden,
 Ein Oberhofsprediger erhielt einen Orden,
 Die Lakaien erhielten silberne Borden,

Die höchsten Herrschaften gehen nach Norden

Und zeitig ist es Frühling geworden —

Wie interessant! wie interessant!
 Gott segne das liebe Vaterland!

Alouden Staet van Flanderen

ist der Titel eines von einem belgischen Gelehrten, Herrn Lansens, vor Kurzem erschienenen Werkes über die flandrischen Staatsalterthümer. Es liefert dieses Buch einen neuen Beweis, wie sehr die vaterländische Geschichte Gegenstand des sichtenden Fleißes der belgischen Literatoren ist. Und welche tiefe Wurzeln das Gefühl der Nationalabhängigkeit in einem Volke gefast haben muß, das solchen Arbeiten mit so großer Theilnahme entgegensteht. Das Buch ist für jeden Deutschen, der sich für Rechtsalterthümer seines Standes interessiert, von hohem Interesse, da das alte Flandern die Grundprincipien germanischer Staatsbildung in seiner Geschichte auf das reinste entwickelt hat. Die Darstellungsweise des Verfassers ist anziehend und belehrend, und für Deutsche, die auch kein vlaemisch sprechen, sehr verständlich. Wir befinden uns in diesem Falle, und haben schon bedeutende Abschnitte mit Leichtigkeit und Interesse gelesen.

C.

Elisa Meerti.

Die „Zeitung für die elegante Welt“ meldet aus Leipzig: Fräulein Elisa Meerti aus Brüssel, schon vor zwei Jahren eine Zierde des Concerts, ist abermals für eine Winterfaison gewonnen. Sie sang die Arie aus dem Titus: „Ecco il punto“ und eine zweite von Donizetti, beide mit vieler Bravour, die zweite jedenfalls noch bedeutender in Vortrag und Accent. Ueberhaupt scheint die geschätzte Sängerin im Vortrag außerordentlich gewonnen zu haben. Ihre Höhe ist lieblicher, ihre schöne Tiefe runder und weniger gewaltsam geworden. —

Druck und Verlag des deutschen Verlagscomptoirs in Brüssel.

Auch ein Wort über die orangistische Verschwörung.

»A peine si le bruit de la révolution orangiste ou républicaine s'était-il répandu dans les rues de Bruxelles, qu'un immense éclat de rire l'accueillit. «

Mehrere belgische Journale. —

»Wer lacht hier? . . . «

König Lear. —

Vielleicht haben unsere Leser bereits früher erwartet, daß wir in diesen Blättern des Ereignisses erwähnen, welches Belgien in Erstaunen setzte. Wenn wir uns bisher jeder Aeußerung enthielten, so hatten wir Grund dazu. Fast alle belgische Journale haben diese Begebenheit mit Spott und Lachen empfangen und begleitet; während wir aus vielfachen Rücksichten uns peinlich davon berührt fühlten. Hätten wir dieser Empfindung früher Worte geliehen, so würden wir die Rolle einer Gule unter lustig zwischern- dem Gevögel gespielt haben. Erst jetzt, wo die Arbeiten des Untersuchungsrichters ausweisen, daß dieser unglückliche Vorfall tiefere Fäden hatte, und bei weitem nicht so spasshaft aussieht, als die lustigen Spassvögel unserer Tagesblätter es glaubten, erst jetzt halten wir es für schicklich, einigen ernsthaften Worten und Reflexionen Raum zu geben.

Fast alle belgische Journale haben das Ereigniß mit Spott und Gelächter empfangen. — Wie sollten sie nicht! An der Spitze der belgischen Tagespresse stehen — mit wenigen Ausnahmen — Männer, die ihrer Geburt, ihrer Erziehung und ihren politischen Ansichten nach, einer Nation angehören, die bei solcher Gelegenheit nur lachen kann. Frankreich steht mit seiner Macht an der Nordgrenze bereit; jeder Versuch den gegenwärtigen Staatszustand in Belgien zu zerstören oder abzuändern, würde es in Sturm- schritt herbeiführen. Frankreich könnte kein größerer Gefallen geschehen, als wenn ein bedeutender revolutionärer Versuch die Ordnung der Dinge in

Belgien gefährdete, dann würde es nicht mehr nöthig haben, auf dem mühseligen und schwere Aufopferungen kostenden Weg eines Handelsvertrags sein Uebergewicht in Belgien zu sichern. Eine nur etwas bedeutsame gefährliche Bewegung — und es fliegt herbei mit seinen Heerhaufen und bietet Belgien das Schauspiel eines großmüthigen Schugpatrons, wie der Fuchs, der die Küchlein beschützt, weil sie noch nicht reif für seinen Appetit sind.

Man sage nicht, daß wir übertreiben. Wir haben es gesehen, wie Frankreich seine Heeressäulen bei dieser Gelegenheit an der belgischen Grenze zusammenrief, und dieses geschah nicht etwa in dem ersten Augenblicke, wo es durch die Nachricht von der entdeckten Verschwörung in Brüssel überrascht wurde, nein, viele Tage nachher, nachdem es längst die Gewißheit hatte, daß jene Umtriebe haltlos, bodenlos, verstandlos, bedeutungslos waren. Was wollte es mit dieser Truppenbewegung bezwecken? Bei dem besten Willen muß man gestehen, es war nichts als eine prahlerische Protektionsmiene, eine lächerliche Manifestation, die ohngefähr der gleich, mit welcher ein zweideutiger Freund uns seine Börse anbietet, in dem Augenblicke, wo er sicher ist, daß wir ihrer nicht bedürfen.

Warum hat Preußen keine Regimenter an die Grenze beordert? Preußen, dem ohnstreitig eben so sehr an der Erhaltung des Friedenszustandes gelegen ist, als dem „friedliebenden“ Frankreich; Preußen, das Gelegenheit gehabt hätte, seinem holländischen Nachbar dadurch eine Manifestation seines Unmuths zu geben — warum hat es Preußen unterlassen? Weil es dem deutschen Charakter nicht angemessen ist, mit Gunstbezeugungen zu renommiren, und die Gelegenheit, bei den Haaren herbeizuziehen, um sich eine unzeitige Wichtigkeit zu geben, die eben so prahlerisch als beleidigend ist.

Wenn Frankreich Freundschaftsbeweise für Belgien an den Tag legen will, so soll es die hohen Zölle herabsetzen, mit welchen es seine Weinwand, seine Kohlen, seine Waffen- und Eisenerzeugnisse belegt, es soll aufhören, in seinen Journalen Belgien als einen Staat zu behandeln, den es als ein mit der Zeit ihm zufallendes Erbe betrachtet, es soll aufhören, den bedächtigen Flamänder, den betriebsamen Wallonen stets vornehm zu bespötteln, es soll aufhören, die ehrenhaften Bemühungen der belgischen Literatoren gänzlich zu ignoriren. Dann werden wir es glauben, daß Frankreich für Belgien Freundschaft besitzt, Freundschaft im edlern Sinne, Freundschaft ohne innerliche Berechnung, Freundschaft die wahren Wein und nicht gefärbtes Wasser dem Freunde zutrinkt. —

Was uns bei Gelegenheit dieser Umtriebe ernst stimmte, das war keineswegs das Getümmel selbst, als vielmehr das Echo, welches es im Ausland erregt hat. Belgien hat in wenigen Jahren eine große Schöpfung an sich selbst vollendet, es hat seine Industrie herangebildet, es hat seine alte

Kunst wieder rehabilitirt, es hat den öffentlichen Geist wieder gestärkt, es hat seinen Staatsmännern Geltung verschafft, und mehr als alles dieses, es hat Vertrauen zu sich selbst gefaßt; Selbstvertrauen, die Mutter und Tochter aller Kraft! Aber eins bleibt ihm noch zu sichern übrig: seinen Ruf! Belgien hat durch seine Geschichte den Ruf eines Vulcans getragen, der von Zeit zu Zeit in einem wilden Ausbruch sich Luft macht. Daher kommt es, daß, wenn auch dessen Oberfläche mit reichen Saaten bedeckt ist, Viele daran nicht glauben, daß diese Saat Bestand habe, daß nicht durch einen plötzlichen Ausbruch Alles wieder abgeschüttelt und zerstört werden wird. Nach dieser Seite hin bleibt Belgien noch Vieles zu thun übrig; es muß sich Glauben und Vertrauen an seinen festen Bestand sichern. Jede Wunde, die ihm auf dieser Seite geschlagen wird, ist doppelt gefährlich, weil sie eben seine schwächste ist. Und hierin eigentlich liegt das Böse und Traurige, welches die neuen Umtriebe hervorgebracht. So lächerlich und haltlos sie an sich selbst waren, so waren sie doch hinreichend, um den Feinden des freien Landes, den Zweifelhockern und Mißtrauenbrütern Gelegenheit zu geben, den Kopf zu schütteln und salbungsvoll auszurufen: Haben wir es nicht längst gesagt? Es ist ihnen nicht zu trauen, diesen unruhigen Köpfen! Es wird niemals sicher werden in diesem Lande, und die Früchte ihrer vielgepriesenen Freiheit werden über kurz oder lang von den Bäumen fallen und uns die Nase zerschlagen! — —

Und doch ist das freche Wagniß, durch welches einige Missethäter den Ruf ihres Vaterlands compromittirten, nur die erste Hälfte des unglücklichen Ereignisses, der Ruf des Landes steht noch ein zweites Mal auf dem Spiele: durch den Ausspruch der Geschworenen! Wenn die Jury in leichtsinniger Gutmüthigkeit die Vandermereen, Vandersmissen mit ihren Gefährten freispricht, dann wird man dies nicht so deuten, wie man die Freisprechung jenes Buben, der auf die Königin von England schoß, gedeutet hat; man wird nicht sagen, die Geschworenen haben diese Menschen frei gesprochen, eben weil ihr Unternehmen unglaublich, unsinnig war, weil nur verrückte Menschen, Narren und Tollköpfe einen solchen Plan ausbrüten konnten, und weil Narren, Verrückte und Wahnsinnige besser ins Tollhaus als auf das Schaffot passen. Nein, so nachsichtig wird die Welt das Urtheil der Jury nicht beurtheilen. Vielmehr wird sie sagen, die Geschworenen sind hier wie überall der Ausdruck der öffentlichen Meinung, des allgemeinen Urtheils, und Belgien gibt durch diese Freisprechung nur das Zeichen, wie leichtsinnig es jede Revolution, und wie cordial es jeden Revolutionär behandelt.

Könnten wir zu der Jury in ihrer Sprache sprechen, so würden wir sagen: Nicht die That beurtheilt, sondern die Folgen; nicht nur den verbrecherischen

Versuch gegen Eure Ruhe, sondern auch die niederträchtige Verleumdung der Ehre Eures Landes.

Wenn Ihr um Mitternacht einen fremden Mann aus dem Fenster Eurer tugendhaften Tochter stürzen seht, dann ist es nicht der frevelhafte Angriff auf ihre Unschuld allein, den Ihr zu rächen habt, sondern auch die Befleckung ihres reinen Rufes, das höhnische Zischeln der Welt, die von ihrer Unschuld doch nicht so fest überzeugt sein kann, als Ihr selbst.

Belgien ist eine junge Fremde, ein junges Weib, welches plötzlich in einen fremden Kreis getreten ist. Noch kennt man es nicht, noch weiß man nicht dessen Charakter bestimmt zu beurtheilen. Der leiseste Makel seines Rufes kann und muß ihm schaden.

Belgien ist ein junges Weib, es muß nicht nur tugendhaft sein, es muß auch tugendhaft scheinen!

Mögen die französischen Journale spotten und lachen so viel ihnen beliebt, wir sehen die Sache mit deutschen Augen, und in Deutschland heißt ein alter Volkspruch:

„Gar süße Frucht von reinem Saam':
Ein guter Ruf, ein reiner Nam'!“

J. K....da.

Brüssel, im Dezember 1841.

Die Abdankung Kaiser Heinrichs des Vierten.

Aus dem Trauerspiele: Kaiser Heinrich der Vierte,

von

Jh. Schliephake. — *)

Wenige unter den ältern deutschen Fürsten leben so im Munde des Volkes, wie Kaiser Heinrich der Vierte. Die Kämpfe und Irrthümer, der Wechsel von Macht und Noth, die harte Züchtigung und endlich der Sieg und Tod dieses Herrschers, den man vorzugsweise den Leidenden und ringenden Kaiser nennen könnte, sind nicht weniger in örtlichen Sagen, Denkmalen und Erinnerungen, als in den Geschichtsbüchern des Mittelalters — dieser Heldenzeit des deutschen Volks — aufbewahrt. Selbst in Volksbüchern, worin man die Thaten und Erlebnisse dieses zugleich so glänzend und so bedenklich begabten Mannes als Duell zu Beispiel und Warnung zu benutzen pflegt, steht die Gestalt Heinrichs des vierten, wie keine andere, als Gegenstand der Theilnahme und des Mitleids. Die verschiedensten Gefühle durchdringen uns bei dem Anblicke der Größe und des Unglücks, der Herrlichkeit und des Sturzes, der tiefsten Zerknirschung und des endlichen, von Sieg begrüßten Abschiedes dieses schwer geprüften Geistes. Dergleichen Loose fallen in der Geschichte nur außerordentlichen Naturen. Wäre Heinrich der vierte ein gemeiner Tyrann, ein eigensinniger Despot gewesen, wofür man ihn, nach äußern Thatsachen und einzelnen Momenten schließend, öfters allein genommen hat, so möchte wohl der größte Papst des Mittelalters einen leichtern Stand gegen ihn gehabt haben. Die Geschichtsforschung hat Heinrichen längst Gerechtigkeit widerfahren lassen. In Ludens Büchern über deutsche Geschichte ist der Charakter dieses Kaisers, gewiß mit ebenso viel Wahrheit als mit neuen Aufschlüssen, gezeichnet.

Die ganze Geschichte Heinrichs des vierten ist voll erschütternder Momente, voll großer Wendungen des Schicksals. Allein der tragische Brennpunkt derselben bricht erst am Ende hervor; alle Fäden in denen das Wirken

*) Der Verfasser dieser verdienstvollen, an blühender Rede und poetischer Charakterik reichen dramatischen Dichtung, lebt in Brüssel, wo er als Professor der Geschichte der Philosophie an der dasigen Universität, in der Verbreitung und Geltendmachung deutscher Wissenschaft und deutschen Geisteslebens, einen schönen und erfolgreichen Wirkungskreis gefunden hat. D. Ned.

und Duzden dieses Herrschers verwickelt war, schlingen sich in dem Kampfe mit seinem Sohne, dem nachmaligen Kaiser Heinrich dem fünften, zusammen. Die fernsten und ältesten Gefahren, die ihm von Rom, von Sachsen, Baiern droheten, der Haß so vieler, gegen ihn verschwornen, Reichs- und Kirchenfürsten, drängen sich, bei diesem Abfall, in das Kaiserliche Haus, in seine allernächste Umgebung. Hier ist der Fürst und der Vater, das Reichshaupt, der Freund der Städte, der Nebenbuhler Roms, der in so vielen Kämpfen verherrlichte Krieger und der früh gealterte Greis ein und dieselbe Person. Alle frühern Begebnisse, die übermühtigen Scenen um Harzburg, die niederbeugende von Canossa, die winterliche Alpenfahrt, die Züge in Deutschland und Italien, der Triumph über den geistig unbesiegtten Papst, die Gegenkönigschaft von Rudolf, Hermann und dem älteren Sohne Konrad, sind nur die Stufen, um das Leben und Schicksal Heinrichs nach und nach zu der letzten Entscheidung zu spannen, es auf den Grad zu heben, wo die Geschichte der Dichtkunst den Griffel reicht.

Die nachfolgenden Blätter theilen eine Scene aus einem Trauerspiele mit, welches die letzten Lebensjahre des Kaisers, seit dem Aufstande seines Sohnes, des Deutschen Königs Heinrich, bis zu seinem Tode in Lüttich umfaßt. — Auf dem Reichstage zu Frislar, wo er im Begriffe war, die kaum hergestellte Ruhe des Reiches zu sichern, erhält der Kaiser die Kunde von dem Aufstande seines Sohnes. Verschiedene sächsische Bischöfe, der aus Mainz vertriebene Erzbischof Rothard, Herzog Magnus von Sachsen, der lange Zeit in Kaiserlicher Gefangenschaft gehalten war, Herzog Welf von Baiern, früherer Wohlthaten seines Herrn uneingedenk, treten in kurzer Zeit zu der Partei des jungen Heinrich, der gegen seinen Vater, auf welchem noch immer der päpstliche Bann lastete, bald ein mächtiges Heer zusammenbringt. Nach verschiedenen Feldzügen und Belagerungen, stehen die beiden Heere, in gleicher Stärke, bei Regensburg einander gegenüber. Auf den Rath, und vermittelt der Unterhandlungen des Legaten Gebhard von Constanz zieht der König Heinrich zwei der vornehmsten Anhänger des Kaisers, den Markgrafen Leopold von Oestreich und den Herzog Borivoi von Böhmen zu seiner Sache herüber. Den ersten gewinnt er durch die Aussicht auf die Vermählung mit der Tochter des Herzogs Friedrich von Schwaben, jenes hiebern Waffenfreundes Kaiser Heinrichs; den andern durch Verheißung des Königstitels und neuer Belehungen. Der Abfall dieser Fürsten und der im Lager laut werdende Unmuth über den häuslichen Krieg, macht den Kaiser einem Betrage zugänglich, wodurch das Glück gänzlich auf des Sohnes Seite gespielt wird. Heinrich, der König, läßt dem zum Mißtrauen geneigten Vater die Botschaft bringen, daß man im Lager selbst gegen ihn Verrath und Mord anspinne; er zeigt ihm heimliche Flucht als einziges

Mittel, sich den gemeinschaftlichen Feinden, denen die jede Reichsordnung untergraben wollen, zu entziehen. Der Kaiser, von einem Edelknaben geführt, irrt verkleidet durch sein Reich, bis er zuletzt am Rhein wieder einen Anhang um sich versammelt. Ahermals, an den Ufern bei Coblenz, treten die Heere des Vaters und Sohnes einander gegenüber. Da gewahrt der Kaiser die feindlichen Schaaren, wie sie auf dem andern Ufer aufziehen, und seinen Sohn in ihrer Mitte. Von jenem Uebermaas der innern Bewegung, das ihn bei so manchen Gelegenheiten in Unglück und Schmach stürzte, getrieben, begiebt sich der bekümmerte Vater nach den Zelten seines Sohnes. Um jeden Preis will er das Herz desselben zum Friedensschlusse gewinnen. Allein Thränen, Tussfall und Versprechen bringen nur eine scheinbare Verföhmung zu Wege. Der Sohn, seines Zieles gewis, führt den Kaiser nach Bingen, umringt ihn mit seinen Leuten, und hält ihn in jenem Schloß, wovon man noch jetzt wenige Trümmer sieht, gefangen. Als Werkzeug diente ihm dabei Gebhard, Bischof von Speier, der, wie der Erzbischof von Mainz, mit den Einwohnern seiner eignen Hauptstadt in Zwist lag. — Hier schließt der dritte Akt des Trauerspiels. — Der folgende, dessen größter Theil hier mitgetheilt wird, enthält die Thronentsagung Heinrichs auf dem Fürstentage zu Ingelheim. — Zuerst tritt König Heinrich in die Versammlung, die aus den Fürsten seines Anhanges besteht, und erklärt, heuchlerischer Weise, daß er die ihm angetragene Krone nicht annehme. Er räth selbst zur Wiedereinsetzung des Kaisers, dessen Vann und Zerwürfniß mit Rom sich ausgleichen lasse. Auf wiederholtes Dringen der Fürsten nimmt er endlich den Thron ein. Da erscheint der Kaiser mit den Insignien. Unter den Augen des Sohnes legen die heftigsten unter seinen Feinden ihre Hand an diese Zeichen der höchsten Gewalt. Der Kaiser, von Allen verlassen, legt sie auf den Stufen des Thrones nieder, und bittet um Freiheit und eine Zuflucht für sein Alter. Der neue König weist ihm, angeblich um ihn vor dem gegen ihn gereizten Volke zu schützen, die Burg ober Bingen an, wo er bisher als Gefangener gewesen. Umsonst versucht der Kaiser, diesen Spruch zu wenden. Es war dies die letzte Zusammenkunft zwischen Vater und Sohn. Das Unglück des gebeugten Herrn erweckt, wie immer, bald das Mitleid und das Pflichtgefühl, besonders der rheinischen Städte. Der Elfaß büßt die edle Treue gegen den rechtmäßigen Herrscher, mit der Verwüstung des Landes durch die Schaaren des neu erwählten Königs. Indessen gelingt es dem Kaiser, der Haft zu entkommen; lebensmüde und mit dem Gefühl des Todes begibt er sich nach Lüttich, wo er beim Bischof Dbert Aufnahme findet. Der Herzog von Limburg sammelt ein Heer für die kaiserliche Sache, während der König Heinrich sich vor Cöln gelagert hat. Die Treue dieser edlen Stadt wirft den letzten Schein der

Ehre und des Trostes auf das Lager des sterbenden Kaisers. An der Mauer dieser tapfern, auf den Rath des scheidenden Herrn befestigten Stadt, drohte schon die Macht des jungen Königs zu zerscheitern. So stirbt Heinrich der vierte, voll Trost über die Ausdauer der Bürger und im Angesichte des gewissen Sieges. Die Nachricht über des Vaters Abscheiden, die bald das Lager vor Eöln erreicht, trifft das stolze aber nicht unedle Herz des Sohnes. Das Frohlocken der Genossen über des Gegners Tod erweckt in ihm den tiefern und besseren Stolz, das Gefühl der Erhebung über eine Partei, die er jetzt zu beherrschen berufen ist. Die Volksfage erzählt, daß auf einer Maasinsel bei Lüttich an den Sarg des im Bann verschiedenen Kaisers Niemand als ein unbekannter, vom gelobten Lande heimkehrender Pilger zu beten gekommen sei. Die letzte Scene des Trauerspiels führt auch den König Heinrich an diesen Ort.

* *

Vierter Akt.

Ingelheim. Fürstentag. Der königliche Thron zur Seite, aber unbesezt.

König Heinrich, der Legat Gebhard, Erzbischof Nothard von Mainz, Bischof Gebhard von Speier, Herzog Magnus von Sachsen, Herzog Welf, Herzog Boriwoi, Markgraf Leopold. Viele andere Prälaten und Fürsten des Reichs.

Legat.

Wir harren noch in zager Ungewißheit
Und wiederholen nur aus Einem Munde
Die Bitte, so du kennst. Weis uns nicht ab!
Was heißt dich plötzlich sinnen, zaudernd schweigen,
Da alles nah der Endentschließung liegt?
Erschienen ist die Stunde, deren Schooß
Der Völker beste Hoffnung nun gereift.
Doch die Erwartung, die den Athem anhält,
Um deines Beifalls Ausspruch nicht zu stören,
Die Freude, so den Trank der Lungen spart,
Um in dem Ausruf, der dich König grüßt,
Den vollen Becher huldigend auszuschütten:
Gelähmt von Sorge, machen sie dem Flehn,
Der dringenden Frage, der Bestürmung Raum.
Dich lockt, wir wissen, nicht der Krone Glanz,
Auch bieten wir dir nicht den Schmuck und Schimmer;

Wir legen eine Arbeit, eine Sorge
Und schweren Ernst auf dich, und möchten uns
Des Dienstes kummerfreien Stand erwerben.

Heinrich.

Das Reich ist frei, es übe seine Wahl;
Denn ich verzichte, lasse hier Würde,
So mir die Zeit der Kriegerverwirrung gab.

Den Kaiser traf ein harter Doppelbann
Der Kirche und des Volks; es ist der Brand,
Den er entzündet, ausgelöscht. Er selbst
Erwartet euern Spruch. So laßt mich gehn.

Ich habe manch Geschäft mit mir zu ordnen,
Und fühle mich nicht werth, noch unerzogen,
Der Königspflicht ein ungewöhnter Schüler.

Schont meiner Jugend, daß sie nicht erröthe;
Der Purpur auf der Wange duldet nicht
Den auf der Schulter. Dieser Kreis umfaßt

So viele würdige, thatgestählte Männer,
Der Kraft und Weisheit allerkannte Muster.

Was bin ich unter euch? Gebt mir den Schemel
An eurer Seite, daß ich lernen mag,
Und stellt mich als den letzten in die Reihe,
Wo Werth und Alter gleiche Stelle nehmen.

Rothenard.

Du schiebst verschmähend weg, was du genommen,
Wofür du selbst mit uns die Waffen trugst?

Heinrich.

Nein, Bischof, nicht für dies ward ich Genoss
In diesem Werk. Was war denn unser Ziel?

Das deine? Wer erkennt es mehr als du?

Das Reich aus des Gebannten Macht zu nehmen,
Den Fluch des Einen Haupt's von vielen wenden.

Es ist gethan. Einst hast du mich gekrönt.

Es war nur eine Probe, die ich nicht
Bestehen kann; so legt man einem Kinde

Lächelnd den Kranz der Braut ins goldne Haar,
Die Stirn umbindend, eh' sie vollgereift.

Und doch, die Myrthe mag mit hellen Fäden
Noch ungebräunter Jugend sich verschlingen,

Allein das königliche Gold umgiebt
 Sich würdig nur mit seltner Greifesselblüthe:
 Jetzt mehr, als sonst, versteh' ich eure Gunst,
 Doch mehr und mehr begreif' ich auch den Mangel
 In mir, die Unterwerfung, die mein Geist,
 Zu früh besorgt, beschwert, euch schuldig ist.

Ro thard.

Du warst der Führer, Herr, vergißt du das?

Heinrich.

An des verfloffenen Jahres Werk und Frucht
 Hab' ich nicht mindern Theil als je ein andrer.
 Jedoch kann ich mich minder dessen rühmen;
 Und während ihr euch selbst und euern Völkern
 Das Leben und den Stand erleichtert seht,
 Befällt mit mancherlei Bedenken mich
 Des inneren Zweifels Wolke, das Erwägen
 Geschehner That. Dahin treibt mich's zurück,
 Wie einen Büßer nach der Waldeszelle.
 Drum laßt mich gehn. Und Bischof, wenn du dann
 Die Einsamkeit des Schülers theilen magst,
 So komm als Vater, als Berichtiger,
 Als Lenker und Ermahner in mein Haus.

Legat.

Den Titel, Herr, nehm' ich sogleich in Anspruch.
 Entzieh' dich nicht und woll' uns nicht verwaissen!
 Es wünscht sich wohl ein Würdiger die Krone,
 Den meisten dünkt sie als das höchste Ziel.
 Du, der sie haltend doch entbehren willst,
 Betheuerst um so lauter deinen Werth.

Ro thard.

Vor unsern Füßen schwindet uns der Weg,
 Sobald die Leuchte, die du trägtst, erlöschet.
 Gib uns, o Herr, nicht auf! An deinem Schluß
 Hängt Reich und Volk und aller Fürsten Macht!

Heinrich.

Ei, Erzbischof, ich stehe dir im Wege,
 So daß dein Blick die Männer nicht erreicht,
 Vor denen sich der meine willig senkt.

O helft ihr Herrn, helft, edler Magnus, Welf,
Und Leopold und Borivoi; ihr seid
Des Reiches Säulen, aber heut' verschmäht nicht,
Sein Mund zu sein.

Magnus.

Wir denken wie der Erzbischof.

Welf.

Wir wählen dich!

Heinrich.

Nicht so! die Zeit steht anders.

Leopold.

Doch nicht das Reich! Und laß uns dreimal wählen,
Die Wahl ist doch nur eine, wie der Sinn!

Heinrich.

Rom wird den Kaiser nicht verschmähen. Wollt ihr es?

Legat.

Erwarte das!

Heinrich.

Ihm geb' ich meine Stimme!

Rothenard.

Und ich vernein's, so lang mir Stimme bleibt,
Der letzte Athem tilge seinen Titel!

Heinrich.

Ihr stimmt mit mir für Heinrichen den vierten?

Rothenard.

Lebt auch der Vater dir, der Kaiser nicht!
Der Kaiser war! Das Reich von ihm zerrüttet,
Erhebt sich an des fünften Heinrichs Scepter!

Welf.

Und wer sich wider ihn den Titel beilegt,
Ist ein Verfälscher unsres Rechts, der Wahrheit!
Verfallen ist sein Gut, Rang, Freiheit, Ehre,
Wir haben gleichen Freund und gleichen Feind,
Und an dem Griff des königlichen Schwerts
Zückst du hinfort die unsern sämmtlich mit.

Gieb nach!

Legat.

Rotheard.

Nimm deinen Platz!

Heinrich.

Es muß denn sein,

Weil ihr, nicht ich, begehrt!

(Heinrich besteigt den Thron.)

Die Versammlung.

Lebe König Heinrich!

Heinrich der Fünfte lebe!

Kaiser Heinrich, mit Krone, Scepter und Mantel tritt in die Versammlung.

Kaiser.

Welche Zahl!

Hier ist noch eine ungelöschte Nummer!
 Erwartet erst den Tod, dann stellt den Namen
 Der Söhne auf der Väter leeren Platz!
 Dreht erst die Achse, der die Welt gehorcht,
 Und quetscht das Rad, worum das Leben rollt,
 Dann setzt die Zahl, und ruft den fünften Heinrich!

Rotheard.

Der Einspruch kommt unzeit, hier mag er wohl
 Den Boden nicht erschüttern, den du trittst!

Kaiser.

Sprich leiser, Erzbischof! Erlernte Mainz
 Die Sitte eines Kaisersaals nicht feiner?
 Ich komme nicht nach deiner Wissenschaft,
 Nach dem gewandt gelenkigen Gedächtniß!
 Gedulde dich!

(Nach der Reihe Einzelne anredend.)

(Zu Leopold.) Ei, Markgraf, du vermähltest

Mit unsres besten Freundes Tochter dich

In schmachbelohnten Abfall; heute komm' ich,

Dein Glück zu preisen! Hast du wohl die Mitgift

Genau erwogen, wie der Nachbar dort (Zu Borivoj)

Das neue Land, den Rang, die er als Vorkost

Sich ausbedungen? — Welf, was thust du hier?

Beschütze doch dein Land! Geh, es ist Zeit!

Beraltet ist ja dieser Bund, nun sinne
 Auf andre Wendung mit verschlagener Kunst! —
 O Magnus, du vermagst es nicht! — Sieh her,
 Den Kaiser schützt ein Zauber und die Kette
 Drückt keine Spuren in den freien Arm!
 Ergib dich; Sachse! Sieh, der Abend kommt,
 Da schweigen alle Stürme. Wolle drum
 Der Zeit gehorchen, gib dich drein! Es reicht
 An unser Leben deine Rache nicht! —
 Ihr dünkt euch groß, selbstnützlich euer Mühn,
 Seid nur die Hunde, die der Jäger hegt,
 Ihr seid die Schäfte, die der Kämpfer wirft,
 Seid das Gespann, womit die Ehrbegier
 Vorüber an der Ehre Denkmahl eilt!

(Zu Gebhard dem Legaten, und den Geistlichen umher.)

Du warst zu frühe Sieger! Dämpfe noch
 Das Lächeln des Triumphs um deinen Mund!
 Noch eine kurze Kunst! Nicht Fluch, noch Wort,
 Auch nicht Vergiftung in des Sohnes Blut,
 Und keinen Brennstoff in das Haus des Volkes,
 Auch keine fromme Zunge, nicht die Klage,
 Der Schrei des Mitleids, den ein Bettler heuchelt,
 Von diesen nichts! Legat, sag' deinem Herrn,
 Daß er dich abrufe, denn er braucht ansezt
 Nur einen Mann und einen Arm, der mich
 Aus dem Besizthum reißt. Nehmt eure Stellen,
 Das Reich ist da, glaubt ihr, der Kaiser fehle?

Rothard.

Das Reich ist hier, und war's, eh' du den Spott
 Verschollner Laute an die Pfeiler warfst!

Kaiser.

Steig' nieder, Heinrich, steig' herab, ich will
 Der Macht Kleinod' an ihre Stelle legen!
 Steig' ab, steig von der Bühne deiner Schande,
 Erhöhe dich auf ebnem Land des Rechts!

Welf.

Sparet der Reden, Herr, bedenkt, es ist
 So Frist als Raum für eure Thaten enge!
 Sieht fern!

Roßhard.

Der Zorn bringt ihn zum Rasen! — Haltet ein,
Beleidigt nicht den Herrn, den wir erhöht!

Kaiser (Gegen Heinrich.)

Du liebst den Kampf; du hast Gefangenschaft,
Die kalte Wand, um mich gespannt; wozu
Noch zaudern, da ich jetzt die Seite dir,
Die halbgebrochne Schulter zu umfassen,
Die Schläfe zu berauben, und den Stamm
Zu scheitern gebe! Sieh auf ebnem Grund
Erfahrene Richter stehen zur Entscheidung!
Dein Reichthum ist der Arm, gebrauch' ihn doch!
Gemeine Waffe ist er jeder Kraft,
Der Abentheurer streckt ihn zur Entwaffnung,
Zum Raub übt ihn die Liebe, die Begier;
Noth und Gewalt, des Daseins heißer Trieb,
Und fromme Arbeit wählen dieses Werkzeug!
Warum nicht du? Tritt her, auf daß die Jugend
Den Fuß auf meinem Halse, über mir
Die Beute schwinde, die sie abgewann!
Was suchst mehr? Nun steh' ich ja allein,
Entblößt von allem, jeder Hülfe baar,
Beschränkt auf diesen morschen Knochenbau!
Getrau' dich's nur, mit einem fecken Schritt
Bringst du den Mann zum Schweigen, der dich fordert!

Legat.

Thu' ab den Schmuck, der dir nicht länger ziemt;
Entäußre dich der Zeichen einer Macht,
Der du entsagst! Bequeme dich dem Recht!

Kaiser.

D öffne mir die Augen, Vaterland,
Und zeige mir dein Bild und deinen Mann,
In dem du wohnst, und laß durch diese Larven
Mich einen Blick entdecken, der dir gleicht!
Du stellst mich in des Dunkels Mitternacht;
Von deinen Boten ist der letzte Fuß
In ferner, todter Tiefe mir verschollen.

Allein, mit dir! — So sei es! Alles ist
Um mich gestorben, ringsum heiße Wogen!
Und schaden sie? Es trifft ihr Zorn mein Ohr,
Sie nagen nur den Boden, nicht das Herz,
Dhnmächtig überwinden sie das Tode.

Rothard.

Ist dir entfallen schon, zu welchem Zweck
Dich das Gericht der Fürsten herberies?

Welf (das Scepter greifend.)

Such' einen andern Stab für deine Jahre
Und gieb den goldnen an den rechten Herrn.

Rothard (nach der Krone fassend.)

Mainz setzt die Krone auf des Königs Haupt
Und hebt sie ab, wo sie der Rechtspruch tilgt.

Legat (den Purpurmantel ergreifend.)

Bau eine Zelle, Heinrich, webe dir
Ein hären Kleid bei Bußgebet und Fasten,
Und mindre länger nicht den reinen Glanz
Der Königszier durch den versagten Griff
Der unverföhnten, nicht geweihten Hand.

(Der Kaiser hat sich der Dreie erwehrt.)

Heinrich.

Erfüllet, Vater, euer Wort! Der Tag,
Der hier versammelt ist, hat so zum zweiten
Zum drittenmal bestätigt und beschlossen.

Kaiser.

Nührt nicht an diese Spitzen; denn sie sind
Mit der Vernichtung Kraft begabt; es ruht
Der Funke meines Lebens drin, der Spruch
Von Deutschland hat sie mit geheimer Wirkung
Gestählt, und des Betastens frechem Reiz
Antworten sie mit tödtender Magie!
Nur wer vertraut mit ihrem Geist, nur wem
Sie durch Vermählung Unterthan geworden,
Der mag sie furchtlos fassen und verleihn.
Steht fern!

Hinweg! und tastet, wenn ihr müßt, den Leib,
Doch nicht die Ehre an, die ihn bedeckt!

(zu Heinrich vor den Thron tretend.)

Ist's dieses, was ich geben soll, damit
Dein Herz gestillt ist und der Streit gelöscht?
Sind's diese Pfänder, die du willst, dies Gold,
Damit es glänzt in deiner Jahre Ruhm,
Und sich erhöht in deiner Männerhand?
Ist's dies, was ich verwirft, und du verdient,
Was ich zum Unheil, du zum Frieden brauchst,
Was alles endigt, das uns jetzt bedrängt?
Ist dies die Speise, die Begier mir raubt,
Nein die, so du bereitet und gesät?
Ist's diese Hülle, die du von mir reißest,
Nein jener Schirm nur, der mich dir entzog?
O eine andere Sprache! deren Ton
Geschmeidig sich in jede Deutung gießt;
O eine Doppelrede, die im Ohr
Willkommen findet und die Abkunft läugnet
Und ohne Lüge keine Wunden schlägt!
Ist dies die Lösung, die ich wählen muß?
Ist es die letzte Freiheit, dieses Gut,
Das letzte, zu verschenken? Nun, wohlan!
Du zeitiger Erbe des Nochelebenden,
Ist dies der Anfang deiner Reichsordnung,
Sprich, fünfter Heinrich, mach' ich's recht?

Heinrich.

Ich fordr' es nicht aus mir; doch sprach das Reich,
Der Fürsten Wille und des Kirchenhaupts
Durch meinen Mund, drum widerstrebt nicht länger.

Kaiser.

(Nachdem er die Insignien auf die Stufen des Thrones gelegt, für sich.)

Die letzte Kette sank, leicht ist die Schulter!
Wie drückte nur so schwer die kleine Bürde!
Wie, du erbleichst, die du so glänzend schienst?
Ja, glänzend schienst du! Nun entdeckst du dich!
Wär' es mein Auge, das sich trübt, und nun

Kein Spiegel mehr für solchen Schimmer wird?
 Gewöhne dich des Dunkels, deines Standes!
 Nun scheide, scheide, wie die Mutter, wie
 Ein Bräutigam das holde Leben läßt!
 Nun trägst du leicht und wanderst noch vor Abend,
 Der Sonne müde, einen kühlen Weg,
 Noch eine kurze Strecke in dem Raum,
 Wo jede Straße mündet und sich schließt.

(zu Heinrich)

Nimm nun, was dein ist, und verschmähe nicht
 Drei Stufen abwärts! Aber eh' dein Fuß
 Die letzte überwindet, heb' es auf!
 Der Stoff, noch warm von meinem Leib, darf nicht
 Von deiner Sohle leiden. Lebend hab' ich
 Mich fein entledigt, und es erbt nun weiter
 Dies räthselvolle Gut, das ich besaß,
 Dies Samenkorn von immerwachem Trieb!
 Es erbt durch Thoren und der Weisen Hand
 Der Stein, der einen Flammengeist beherbergt,
 Gebrechlich Merkmal unvergleichner Macht;
 Es ist ein Abfall des entlaubten Baumes,
 Ist eine Frucht, die in den Grund sich gräbt!

(Auf ein Zeichen Heinrichs, nimmt der Erzbischof von Mainz Krone,
 Scepter und Mantel. Indem dieser sie ihm überreichen will, steigt
 Heinrich vom Throne.)

Heinrich.

Beklagt es nicht, denn ihr gewannet selbst!
 Erwartet nun die Wirkung dieser Stunde.
 Und laßt es meine nächste Sorge sein,
 Euch zu beschützen und den letzten Frieden,
 Den ihr von Rom begehret, zu vermitteln.
 Es dankt das Reich euch der vollzogenen Pflicht,
 Und jedes Recht, das ihr begehren mögt,
 Hat seine Echtheit wieder, seine Kraft.

Kaiser.

Willst du mir danken, sei es nicht für dies.
 Ich gab das Leben dir, mach' das zur Wohlthat,
 Und würdige mich der Hälfte deines Dankes.

Doch nun gehab' dich wohl! Begrabe mich
 Unter den Purpur! Denk', ich sei nicht mehr;
 Versuch' es, Freund, es lernt sich der Gedanke!

Heinrich.

Verlaßt nicht unsern Hof! Wenn ihr's verneint,
 Dies Haus mit uns zu theilen, bleib' in Bingen,
 In jener Beste, die euch angewiesen!
 Sie ist euch Ruh' und Schuz. Nur wenig Monden,
 Und die Erregung unsrer Lande schweigt,
 Der Unmuth, der euch traf, ist dann bezähmt,
 Ist ohne Gegenstand, sobald ich selbst
 Den Schlüssel bringe, den die Kirche hegt,
 Um eure Zuflucht aufzuthun, die Schranken,
 Die kurze, letzte Trennung abzubrechen.

Kaiser.

Nicht so! Nicht eines Augenblickes Weile
 In den Verschuß, in deines Schuges Hast!
 Umsonst, umsonst, du schüttest deine Worte
 Wie Eisenringe einzeln aus dem Mund,
 Ich nehme sie nicht auf, mich anzufetten.
 Halt deinen Hof in Mainz, hier, wo du willst;
 Ich zier' ihn nicht! Du siehst, ich bin entblößt,
 Es fehlt mir jeder Titel, dir zu folgen!
 Ich finde eine Hütte wohl, ein Dach,
 Das halb den Himmel ausschließt, halb ihn zeigt,
 Wohl eine Kluft, der Freude feindlich, offen.
 Was kümmert's uns? Es braucht nicht der Gesellschaft,
 Der Freiheit nur, des offenen Wegs und Lichts!

Heinrich.

Es ist unmöglich! Wenn ihr selber euch
 Aufgebt und bloßstellt, muß ich für euch wachen.

Kaiser.

Für mich nicht, hab' ein Auge für dein Volk,
 Auf jeden Schritt, auf jedes Schwerts Bewegung!
 Sei drei- und vierfach und bewache so
 An jedem Ende deiner Grenzen Raum,
 Beachte alle Reden und Gespräch,
 Dich selbst, den Blick, die Lippen, Farb' und Haar;

Es gibt nichts kleines, alles mußt du deuten,
 Und wenn du kannst, so hasche selbst den Vogel
 Aus seinem Meer herab und frag' ihn aus!
 Doch mich laß frei, laß unbehindert wandern!

Heinrich.

Es kann nicht sein, ich sprach mein letztes Wort!

Kaiser.

Verschließe denn der Menschenrede dich!
 Du ich vergaß mich, hatt' es nicht begriffen!
 Sei schmiegsam Unterthan! Bequeme dich,
 Und freue dich, sei glücklich, wenn der Herr
 Ein wahres Lächeln oder falsches zeigt;
 Und nimm es an und frage nicht nach Grund,
 Nach Recht und Ursach, bis die Zeit dir fällt;
 Und wolle bitten, aber lern' es auch,
 In die Versagung freudig einzustimmen! —
 Du willst mich, Herr, in deiner Obhut wissen?
 Und es beliebt dir nicht, mich hülfelos,
 Unstät und schweifend in dem Land zu sehn?
 Du hast wohl deine Absicht, weiser König,
 Und forderst billig, daß ich dir gehorche!
 Doch hab' ich sehr nach freier Luft geschmachtet,
 Und um den Wandel einer Abendstunde,
 Um die Verfügung über wenig Schritte,
 Hab' ich mein Gut gelassen, wie du weißt,
 Die Erndte eines Lebens überlassen.

Heinrich.

Wir gehn nach Mainz, die Stadt ist euch bedenklich!
 Drum kehrt zurück! Wir hasten für eu'r Wohl!

(Der Reichstag ist im Begriff aufzubrechen.)

Kaiser.

Ich bin ein schlechter Miethsmann eines Kerkers,
 Bin nicht gewöhnt an eines Niegels Freundschaft;
 Die alten Glieder wollen nicht den Stein,
 Die feuchte Kellerwand zum Lager nehmen.

(zu Gebhard von Speier.)

Bischof, sei mir geneigt von diesen Freunden;
 Nimm mich nach Speier, ob ich auch noch lebe!

In weiten Häusern gibt es stille Zellen,
 Und in dem Dome dient so mancher Greis
 Mit Lesen, Beten, Lichtern und Gesang;
 Des Tags früh, oft im Dunkel, füllt sich dort
 Das Schweigen der Gewölbe mit dem Ton
 Entflammter Herzen, reiner Andacht an.
 Nimm mich mit dir und gieb' mir solchen Platz!
 Du kannst es wohl! Und so gewinn' ich mir
 Noch Brot und Wohnung, wenig, das ich brauche,
 Und will dort bleiben, fleißig, unbekannt,
 Nicht unterscheidbar, still und ohne Wunsch.

Gebhard.

Das ist nicht thunlich, Herr, das geht zu weit,
 Es gäb' ein Aergerniß und harte Nüge.

Kaiser.

Ja, du hast recht, ich bin dazu nicht tauglich,
 Ich kann nicht Psalmen singen, meine Stimme
 Bringt herben Schrei und Mißlaut in den Chor;
 Und meine Klage hält die Noten nicht
 Geduldig messend, mild anwachsend aus.
 Nein, Bischof, du hast recht, es wär' ein Schimpf!
 Ich wäre nutzlos; denn mich hat ein Schmerz,
 Langsamer Krampf des Daseins abgethan.
 Ich kann auch die Gefäße nicht mehr tragen;
 Es bebte seltsam ungestüm die Glocke,
 Wenn zitternd meine Hand die Stränge zöge.
 Das Handwerk ward mir untersagt, ich legte
 Mein Werkzeug weg, das Vorrecht meines Standes.
 Ich war zu fröhlich und verlor die Jahre,
 Ich schuf mir Heere, aber keinen Nährer,
 Ich mehrte mir mein Reich, doch nicht den Grund,
 Für einen Thron zwar, aber nicht für's Dach.
 Von mir kam alles, doch blieb nichts für mich!
 Ich bin ein Schiffer auf dem Rieselfeld,
 Worin mein Ruder keine Furche zieht,
 Und bin ein Ackerer auf der wüsten See,
 Wo meine Saat kein Erdenhorn berührt,
 Ein Fährmann an der Brücke, und ein Gaukler,
 Der tanzend in das Haus der Trauer tritt.

Ihr kennt mich ja, ihr habt mit mir gelebt,
Wozu ich nützen mag! Wenn auch gescheitert,
Und allberaubt, vielleicht ist noch ein Rest!

Ro thard.

Ihr wart ein guter Sänger, Herr; versucht,
Ob diese Kunst nicht euer Blut bezähmt.

Kaiser.

Getroffen, Bischof, wahrlich gut erdacht!
An deinem Hofe giebt es manches Fest;
An viele Weisen hat sich Mainz gewöhnt.
Du gönntest wohl dein Ohr auf eine Stunde
Und liehest mir des Mitleids kargen Sold.
Auch hab' ich mit Gesang und Saitenlust
Die Hallen oft begrüßt und in das Feld
Der Lieder Spielzeug muthig mitgeführt.
Ich hegte mir Gedicht und Ton, als Kleinod,
Als eignes Gut, wie einen klaren Brunnen,
Der sich umlaubt, und jeder Dürre trogt!
Doch ist es aus! Der Schwinge fehlt die Lust
Des Leichtsinns kühle Welle zur Bewegung!
Das Lied quillt aus der Freude, deren Bach,
Mit süßen Wogen, ungemischt sich lange
Dicht an der Trübniß tieferm Strombett zieht;
Er ist verschlungen, und der Becher schöpft,
Wo er auch suche, saure Tropfen aus!
O deine gute Meinung kommt zu spät,
Ich bin für deinen besten Rath zu morsch!
Der Mund versagt mir bei des Herzens Stillstand,
Die Lippe zittert, wo das Leben ringt,
Und Ton und Zeitmaß flieh'n, wie wenn ein Schrei
Der blut'gen Jagd wehrlose Vögel scheucht!
So schließt mich ein, begrabt mich, wenn ihr wollt,
Ich wehr' es nicht; ich weiß euch nicht zu tadeln!
Und soll ich leben, breitet Schlaf und Schweigen
Ueber den Raum, den ihr für mich gelassen!
Ihr Fürsten, lebt vergnügt und wirkt für mich!
Du jüngst mein Sohn, Gott segne deine Jahre!
Ich lebe ja, nur eins ist noch zu thun!

(Ab; Gebhard folgt ihm.)

Eine politische Satyre.

König. — So werd' ich meinen Feinden widerstehn?

Johanna. — Bezungen leg' ich Frankreich dir zu Füßen!

König. — Und Orleans, sagst du, wird nicht übergehn?

Johanna. — Eh siehst du die Loire zuwück' fliehn.

— Die Jungfrau von Orleans. —

Wie gefährlich wäre die Satyre wenn sie immer von reinen Händen geführt würde! Aber die Satyre ist wie das Schwert der Jungfrau von Orleans, das, so lange die Kämpfende rein, jungfräulich, nur von ihrer heiligen Sache begeistert war, Wunder wirkte, aber in dem Augenblicke, wo eine Leidenschaft, ein persönliches Interesse sich ihres Herzens bemächtigte, da verlor das Schwert seine Kraft. — Wir machen die Bemerkung bei Gelegenheit einer Satyre, aus der Feder Bossange's, die wir vor Augen haben, und die an Wisz und beißender Ironie ein Meisterstück ihrer Art ist. Aber Herr Bossange gehört zu jener Parthei, die aus dem Schutte und den Ruinen der Gesellschaft ihr Haus erbauen will, zu jener Parthei, die unter der Maske demokratischen Zelotismus das Volk verhezt, aufstacheln und zum revolutionären Wahnwiz treibt, um aus der zerschmeterten Constitution eine neue zu erbauen, zu deren Fesseln und Ketten sie den Schlüssel hat. — Herr Bossange ist Legitimist!

Unter allen Partheien, welche das neuere Frankreich zerwühlen, haben ohnstreitig die Legitimisten die wenigste Zukunft. Die Fahne die sie aufgepflanzt, trägt eine Inschrift, die man in Frankreich nicht mehr versteht. Die Lehren, welche sie predigen, finden kein Ohr. Ihrem Prinzip fehlt die einzige Grundlage, auf welchem es ruhen kann: der Glaube!

Und dennoch ermüden sie nicht in ihrem Viliputanischen Kampfe, und dennoch machen sie täglich neue Anstrengungen, das Danaidenfaß zu füllen. Und darin liegt auch die Ursache, warum man diesen Windmühlkampf mit mehr Ruhe als die andern Partheikämpfe, gewissermaßen mit Behaglichkeit, ansehen kann, ungefähr wie man Schauspieler betrachtet, die mit hoch-

geschminkten Wangen und großer Deklamation, nur die Worte wiederholen, die der unsichtbare Herr im Souffleurkasten ihnen einbläst, und die ungeduldig auf die Beendigung der Comödie warten, um nach Hause zu eilen und ihre Privatgenüsse und Leidenschaften zu stillen.

Der geistreiche Schauspieler ergötzt uns auch in einem unmoralischen Stücke, der geistreiche Advokat stachelt das Interesse, auch wenn er einer ungerichten Sache dient; denn Geist und Witz haben einen Cultus, der an und für sich bestehet. Von diesem Gesichtspunkte aus, und unabhängig von ihrem politischen Glaubensbekenntniß mögen unsere Leser die Satyre Bossanges, welche wir hier mittheilen, hinnehmen. Wir betrachten sie von ihrer literarischen Seite, und als solche müssen wir eingestehen, ist sie eine der witzigsten Produktionen die je aus der Feder eines Satyrikers geflossen ist.

Für den Politiker bietet sie überdies noch das Interesse, daß wir durch sie einen tiefen Blick in die Prinzipien und Träume der legitimistischen Parthei erhalten. Die Satyre führt den Titel: „Apocryphische Geschichte Frankreichs von 1830 bis auf den heutigen Tag.“

„Wir genießen“, beginnt sie, „seit elf Jahren eines so vollkommenen Glückes, so unge störter Ruhe und Sicherheit, Frankreich ist so mächtig und stolz, daß die Publicisten ihre Feder weggeworfen haben würden, wenn sie nicht auf eine der originellsten und kühnsten Mystificationen verfallen wären. Sie haben unterstellt, die Begebenheiten von 1830 hätten eine Revolution zur Folge gehabt. Gestützt auf diese Hypothese, haben sie sich die Zeit damit vertrieben, eine geistreiche Geschichte dieser elf Jahre zu erdenken, die sie sehr geschickt von Jahr zu Jahr bis heute fort erzählen. Sie haben einen nagelneuen Thron errichtet, sie haben Ministerien eingesetzt, die sich mit reißender Schnelligkeit einander folgten, haben von kostspieligen und unfruchtbaren Kriegen erzählt, Aufruhr und Gemegel erdichtet, und niederträchtige Ueberrumpelungen; sie fabeln von einem furchtbaren Deficit, von einer vollständigen gesellschaftlichen Zerrüttung, und daß Frankreich den ihm so lange zugestandenen Vorrang unter den Nationen verloren habe. Dieser Geschichte fehlt nichts, als Wahrheit, und das ist wenig. Sie ist sehr bekannt geworden und das freut mich der Autoren wegen, denn ihr Werk enthält wichtige Lehren und eine hohe Moral. Sie haben mit so vieler Kunst die unheilbringenden Folgen auseinander gesetzt, die aus der Mißachtung der Principien fließen, sie haben so wohl den Schleier zerrissen, worin die Corruption so häufig sich hüllt, daß ich nicht glaube, daß irgend eine Lectüre so sehr von Revolutionen abschreckt; wenn nun bald die Zeit kommen sollte, wo es keine Revolutionäre mehr giebt, so gestehe ich ohne Zaudern dieser interessanten Lectüre die Ehre zu, es bewirkt zu haben. Ich möchte manchmal wünschen, sie sei wirklich wahr, damit die Nuzanwendung deutlicher sei, aber sie ist erdichtet, das

weiß Jederman. Man braucht also mit Widerlegung derselben keine Zeit zu verlieren, aber um mich von dieser Lectüre zu erholen, welche, so heilsam sie auch ist, doch ermüdet und Ekel erregt, so will ich auf alle die wahren großen Begebenheiten zurückblicken, durch welche seit dieser Zeit, Frankreich das mächtigste und glücklichste Land der Erde geworden ist.

Du hast nicht vergessen, lieber Leser, daß Paris in den drei Tagen, nach der Publication der berüchtigt gewordenen Ordonnanzen, einen merkwürdigen Anblick darbot. Man hätte glauben sollen, ein Erdbeben habe Alles darunter und darüber geworfen. Das Pflaster war aufgerissen, Schutthaufen sperrten den freien Durchgang, Blut war geflossen, der Pallast des Königs verlassen und das Volk, über seinen Sieg erschreckt blickte, schüchtern um sich. Da sah man den Herzog von Mortemart heransprengen, der verkündete den Widerruf der Ordonnanzen, die Zusammenberufung der Kammern, die Abdankung Karls X. und des Herzogs von Angoulême zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux und die Ernennung des Herzogs von Orleans zum General-Lieutenant des Königreichs. Damals sprach auch Laffayette, der diesmal nicht seinen Schimmel bestiegen hatte, das herrliche Wort aus, das ihm so viel Ehre machte: „Es ist niemals zu spät.“*)

Am folgenden Tage waren die Deputirten, wie durch einen Zauberschlag vereinigt und erklärten alsbald auf den Vorschlag des Herrn Laffitte und Casimir Perier, daß sie bei der Wichtigkeit der obwaltenden Verhältnisse ihre Aufträge für ungenügend hielten, sie appellirten an die Nation und luden den Generallieutenant des Königreichs ein, eine allgemeine Nationalversammlung zu berufen, und der Herzog von Orleans that dieß eben so schnell als freudig.

Jeder der soviel Steuern zahlte, als sein fünftägiger Arbeitslohn betrug, sollte in seiner Gemeinde Wahlmänner bezeichnen, welche sich acht Tage später in den Hauptstädten der Bezirke zur Deputirtenwahl vereinigen sollten. Dieß geschah in der größten Ordnung, und die aus 918 Deputirten bestehende Versammlung, deren Mitglieder alle mit speciellen Aufträgen versehen waren, hielt am 25sten August, dem Namensstage Ludwig des Heiligen, ihre erste Sitzung. In der Wahl dieses Tages lag eine feine und bedeutsame Aufmerksamkeit des Herrn Herzogs von Orleans.

Jederman erinnert sich noch der feierlichen Sitzung, wo die Versammlung Heinrich V. zum König von Frankreich ausrief, und die Großjährigkeit in sein 15tes Lebensjahr setzte. Sie übergab inzwischen die Zügel der Regierung dem Herrn Herzog von Orleans, und jedermann bewunderte die hohe Weis-

*) Bekanntlich sagte er das Gegentheil. A. d. N. August 1791.

heit, den edlen Charakter und die entschiedene Redlichkeit, die dieser Fürst in so schwierigen Verhältnissen an den Tag legte. Er schlug den Titel eines Regenten aus, und nannte sich einfach Präsident des Regenschaftsrathes, und diesen besetzte er mit den ausgezeichnetsten Männern des Landes. Sich selbst behielt er kein anderes Recht vor, als das der Begnadigung, großmüthig schlug er jede Civilliste aus, und das überraschte Niemanden. Herrn von Billele machte er zu seinem ersten Minister, und das erweckte allgemeines Zutrauen.

Schon am folgenden Tage zerriß die Versammlung die Verträge von 1815*) unter lautem Beifall von ganz Frankreich.

In Folge dieses großen nationalen Actes, stellte sich der Herzog von Orleans an die Spitze der Armee und überzog Belgien, welches sich mit Freuden von Holland trennte, und französisch wurde, unter dem Titel „Provinz Belgien“. **) Hierauf drang der Prinz an den Rhein vor. Die Bevölkerung kam ihm entgegen, ***) die Städte öffneten ihm freudig die Thore, die fremden Besatzungen durften mit Waffen und Gepäck ehrenvoll abziehen. †) In weniger als drei Monaten und ohne Kämpfe erhielt Frankreich seine natürliche Grenzen wieder, bei einem Enthusiasmus, der fast an Wahnsinn grenzte. Der Leser sieht, daß meine Geschichte schöner ist, als der revolutionäre Roman meiner publicistischen Collegen!

Damals erschien jene erhabene und kräftige Erklärung der Nationalversammlungen an alle Mächte der Erde. Sie sprachen, daß Frankreich unabhängig sei und seine alten Grenzen wieder einnehme, und daß es beabsichtige, sich von jeder anderen continentalen Eroberung auf dem Festlande entfernt zu halten. Europa gerieth in Unruhe und wollte rüsten. Aber England war gehemmt in Indien, Rußland hatte Polen, Oestreich Italien im Zaum zu halten. So waren allen Souveränen die Hände gebunden. Die Rüstungen wurden eingestellt. Die continentalen Mächte fühlten ihren Verlust, aber auch Frankreichs Stärke. Uebrigens waren ihre Hauptbesorgnisse gehoben, da sie doch eigentlich nur die revolutionäre Propaganda fürchteten. Nach einigem Zaudern trafen die Gesandten der fremden Mächte wieder in Paris ein.

Sechs Jahre lang erfreute sich nun Europa eines tiefen Friedens, der sogar nicht gestört wurde durch den Wiederhall der im Oriente und in einigen Theilen von Südamerika ausgebrochenen Kriege.

*) Legitim — nur immer legitim!

***) Ein lockender Titel!

****) Mit Feuereschlünden und Schlachtgefängen.

†) Wirklich? „Ja, welche Großmuth!“ —

Anmerkungen d. H.

Der Herzog von Orleans und Herr von Billele, benutzten diese Zeit zur Reorganisation Frankreichs und zum Aufbau des Staatsgebäudes auf unerschütterlicher Grundlage. Sie wurden auf bewundernswürdige Weise von den ersten Staatsmännern, den größten Bürgern und den geehrtesten Schriftstellern der Nation unterstützt. Dank der Freiheit der Discussion, und um mich eines damals von dem Herzog von Broglie gebrauchten Ausdruckes zu bedienen, kannte das Publikum alle Thatsachen und die Regierung alle Meinungen. Die Presse war keine Fessel, sondern ein ungeheurer Hebel. An der Spitze der großen Bewegung in den Gedanken, bemerkte man die Herren von Chateaubriand, den Herrscher des Wortes, Caffette, von Fitz-James, Barrot, von Dreuze-Brezé, Mauguin, von Parocheaucauld, Dupin, Royaz und viele andere. Damals fieng man auch an, von Herrn Thiers zu reden, der immer bereit war, die revolutionären Ideen zu bekämpfen und von Herrn Cormenin, voll gleichen Eifers, sie mit mächtiger Ironie zu überwältigen.

Die Krone erhielt eine Ausstattung in Staatswaldungen, der Clerus erhielt ebenfalls eine besondere Ausstattung. Das Budget wurde auf den Friedensfuß fixirt. Die Nationalversammlung erhielt allein das Recht, die zur Betreibung außerordentlicher Ausgaben nöthigen Steuern zu bewilligen. Die Linke und Rechte waren immer einig, wo es sich um den Fortschritt handelte, das Centrum stimmte mit der Rechten, bei allen Fragen der Ordnung und Sicherheit, und mit der Linken bei allen Fragen der Freiheit, welcher die Rechte zwar auch nicht gram war, sie jedoch in ihrem Gange zu leiten unternahm. Bei einer solchen Versammlung hatten die großen Landesinteressen eine gefürchtete Majorität.

Die Pairskammer zeichnete sich durch reichen Glanz aus und bildete den großen Rath der Krone. Sie wurde aus allen Berühmtheiten Frankreichs zusammengesetzt. Sie begriff die Bank der Marschälle, die der Erzbischöfe und Bischöfe, die der Generale und der Magistratur. Man sah auch hier berühmte Manufacturisten, ausgezeichnete Schriftsteller und große Dichter. Lamartine wurde zum Pair ernannt. Sie hatte insbesondere das Amt der fleißigen Abfassung der Gesetze, die sodann der Zustimmung der Nationalversammlung unterworfen waren.

Frankreich wurde in Provinzen getheilt, die sich selbst verwalteten, ihre Landstraßen und Posten unterhielten und alle ihre Localbedürfnisse aus ihren eigenen Hülfquellen befriedigten. Man brauchte wegen des Baues einer Schleuse, der Ausbesserung eines Vicinalweges, der Regulirung eines Flusses sich nicht mehr an das Ministerium zu wenden. Die Minister konnten alle ihre Zeit den allgemeinen Interessen widmen und das Geschlecht der Supplicanten verlor sich.

Doch verlor die Regierung die schöne Eroberung Algiers nicht aus den Augen. Es erging ein Aufruf an die Bevölkerungen Europas, und von allen Seiten her trafen Colonisten ein. Schon im ersten Jahre zählte man deren eine Million. — Heute zählt Algier bekanntlich 6 Millionen europäischer Bewohner und 42 neue Städte. Das Zutrauen ist groß, denn der Schutz der französischen Fahne ist ein mächtiger. Zwanzigtausend Mann reichen hin, um die Sicherheit auf den Wegen in diesen weiten Landstrecken zu handhaben, und die Colonisten können eine Million bewaffneter Milizen aufbieten. Mehr als fünfmalhundert tausend Araber sind zum Christenthume übergegangen, und Abd-el-Kader ist zum Range eines Marechal de Camp erhoben worden.

Dazu bedurfte sie freilich sechsjähriger Anstrengung. Aber Alles will seine Zeit haben.

Im Jahre 1836 ergriff der König die Zügel der Regierung, bat den Herzog von Orleans, er möge fortfahren, ihn mit seinem treuen und einsichtsvollen Rathe zu unterstützen, und behielt dessen Ministerium bei.

Der Papst wollte kommen, ihn zu krönen, und der fromme und treue Prälat, Herr von Quelen, wurde beauftragt, ihn an der Gränze zu empfangen. Die großartige Ceremonie fand in Aachen statt. Der König empfing die Krone aus den Händen des Herrn Herzogs von Orleans. Es erhob sich ein Beifallsgeschrei, das man eine weite Strecke hin hörte, und welches die Geschüßsalven übertönte. Man bemerkte Freudenthränen in den Augen des Herrn Herzogs von Orleans, als er die Krone überreichte. Er sagte, der Beifall, der ihm allenthalben gespendet werde, sei sein schönster Lohn.

Der junge König wollte seinen Regierungsantritt durch eine große und nützliche Leistung bezeichnen. Bekanntlich verdankt Frankreich seinem festen Willen das ungeheuere Netz von Eisenbahnen und Canälen, wovon es durchzogen ist, und welches alle Punkte des Königreichs mit einander in Verbindung setzt. Sein System war einfach und verständig. Jede Provinz sollte den Grund und Boden liefern, der Staat die Erdarbeiten bezahlen, die Compagnien die Schienen, das Material und die Betriebskapitalien. Alle drei erwarben einen ihren Beiträgen angemessenen Eigenthumsantheil. Der König wollte auch, daß der Genuß ein immerwährender und nicht ein auf eine bestimmte Zeit beschränkter sein solle. Damals sprach er auch das schöne Wort aus, daß, so wie das Legitimitätsprincip ein ewiges sei, so müsse es auch die Ewigkeit des Eigenthums sichern.

Während so große Dinge unaufhaltsam vollendet wurden, begaben sich wichtige Ereignisse. Europa gerieth in Unruhe, der öffentliche Friede wurde

gefährdet. Mehemed Ali hatte das Joch des Sultans abgeschüttelt, und bedrohte ihn vor den Thoren von Constantinopel. Rußland ließ seine Armeen ausrücken, England rüstete seine Flotten, Oesterreich intervenirte und Frankreich schlug alsbald vor, daß ein großer Congress in Rom gehalten werden solle.

Die Verhandlungen begannen, und unterdessen rüsteten alle Mächte. Europa hatte das Ansehen eines großen Lagers. Die Nationalversammlung trat zusammen, um 500 Millionen Franken zu votiren. Es geschah dieß durch allgemeinen Zuruf, mit einer Uebereinstimmung, die wohl geeignet war, Europa's Könige zum Nachdenken zu bewegen. Einige Deputirte schlugen vor, Paris zu besetzen, und diese unheilvolle Meinung fing an Fuß zu fassen, als eine Broschüre des Herrn Thiers erschien. Dieser gewandte Schriftsteller behandelte die Frage von höheren Gesichtspunkten, er bewies, daß Paris durch das Meer, den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen hinreichend besetzt sei. Er flößte Schaam in die feigen Seelen, welche Frankreichs Stärke anderswo finden wollten, als in dem Muth und dem Patriotismus seiner Söhne. Er stellte Zahlen auf, und bewies, daß eine halbe Milliarde rein verschleudert würde. Dann erklärte er, den Namen der Freiheit anrufend, daß Paris, der Sammelplatz der Intelligenz und des Genies, unter dem Schatten der Bastillen ausarten würde und war nahe daran, jeden Deputirten des Hochverrathes anzuklagen, der für eine solche Maßregel stimmen würde. Durch die Broschüre des Herrn Thiers wurde der Plan vernichtet, und der König von Frankreich verlieh ihm als Zeichen seiner Zufriedenheit das Großkreuz der Ehrenlegion. „Der Mann, der allein einen so großen Fehler hintertrieben hat, ließ er ihm sagen, hat einen nationalen Sieg errungen.“

Unterdessen versammelte sich der Congress zu Rom. Der König sandte dahin ab die Herren Berryer, Herzog von Fitz-James, Marquis von Dreuz-Brezé, Marschall Soult und seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Chateaubriand. In der Halle der St. Peterskirche beschloß man die Vernichtung des Islams. Rußland erhielt die Türkei, England erhielt Egypten, Preußen erhielt zur Entschädigung eine Gebietsarrondirung, Frankreich erhielt Jerusalem und Palästina, aber, immer großmüthig im Gefühl seiner Kraft, begehrte es darüber keine Oberherrschaft. Es stellte den Orden der Johanniter von Jerusalem wieder her, theilte ihn in eben so viel Zungen, als es Nationen in Europa giebt, und machte ihn zum Hüter der heiligen Orte. Die Juden strömten von allen Enden herbei, und erwarben wieder ihre Nationalität, nachdem sie zu den Füßen des heiligen Vaters bekannt hatten, daß der Sanhedrin von Jerusalem den Messias gekreuzigt habe. Herr von Rothschild, der mit seinem

Beispiele vorangegangen war, und sechs Collegien gegründet hatte, erhielt den Titel eines Herzogs von St. Jean d'Acree.

Diese Ereignisse, welche beinahe die Welt in Flammen gestürzt, und Europa von Grund aus erschüttert hätten, wurden, Dank der Achtung gebietenden Stellung und Uneigennützigkeit Frankreichs! die Grundlagen des heutigen allgemeinen Friedens. Es wurden damals in Europa große Verschwägerungen gestiftet, durch welche neue Bande und Verpflichtungen zwischen den Souveränen und den Völkern begründet wurden. Die Freude war allgemein, als man erfuhr, daß der König die Prinzessin Alexandra, die Tochter des Kaisers von Rußland, heirathen würde. Der Marquis Henri de la Roche-Jaquelin wurde zum außerordentlichen Gesandten ernannt. In dieser Wahl lag eine dem Kaiser erzeigte Aufmerksamkeit, weil dieser die glänzende Tapferkeit nicht vergessen hatte, welche Herr von Paroche-Jaquelin an der Spitze des russischen Vortrabs in einem denkwürdigen Feldzuge gegen die Türken an den Tag gelegt hatte. Kaiser Nikolaus wollte ihn nicht in den Sälen seines Palastes empfangen, sondern der Gesandte wurde in großem Pomp auf den großen, von der kaiserlichen Garde besetzten Platz geführt. Gleich bei seiner Ankunft stand der Kaiser vor ihm, ergriff seine Hand, und erinnerte ihn lächelnd an den schönen Wahlspruch: „Gehe ich vorwärts, so folget mir; sterbe ich, so rächet mich; fliehe ich, so tödtet mich.“

Die junge Prinzessin reiste bald nach Frankreich ab; sie durchzog Europa. Das Volk drängte sich überall so sehr, die junge Königin von Frankreich zu sehen, daß ihre Reise von St. Petersburg nach Paris einem langen Triumphzuge glich. Am höchsten war aber der Enthusiasmus in Frankreich selbst. Die Allianz mit Rußland war etwas ganz Neues. Die beiden Völker, die sich bisher nur auf Schlachtfeldern kennen und achten gelernt hatten, wußten, da sie in allen Dingen verschiedene Interessen hatten, daß niemals Nebenbuhlerschaft und Concurrrenz zwischen ihnen statt finden würde. Die Prinzessin war in der Blüthe ihrer Jugend und Schönheit. Ihr Blick und ihr sanftes Lächeln eroberten ihr alle Herzen. Sowie sie Frankreichs Boden betreten hatte, war sie auch ganz Französin, und man konnte sie nur lieben.

Bei dieser Gelegenheit wollte der König dem Zweige der Orleans seine Zuneigung zeigen, und es gefiel ihm, in die Ehe seiner Schwester, Mademoiselle, mit dem Herrn Herzog von Chartres, dem ältesten Sohne des Herzogs von Orleans einzuwilligen. Der junge Prinz hatte in Afrika mit Auszeichnung gedient, und sich immer durch seine Ergebenheit gegen die Person des Königs ausgezeichnet.

Das folgende Jahr war durch zwei andere Verbindungen merkwürdig, wodurch das Haus Orleans zu einem souveränen wurde, und welche bewiesen, wie hoch der Herzog von Orleans durch sein edelmüthiges Benehmen und seine bewundernswerthe Treue in der öffentlichen Achtung stand. Der Herzog von Nemours heirathete die Königin Victoria, und erhielt mit ihr den Thron von England unter dem Beifalle des katholischen Irlands. Die Prinzessin Clementine heirathete den Prinzen von Asturien, Präsumptiverben der spanischen Krone.

Damals trug sich eine sonderbare Geschichte zu, wodurch die Literatur beinahe eine ihrer größten Berühmtheiten, und die Universität ihre schönste Zierde verloren hätte. Der gelehrte Professor Guizot las den politischen Roman, den ich oben erwähnt habe, und konnte nicht umhin, ihn immer von Neuem zu lesen. Er war unwillig über die abscheuliche Rolle, die man ihn in diesem Werke der Phantasie hatte spielen lassen. Man hatte darin nämlich erdichtet, er sei in Folge parlamentarischer Intriguen mehrmals Minister geworden, er habe „unbarmherzige Befehle“ ertheilt, und durch „Einschüchterung“ regieren wollen. Er sollte meuchlerisch die Hand an die Freiheit der Presse gelegt haben, und man griff seine Ehre als guter Bürger dergestalt an, daß man behauptete, er sei ein gefälliges Spielzeug in den Händen der englischen Diplomatie gewesen, Herr Thiers habe ihn zum Gesandten ernannt, er habe ihn verrathen, um ihn zu stürzen, und seine Stelle einzunehmen. — Herr Guizot riß sich vor Verzweiflung die Haare aus, er phantasirte lange im Fieber, und rief unaufhörlich: „Nein, alles ist erlogen, ich bin kein tugendstrenger Intriguant, ich bin kein schlechter Franzose!“

Man mußte ihm reichlich zur Ader lassen, kalte Douchebäder anwenden, und ihn im Auge behalten. Der gelehrte Doctor Blanche meinte, man solle ihm seinen langen Professorsrock anlegen, ihm das viereckige Barett aufsetzen, und ihn so vor den Spiegel stellen. — Dieß hatte ganz guten Erfolg. Da der Kranke sah, daß er noch Professor sei, so vergaß er, daß man unterstellt habe, er sei Minister. Er kam wieder fast ganz zu Sinnen, und weinte vor Freuden, daß ihn, Gottlob, nur der Alp gedrückt habe. Auch verlangte er eine gewisse Genugthuung, und beschloß das Journal des Débats wegen Calumnie anzuklagen, weil es den politischen Roman aufgenommen hatte. Das Journal wurde einstimmig verurtheilt, und verlor seine Abonnenten, was ihm mehr Schmerz verursachte, als die Verurtheilung. Das ist das einzige Beispiel eines Pressprocesses in diesen elf Jahren.

Und nun möge man diese beiden Geschichten vergleichen und wählen.

Nach der einen ist Frankreich groß, mächtig, reich und glücklich; nach der andern ist es klein, schwach, arm und unglücklich. Dort ist der Her-

zog von Orleans der bedeutendste und geliebteste Mann auf der Erde. Man drängt sich um ihn, wo er erscheint, und trägt ihn im Triumphe einher. Hier, wo man ihn unter dem Namen Ludwig Philipp kennt, ist er überhäuft von Sorgen, von Feinden umgeben, durch schändliche Geheimbünde bedroht, die den Barricaden ihren Ursprung danken, und der Zielpunkt feiger Mörder.

Glaube mir, meine Geschichte ist die wahre, lieber Leser, und gewiß du glaubst es, wenn du, wie ich — schöne Träume liebst.

Tagebuch.

Wahrer Stand der belgischen Buchdruckerei.

Um manchem Ausländer, der sich für die Sache interessirt, in Stand zu setzen, ein Urtheil über die Ausdehnung der so viel besprochenen belgischen Buchdruckerindustrie zu geben, theilen wir aus einem Berichte über die diesjährige Industrie-Ausstellung folgende Notizen mit.

Im Jahre 1838 gab es in Brüssel 52 Buchdruckereien, mit 220 Pressen, worunter 9 mechanische, wovon jede die Arbeit von 9 Handpressen verrichtete. In allen andern Theilen des Landes gab es zusammen etwa 200 Pressen. Der größte Theil dieser Pressen arbeitet entweder gar nicht, oder doch nur theilweise. Der Werth dieser jährlichen Erzeugnisse wird von Briavoinne, in seinem Werke über die Industrie, auf 9 Millionen Franken berechnet (?), wovon zwei und eine halbe Million auf ausländische Nachdrucke kommen. Der Werth der Exportation beträgt etwa eine Million, und im Inlande wird ebenfalls für eine Million consumirt, da die Hälfte des Landes kein Französisch versteht. Frankreich exportirt jährlich 800000 Kilogramm Bücher; Belgien etwa nur 120000 Kilogramm. Frankreichs Schaden aus den Nachdrucken, kann also so groß nicht sein. Seit der Revolution beschäftigt sich die Buchdruckerindustrie mehr mit Auflagen ernster wissenschaftlicher Werke als früher, und weniger mit Romanen und belletristischen Schriften.

Durch Schönheit und Eleganz des Druckes, glänzten vor Allem einige Erzeugnisse von Adolphe Wahlen, Meline, Gans und Comp. Durch Wiederaufbringen antiker Schriftzeichen, zeichneten sich Foyez und die ascetischen Werke des Herrn Paning aus. Von Schriftgießereien werden die der Herren Meline, Gans und Comp. und die des Herrn Vanderborght in Brüssel, mit Auszeichnung genannt.

Die philharmonische Gesellschaft in Brüssel.

Wenn ein Fremder den Reichtum und die Lebenslust der Belgier kennen lernen will, so braucht er nur in die verschiedenen Privatvereine, Casinos u. welche der geselligen Erholung gewidmet sind, sich einführen zu lassen, und er wird erstaunt sein, über den Aufwand von Pracht, Luxus und Comfort, den man daselbst antrifft. Das neue Gebäude, welches die philharmonische Gesellschaft zu Brüssel zur Feier des Cäcilienfestes einweihte, und in welchem von nun an ihre Concerte und sonstigen Versammlungen statt finden werden, ist in der That ein merkwürdiges Monument brabantischer Wohlhabenheit und Geselligkeit. Namentlich ist der große herrliche Saal ein wahres Prachtstück, sowohl in Bezug auf das Gebäude selbst, als der reichen und eleganten Ausstaffirung. Diese philharmonische Gesellschaft ist wohl diejenige, welche unter allen belgischen Gesellschaften die meisten deutschen Mitglieder zählt. Unter diesen befinden sich die ehrenwerthesten Namen der Brüsseler Handelswelt. Der Präsident, Herr Heimbürg, so wie der musikalische Leiter der Gesellschaft, der bekannte Musikdirektor, Herr Bender, sind beide Deutsche. Auch der Eigenthümer des neuen Gebäudes, Herr Benda, der sich des Auftrages, welchen die Gesellschaft in seine Hände gelegt hatte, auf eine überraschende und eclatante Weise entledigt hat, ist ein Deutscher. Die Gesellschaft steht unter dem Protektorat des jungen Kronprinzen von Belgien, des Herzogs von Brabant.

L — th.

Herr Gustav Brand und der deutsche Gesang.

Ein junger deutscher Liedersänger, Herr Gustav Brand, hat sich in Brüssel und Antwerpen hören lassen; in letzterer Stadt war sein Erfolg günstiger als in ersterer. Brüssel ist zu französisch, um einem Versuch dieser Art besonders günstig zu sein. Herr Brand hat eine hübsche, aber nicht besonders voluminöse Stimme. Sein Hauptverdienst besteht in einer tüchtigen Deklamation; er ist ein deklamatorischer Sänger. Gewiß kein geringer Vorzug; aber ein Vorzug, der nur da gewürdigt werden kann, wo das Auditorium die Sprache, in welcher die Verse geschrieben sind, versteht, und dem Charakter und dem Geiste des Gedichtes folgen kann. Herr Brand singt nur deutsche Balladen. Wie groß aber ist das Publikum in Brüssel, welches des deutschen Ausdrucks so mächtig ist, um ihm im Gesang zu folgen? Es ist ein anderes um die Lektüre, oder selbst um das Anhören einer deutschen Predigt, eines deutschen Vortrags, und es ist ein anderes um das Auffassen einer durch Musik sich schlängelnden Dichtung. Hierin liegt ja auch der Hauptgrund warum unsere deutschen Opern so wenig Glück im Auslande machen. Rossini, der den Grundsatz eingeführt hat *a basso le parole!* ist ein Weltmusiker geworden, weil er eben die Musik unabhängig von dem Worte machte, so daß sie überall verständlich wurde, auch da, wo der italienische Text dem Hörer unzugänglich ist. Aber der deutsche Componist, der Wort und Ton, Text und Musik wie Körper und Seele betrachtet, die zusammengehören und nicht getrennt werden dürfen, der findet nur da eine Heimath, wo das deutsche Wort heimisch ist. Möge Herr Brand sich trösten, mit dem Schicksale Spohrs, Lindpaintners, Marschners u., denen es nicht besser geht, als ihm.

Druck und Verlag des deutschen Verlagscomptoirs in Brüssel.

Deutsche Taschenbücher.

Rheinisches Taschenbuch für 1842.

Herausgegeben

von

Dr. A d r i a n . *)

Unter den Taschenbüchern, womit uns der diesjährige Herbst beschenkt, muß das rheinische, schon wegen seines Titels, eins der ersten sein, die wir hier in Belgien bewillkommen. Wir begrüßen es als eine Gabe des deutschen Nachbarlandes, mit dem wir schon aus dem Grunde in nähern literarischen Verkehr zu treten uns getrieben fühlen, damit wir uns nicht vorwerfen müssen, daß geistige Schranken und Scheidungen noch fortbestehen, während die Mechanik und der rechnende Verstand die des Raumes und Bodens bereits überwunden haben. Zwar haben wir hier an den Grenzen von Deutschland einen nicht ungünstigen Standort, um das Vaterland im Großen und in seiner Gesammtheit zu überschauen, um die ausgedehnten und getheilten Gebiete, die es umfaßt, durch einen perspectivischen Blick einander näher zu rücken; manche Unterschiede, welche in der Mitte des deutschen Lebens den Blick der Kritik oft stören und verwirren, so mancherlei Lärm, welcher auf der Arena selbst das Ohr eine Zeit lang betäubt, und es leicht des Sinnes beraubt, den wahren Ton, der in der Zeit anklingt, das herrschende und reine Verhältniß zu vernehmen, — dies alles können wir hier ohne Mühe von uns fern halten. Allein, wenn wir so bei Besprechung der Erzeugnisse deutscher Kunst, Poesie und Wissenschaft angewiesen sind, die umfassenderen Ge-

*) Mit 8 Stahlstichen. Frankfurt a. M., bei J. D. Sauerländer.

sichtspunkte zu bewahren, wenn wir in den Bewegungen der deutschen Literatur vor allem das allgemeine Ziel, wohin sie deuten, auffuchen, so soll uns diese größere und ernstere Aufgabe doch keineswegs hindern, an den mannichfachen besonderen Interessen und Gefühlen einen Antheil zu nehmen, woran das deutsche Vaterland mit seinen zahllosen kleinen und großen Städten so reich ist.

Und so wollen wir gleich unsere Sympathie für die freundlichen rheinländischen Zierden gestehen, womit Grabstichel und Feder das vorliegende Taschenbuch ausgestattet haben. Der Gedanke, für den artistischen Theil des Almanachs die Gemälde Lebender deutscher Künstler zu benutzen, verdient völligen Beifall; wir verlangen, daß ein solches Jahresprodukt die frische Färbung der Tage und des Ortes an sich trage, denen es seine Entstehung verdankt, und daß es dadurch den Austausch der neuesten Erzeugnisse der verschiedenen Localitäten vermittele.*) — Das Titelbild zeigt uns das Portrait des geschätzten Malers Ph. Veit, jenes Meisters, welcher, zugleich im Geiste der deutschen und der römischen Malerschulen, einfache Wahrheit der Composition mit der Begeisterung des Gefühls verschmilzt. Ein schöner Stahlstich stellt dieses Künstlers Bild: die beiden Marien am Grabe, vor. Ein anderes Blatt giebt uns: Mädchen auf dem Berge, nach Vegas; es folgt eine zierliche Tafel: die Braut, nach Kustige; sodann ein ausdrucksvolles Bild nach F. Lessing: Ezzelino da Romano, im Gefängnisse, in der letzten Stunde seines Lebens, wo Wuth und Ingrimm des gefesselten Tyrannen, die Heilung der Wunden unmöglich machte. Romeo und Julie, von C. Sohn, ruft uns aufs neue die lieblichste Scene des großen Dichters vor's Auge. Zuletzt kommen noch die Elfen, von Steinbrück, nach der allbeliebten Tieck'schen Novelle. — Wir möchten noch den Wunsch aussprechen, daß uns das Rheinische Taschenbuch auch eine Auswahl von jenen in Frankfurt gestifteten Bildern des Kaisersaales liefere, welche in neuester Zeit das eigenste und monumentalste sind, was die kunstfünnige Stadt Frankfurt auf diesem Felde uns bieten könnte.

Die erste Novelle des Almanachs: Der Tyrann von Padua, von G. v. Heeringen, behandelt eine Scene aus Ezzelins Jugend.

*) In Belgien, welches eine Almanachliteratur, wie Deutschland sich deren erfreut, nicht besitzt, wäre Stoff und Gelegenheit genug, zu dergleichen Unternehmungen. Es reicht hin auf die jährlichen Kunstausstellungen und den Reichthum nationaler Erinnerungen und Denkmäler, auf die vielen noch uneröffneten Quellen heimathlicher Geschichte und Novellistik hinzuweisen.

Der Gegenstand ist glücklich gewählt; der Verfasser zeichnet uns seinen Helden in den für den Charakter desselben entscheidenden Momenten, er läßt uns die Umwandlung seiner ursprünglich nicht unedlen Natur erkennen. Doch ist von Anfang an dem Wesen Ezzelins ein Zug vor Wildheit beigemischt, die ihn, sobald er sich selbst überlassen bleibt, zu Rachsucht und Grausamkeit anspornt. Die erste Ursache, welche Ezzelins Groll gegen Padua erweckte, fällt in seine frühe Jugend. Kaum dem Knabenalter entwachsen, ohne Rang und Güter, knüpft Ezzelin ein Liebesverständniß mit Bianca, der Tochter des Podesta von Padua an. Der Vater, der das Geheimniß entdeckt, treibt den stolzen Jüngling, nach öffentlicher Demüthigung, schmachvoll aus der Stadt; Ezzelin rächt den Spott, den er noch an dem Thore der Brenta erfährt, durch Ermordung eines paduanischen Bürgers. Bianca wird an den Arzt Bernetti, den Vetter des Ermordeten, vermählt. Indessen thut sich Ezzelin durch kriegerischen Muth in Gefolge Kaiser Friedrichs II. hervor; seine glänzende männliche Schönheit fesselt den Blick der Frauen; Bianca sucht vergebens, den Jugendgeliebten zu vergessen, und die schöne Brescianerin Laura, wirft ihr Auge auf den stattlichen Helden, als sie ihn bei dem Einzuge des Kaisers, der damals seine Vermählung mit Jolanthe feiern wollte, durch die Straßen ihrer Vaterstadt reiten sah. Die ausgezeichneten Gaben des ernstesten, verschlossenen und kühnen Jünglings, bewogen den Kaiser, ihn den Paduanern zum Herrscher zu setzen. — Er kennt den Groll, den Ezzelin gegen diese Stadt hegt, und entschuldigt ihn; er gibt Padua in seine Hand, weil diese Stadt in den welfisch-ghibellinischen Fehden eines strengen und unbeugsamen Herrn bedurfte. Ezzelin hält seinen Einzug in Padua. Auf einem Balkon erblickt er Bianca; die Leidenschaft erwacht mit erneuter Gewalt in der Brust des jungen Fürsten, den im Angesicht des Ortes, wo man ihn einst schimpflich bestrafte, das volle Gefühl seiner Macht über die ihm anheingeegebene Stadt übersfällt. Den Abend beim Tanz vermißt er die Geliebte. Stürmisch fordert er von Bernetti, ihrem Gemahl, daß er sie herführe. Aber der Bürger kennt die Grenzen der fürstlichen Gewalt, und verweigert es; endlich, als Ezzelin immer heftiger in ihn dringt, verläßt er den Saal. Vom Fieber der Leidenschaft und Wuth ergriffen, schlaflos, von Nachgedanken gequält, steht der Fürst von seinem Lager auf; er fordert einen Trank zur Kühlung; ein paduanischer Edelknabe bringt einen Pokal. Als er ihn an die Lippen setzt, erschallt das Geschrei: es ist Gift in dem Tranke! Bianca, im Nachtgewande, erscheint, flüchtig, den Busen mit

einem Dolche durchbohrt, den Bernetti auf sie gezückt hatte. Ezzelin ringt mit Bernetti, und entwaffnet ihn. Ganz Padua ist in Aufruhr, Welfen und Ghibellinen theilen die Stadt in kämpfende Lager. Der aufgehende Tag zeigt Ezzelins Sieg, die Straßen und Paläste mit Leichen bedeckt. Als nach diesem Begebniß Ezzelin düster sinnend in seinem Gemache saß, erschien Donna Laura vor ihm, von Liebe zu dem Manne im verödeten Palaste getrieben. Sie kommt, ihn von der Schwermuth zu erretten, in der er sich zu verzehren droht. — „Nun bin ich hier, Ezzelin,“ sagt sie, „mit meinem fühlenden Herzen, das mit Euch weinen will, und die Hälfte des tödlichen Grams, der Euch verzehrt, von Euch fordert. Zu Euren Füßen kniee ich und flehe um diese Gabe. O blickt mich sanft und menschlich an, lächelt gütig auf mich herab. — Sie drückte seine Hand von Neuem an ihre Brust, an ihre schönen Lippen. — Du warst ihre Freundin, und kommst Blutrache für sie zu fordern, sagte Ezzelin, mit der Linken über seine Stirn fahrend. — Auch das, wenn Du willst, athmete Laura. Dich nur rette, Du Herrlicher! Kann Blut die Fessel sprengen, die Deine Seele drückt, den Fels wegschütten, der auf ihr lastet, so laß es fließen. Vergieß es in Strömen, — Du hast die Macht dazu und das Recht. Man sagt es sei Dir Botschaft gekommen vom Kaiser, der Dir anrath, ein strenges Gericht zu halten über Padua, und die frevelmüthige Stadt ohne Gnade zu züchtigen. — Dem ist so. — Und willst Du es? — Ich will es. — So ward Ezzelin der Tyrann von Padua, und Laura nach Jahresfrist seine Gemahlin.“ — — Es kann auffallen, warum einem schon in seiner Anlage so gemischten und unsichern Charakter, wie Ezzelin, vom Kaiser Friedrich II. der wichtige Posten in Padua anvertraut wird. Dieser Punkt scheint in der vorliegenden Erzählung nicht befriedigend gelöst. Um dies zu thun, hätte der damalige Zustand der Fehde zwischen Ghibellinen und Welfen, die nur im Allgemeinen erwähnt wird, näher und wirksamer in die Geschichte gezogen werden sollen, und dafür wäre vielleicht gerathener gewesen, solche Episoden, wie die bekannte Kreuzfahrt deutscher Knaben, wegzulassen. Zwar ist diese sehr ergreifend vorgestellt, doch liegt sie den Grenzen dieser Novelle zu fern. Als Ungleichförmigkeit in der Composition erscheint die Art und Weise, wie Friedrich II. eingeführt ist. Er tritt gleich Anfangs zu sehr in den Vordergrund; diese mächtige Persönlichkeit fesselt sofort unsere Aufmerksamkeit, und wir müssen uns doch nachher entschließen, sie gegen eine andere, minder große, umzu-tauschen. — Die Form dieser sehr unterhaltenden Erzählung ist leicht

und glücklich, die Bewegung rasch, die Schilderung ansprechend, voll lebendiger Züge und Farben. —

St. Hubertustag, Novelle von L. Storch, ist eine complicirte und spannende Familiengeschichte, mit jener Geschicklichkeit angelegt und berechnet, die bei Romanen, deren Motive Schuld, Fluch, gespenstische Einwirkungen, Träume, Rache und Schicksal sind, in die Stelle des freien dichterischen Ergusses zu treten pflegt.

Aus einem furchtbaren Frevel, den ein hartherziger Baron und Waidmann, an einem Bauer, wegen Wildschießens, verübt hat, entspringt ein Familienfluch, dessen zahlreiche Opfer am St. Hubertustage dem rächenden Dämon verfallen. Die Reihe derselben schließt Emil, ein junger Edelmann, den wir den Helden der Erzählung nennen würden, wenn dazu in ihm eine Anlage wäre. Am Tage vor seiner festgesetzten Vermählung erreicht ihn das Geschick. Indes erleidet seine Geliebte dadurch keinen Verlust; sie empfand mehr Mitleiden und freundschaftliches Zutrauen als Liebe zu dem von Schwermuth und Lebensunlust geplagten, weicherzigen Jüngling, dessen ganzes Sein sich auf kränkliche Weise an ein weibliches Wesen klammert, nicht mit dem Gefühl, dasselbe beglücken zu können, sondern von dem dunkeln Verlangen getrieben, für das sonst farblose Leben irgend einen festen Halt zu finden. Sigismunde liebt den Grafen Born, und nachdem alle dunkeln Mächte das Feld geräumt haben, wird sie seine glückliche Gemahlin. — Die gelungenen Partien der Erzählung sind die Spuckscenen im Schlosse Tannenforst. Auf dergleichen, wie es scheint nie abzunuzenden Effekten, beruht größtentheils das Interesse dieser übrigens mit viel Gewandtheit gearbeiteten Novelle. An treffenden Schilderungen fehlt es nicht. Doch ist der Eindruck der Geschichte mehr peinigend als anziehend. Alles das Unge- mach, welches die Familie des Barons betrifft, ist Folge der Schleich- tigkeit, der rohen Willkühr, gemeiner Tyrannei; nicht ein mächtiges Gefühl, nicht eine gewichtige Individualität, welche uns dem drückenden Mitleiden enthebe, womit wir den Begebenheiten zu folgen gezwungen sind. Die edle Figur des Stückes ist der Graf; aber dieser glückliche Schlussheld ist von Anfang an so fertig, so abgeschlossen, so ein bloßer Mann der Welt, in alles von vorn herein sich schickend, daß er keine große Theilnahme erwecken kann. Emil ist eine unschuldige, aber be- trübte Natur; er ringt nicht einmal mit seinem Geschick; er erliegt ohne Kampf und Entschluß. Wie kann eine solche Figur den Dämon zur Ruhe bringen? — Die bloße Fatalität, die uns mechanisch faßt, gehört

in die verlebte Novellenliteratur, wie sie auch im Drama längst überwunden ist, wo sie sich als Gattung geltend machen wollte.

Die Dornen, Erzählung von Wilhelm Müller, ist in lebendiger, anschaulicher Weise geschrieben. Eine moralische, ernste Grundlage trägt das Ganze. Eleonore, die Heldin der Novelle, erzählt einer Freundin die Geschichte ihres Lebens, — ein Bekenntniß kalten Stolzes, herzloser Eitelkeit, wodurch sie über den ihr ergebenen, aber verschmähten Liebhaber empörende Prüfungen, über ihren Vater und sich selbst das äußerste Elend häuft. — Schon als Kind zeigt Eleonore jene Grausamkeit, welche, weil sie aus dem Naturell stammt, aller Folgen spottet. Ein blondlockiger, märchenerzählender Knabe, Sohn des Malers Mohrath, soll ihr eine Rose pflücken, die von einem Abhange der Tharandter Hügel das Auge des Kindes lockt. Der Knabe kann sie nicht erreichen, da drückt die erzürnte Kleine ihm das Gesicht in die Dornen, er stürzt, und wird unten in der Felskluft, blutend, mit gräßlich zersurchtem Gesicht aufgehoben. Diese Unart ist das Vorspiel zu mehreren, der ersten nicht sehr unähnlichen Scenen. Die Vergnügungen der großen Welt, die gleißende Schmeichelei der Gesellschaft, ersticken in der jungen Dame jedes tiefere Gefühl. Mehr als einmal wagt der Jüngling das Leben für eine Laune des stolzen Mädchens. Mehr als einmal werden wir über die Schluchten, an die Felsenränder der sächsischen Schweiz geführt. Eleonore schenkt ihre Hand, ohne Liebe, dem Baron Edgar, einem treulosen Glücksjäger, welcher in den Tagen der Befreiungskämpfe zu den Franzosen übertritt, indem er das gesammte Vermögen seines Schwiegervaters mit sich nimmt. Der Alte fällt darüber in Wahnsinn. Im Verein mit ihrem unverbrüchlichen Freunde und Helfer in der Noth — denn sie ist jetzt aller Mittel beraubt — widmet sich die Tochter der Pflege desselben. Dennoch verläßt sie den Freund und Vater, verlockt von ihrem Gatten, dessen Verrath in ihren Augen durch Gold und Rang überstrahlt wird. Der Vater stirbt vor Gram. Um diese Zeit fällt die große Schlacht von Leipzig in die Geschichte ein. Am dritten Tage eilt Eleonore auf das Feld; sie sieht, wie ihr Gemahl auf dem Flusse, von einer Kugel getroffen wird; Mohrath rettet, auf ihr Geheiß, den Todtverwundeten ans Ufer, wird aber selbst von der Gewalt der Fluthen und des Getümmels in den Strom zurückgeworfen. Es findet sich zuletzt, daß Edgar mit einem zweiten Weibe vermählt war. — „Ich hatte kein Mitleid mit seinem Sterben, und es war mir, als müsse ich im fühllosen Hohn wie er auflachen. Da ich aber mein Auge abwandte, fiel es auf den Armen, den ich, um des Falschen willen, in

den Tod gesagt hatte. Ich sah ihn noch einmal aufstauen, sah noch einmal sein Auge mit einer unendlichen Wehmuth, mit einer unaussprechlichen Liebe nach mir hinüberblicken, — dann sank er unter, und über ihm rollte das Gewoge und Gedränge wie vorher. Da brach ein entsetzlicher Schmerz meinen starren Sinn; bei dem Tode meines Vaters versteinte mein Herz, jetzt verblutete es aus tausend Wunden. Alles, was ich in meinem verfehlten Leben gethan, drängte sich jetzt mit furchtbarer Erinnerungskraft meinem Geiste auf. Jetzt, jetzt erst, von dieser Stunde, hatte die Neue eine bleibende Stätte in meiner Brust, und ich empfand, daß mein ganzes Leben eine Seelenverfinsternung gewesen.“ — Sie beschließt, sich in ein Stift zurückzuziehen. Unterwegs fällt sie in eine schwere Krankheit. Die aufopfernde Sorge eines Arztes schafft ihr Genesung. — „Da wankte der Arzt hervor, und keines Wortes mächtig, sank er vor Eleonoren nieder. Und diese staunte ihn lange wie eine freundliche Erscheinung an, und flüsterte endlich: Du bist es wirklich! Wie bist Du so schön geworden, als Du gut bist; wo sind die Dornenmale und die Narben der Wunden, die Du durch mich erlitten? — Die Zeit hat sie vertilgt, erwiderte Mohrath, und selbst die Rückerinnerung an sie hat für mich keine Schmerzen mehr. Er schloß die Weinende in seine Arme, und ich weiß nicht, welche Lippe „Vergebung“ zitterte.“ — Das achtbare Talent des Verfassers bewährt sich in vielen Partien dieser sehr künstlich angelegten Novelle. Das beste Stück daran ist eine große Episode über Mohraths Vorfahren; Wahlergeschichten, Glaubensänderungen, Auswanderungen, machen den Stoff derselben aus. Ein humoristischer Arzt, auf den wir die Leser aufmerksam machen, ist wohl eine der ansprechendsten Figuren der Erzählung. — Was den Inhalt des Ganzen anbetrifft, so erscheint uns die psychologische Steigerung gezwungen und übertrieben; auch will der glückliche Ausgang zu dem Grundcharakter der Aufgabe nicht passen. Die Geschichte könnte füglich mit Eleonorens Vorsatz, das Stift zu beziehen, schließen. Zwar ist gewiß, daß das Erheiterungsmittel am Ende einer großen Anzahl von Lesern willkommen sein wird. Aber die Wahrheit eines Schmerzes verträgt sich damit nicht. Diese Wahrheit hat freilich mit der mathematisch fortschreitenden Seelenfolter moderner Effektstücke nichts gemein. An Tieck's Tod des Dichters, könnten unsere Novellisten ein Muster sehen, wie im Tragischen die innere Schönheit zu gewinnen ist. Wo die lebt und erscheint, bedarf es keiner von Außen hergebrachten Beschwichtigungsmittel. —

von Luise, Novelle aus den Kriegsjahren, von Th. Creizenach wird in der reizendsten Umgebung, auf dem Heidelberger Schloß, vorgetragen. Sie hält von Anfang an ein munteres, wohlthuendes Interesse rege. Schon zum Eingange werden Weinklieder — aber in der Gegenwart von Bierflaschen — gesungen. — Die hochherzige Handlung eines edlen, liebevollen Mädchens, welches, zur Zeit der Befreiungskriege, sich ihres kostbaren Haars beraubte, um durch den Erlös einen Beitrag für den patriotischen Verein zu bringen; die Begeisterung, welche diese schöne That erweckt, indem man Ehrenkreuze und Herzen aus diesem Opfer flieht; — dies ist der Kern der leicht und angenehm vorgetragenen Novelle. Ein heiteres, leuchtendes Colorit ist über die ganze Handlung gegossen. Viele treffende Züge aus dem Leben, — der Erwerb sinniger Beobachtung, — treten uns auf diesen Blättern entgegen. Vielleicht hätte das studentische Wesen dem Bilde ferner gehalten werden sollen. Der romantische Sinn der Studenten mag in solchen Erzählungen willkommen heißen werden. Aber ihre Sitten und Gebräuche sind ein unerquicklicher Rahmen der Dichtung; sie werden aus der Mode kommen, ohne in die poetische Welt sich zurückziehen zu dürfen.

Die von Adelheid von Stolterfoth mitgetheilten Alpenlieder, lassen bedauern, daß die Sammlung nicht zahlreicher ist. — In dem Ausdruck:

„Wenn durch die rauhen Felsenschlünde
Die Melodie der Büchse gelst.“

ist es schwierig, der Phantasie der Dichterin nachzufolgen.

Die Briefe aus Schottland, geschrieben im Herbst 1840, von Adrian, gehören zu den anziehendsten Gaben dieses Taschenbuchs. Der frische, kühle, gesunde Athem jener nordischen Natur weht durch diese Schilderungen. Wir erfreuen uns mit ruhigem Auge an dem Glanze der schottischen Seen, die unter den nebelumhangenen Bergen aufleuchten, an dem zarten, weichen Grün, womit der wilde, trogige Boden der Hochlande sich bekleidet hat.

Th. Schliephake.

Briefe aus Antwerpen.

Aus den Papieren eines reisenden Deutschen.

I.

..... Und trotz aller dieser Kunstschätze und großartigen Monumente des Bürgerfleißes, drängte mich mein Interesse vor Allem nach der Citadelle hin. Mir war es, als wäre diese das Haupt der Stadt, und alles übrige nur Leib, Arme und Beine. Ich frug mich selbst, was mich friedlichen Menschen, den ein blutiger Finger erschüttern kann, so sehr nach dem Schauplatz des Krieges und des Gemetzels hinlockte; aber ich fand auch die Erklärung in mir selbst. Wir Deutschen, die wir an der Milch Schillerscher und Goethescher Poesieen aufgezogen sind, wir denken auch bei der Reise durch die belgischen Provinzen, bei jeder Erscheinung zuerst an die Eindrücke unserer Jugend. Der poetische Klang, das romantische Licht, welche an diesem oder jenen niederländischen Namen haften, ist das erste was uns bei Nennung desselben vor die Seele kömmt. Der Abfall der Niederlande, der Don Carlos, der Egmont, sind überall unsere Ciceroni, und wir müssen lange in einer Stadt bleiben und nach allen Seiten hin mit Eifer uns unterrichten, bevor wir von der Schillerschen idealistischen Färbung uns losmachen und emanzipiren.

Die Belagerung von Antwerpen ist ohnstreitig die lebendigste und reizendste Episode der Schillerschen Abfallsgeschichte, und gewiß ist es dieser Theil der Antwerpner Geschichte, der jedem jungen Deutschen bei der erstmaligen Nennung der Stadt einfällt.

Darum drängte es auch mich vor Allem nach jenem Schauplatz hin, der meiner Knabenphantasie so bunten Stoff zu üppiger Schwelgerei gegeben.

Ich hatte meinen Empfehlungsbrief an den Festungskommandanten, den Herrn Major B**** abgegeben. Die hohe Wichtigkeit des Postens, so wie die vielen Schilderungen, die man mir von den seltenen Kenntnissen die-

ses Officiers machte, ließen mich einen Herrn von vorgerücktem Alter und strengen Zügen erwarten. Wie war ich überrascht, einen jungen freundlichen Mann zu finden, von ohngefähr 34 Jahren, der mit der liebenswürdigsten Zuverlässigkeit jene würdige Sicherheit verbindet, die immer das Kennzeichen überlegener Naturen ist. Nachdem er einen flüchtigen Blick auf das Papier, welches ich ihm überreichte, geworfen hatte, redete er mich sogleich Deutsch an. Ich war nicht weniger erstaunt, einen Mann zu finden, der den reinsten französischen Ausdruck so plötzlich mit dem Deutschen vertauschte, als ich erfreut war, mein schlechtes Französisch diesem überlegenen Manne gegenüber nicht brauchen zu müssen, sondern meiner guten flüssigen Muttersprache mich bedienen zu dürfen. Ich hörte später, daß Herr Major B**** eben so geläufig das Englische wie das Holländische spricht. Die Gewandtheit dieses seltenen Officiers in den klassischen Sprachen hatte ich Gelegenheit selbst zu bewundern, da er fast bei jeder Wendung des Gesprächs ein griechisches oder lateinisches Citat bei der Hand hatte. Und dabei ist dieser Mann, den man mit vollständigem Rechte einen Gelehrten nennen kann, Kommandant des Geniecorps, also ein geborner Mathematiker! Wahrlich, die belgische Armee kann sich glücklich schätzen, grade auf diesem Posten von einem solchen Repräsentanten vertreten zu sein, auf diesem Posten, wo der Zubrang neugieriger Fremden so oft den Kommandanten dem Reisenden gegenüber bringt. Ein Fremder, der das belgische Heer von dieser Seite kennen lernt, wird in seiner Heimath gewiß mit Bewunderung davon erzählen.

Das gastfreundliche Entgegenkommen dieses Herrn machte es mir möglich, die Citadelle in seiner Begleitung zu besichtigen. Als wir an Ort und Stelle angekommen waren, und von dem höchsten Standpunkte aus die Schelde, die mächtige Nebenbuhlerin unseres deutschen Rheines, den stolzen Strom, der so viel Blut schon getrunken und dennoch mit ruhigem niederländischen Phlegma so breit dahinvällt, sahen, da überfiel mich ein leises Zittern. Unser edler Führer entwickelte uns den ganzen Plan der letzten Belagerung, jenes unglaublichen Kriegsspiels, das zu Weihnachten im Jahre 1831 das ruhige Europa aus seinem Schlafe aufstörte, wo die beiden alten Knaben, die Generale Chassé und Gerard mit einander stritten, wer besser sein Pensum in der Schule ihres Meisters Napoleon gelernt habe. Herr Major B**** hatte den Feldzug im Belagerungsheere mitgemacht, und gab uns über Alles die genauesten Details, indem er uns zugleich mit vielen Thatfachen bekannt machte, die wohl werth wären, der Geschichte übergeben zu werden. Ueber den Herzog von Orleans war er des Lobes voll, und sprach mit Wärme von dem kriegerischen Muth, und doch menschenfreundlichen Wesen des französischen Thronerben. Es war die erste königliche Weih-

nachtsfreude, die Louis Philipp seinem Sohne bereitete, als er ihm erlaubte, mit der Nordarmee nach Belgien zu ziehen, um seine Sporn dort zu verdienen.

Spotte mich nicht aus, wenn ich Dir gestehe, daß selbst in Mitte dieser modernen Geschichten die Schillerschen Figuren nicht aus dem Sinne mir wichen.

Wenn ich mir das blühende, von der Freude über die erste Waffenthat noch jugendlicher strahlende Gesicht des jungen französischen Thronerben denke, wie er von seinem Zuge nach den Niederlanden zu seinem Vater zurückkehrte, dann steigt in ungewissen bleichen Zügen das Bild eines andern Königssohnes vor mir auf, und seine Augen sind todtenstarr, und auf seinen Lippen, die grünlich, verzerrt und wundhaft sind, als hätte sie ein tödtendes Gift berührt, scheinen die Worte eingefroren:

„Der Aufruhr in Brabant
 „Wächst drohend an. — Die Wuth
 „Der Schwärmer zu bezähmen, soll der Herzog
 „Ein Heer nach Flandern führen, von dem König
 „Mit souveräner Vollmacht ausgestattet.
 „Wie ehrenvoll ist dieses Amt, wie ganz
 „Dazu geeignet, Ihren Sohn im Tempel
 „Des Ruhmes einzuführen! Mir, mein König,
 „Mir übergeben Sie das Heer.

„Schon der Name
 „Des königlichen Sohnes, der voraus
 „Vor meinen Fahnen fliegen wird, erobert,
 „Wo Herzog Albas Henker nur verheeren.
 „Auf meinen Knien bitt' ich drum. Es ist
 „Die erste Bitte meines Lebens — Vater
 „Vertrauen Sie mir Flandern!“

Und etne tiefe Stimme antwortet darauf:
 „Und zugleich
 „Mein bestes Heer Deiner Herrschbegierde,
 „Das Messer meinem Mörder?“ — — —

Armer Carlos! Auch Dein Vater war für Deinen Ruhm besorgt, und deshalb hat er nicht nur Deinen Körper, sondern auch die Erinnerung an Dich zerstören lassen. Deine Henker haben nicht nur in die Quellen Deines Lebens ihr Gift gegossen, auch die Quellen Deines Todes, Deiner Geschichte, Deines Wollens und Strebens, haben sie sorgfältig vergiftet und Deine weiche Seele, Dein edles Herz, Deine völkerbeglückende Wünsche, welche die Sehergabe der Poesie in so schönem Lichte uns enthüllte, sind von jenen unter dem Schutte schwerer Anklagen und verfinsternder Zweifel, der Nachwelt überliefert worden.

Ich kann mich nicht enthalten, es hier auszusprechen, daß, wenn ich nicht schon Louis Philipp dem Monarchen, mein Zutrauen geschenkt hätte, so würde ich Louis Philipp dem Vater mein Herz öffnen. Unter der bescheidenen Zahl guter Regenten, welche die Geschichte aufzuweisen hat, waren die meisten zugleich gute Väter, so wie umgekehrt die schlechten Väter jedesmal die größten Tyrannen waren. Die Scene, wie Frankreichs gerühmtester König, Heinrich IV., von den fremden Gesandten gerade in dem Augenblicke überrascht wird, wo er, seinen Kindern als Reitspferd dienend, auf allen Vieren im Zimmer umherrutscht, ist zu bekannt, um erst darauf hinzuweisen. Gewiß wäre Philipp der Zweite kein solcher Tyrann gewesen, wenn nicht die Vaterliebe in ihm vertrocknet wäre. Man weiß auf welche empörende Weise viele Personen ihre Reichthümer vergeudeteten, weil sie nach ihrem Tode nur verhasste, lachende Erben darnach greifen sahen; mit einem Gute, welches man einem geliebten Kinde vererbt, geht man schonend um, und sucht es zu erhöhen. Einer der edelsten Fürsten, Joseph der Zweite, mit glänzenden Tugenden und dem besten Willen ausgestattet, ist dem tragischen Geschick, nicht Vater zu sein, zum Opfer gefallen. — Man kennt die Anekdote, in welcher gewissermaßen die ganze Regierungsgeschichte dieses unglücklichen Monarchen enthalten ist; als er den Prater in Wien anlegen ließ, befahl er, daß man keineswegs eine junge Baumschule anlege, sondern daß man allsogleich mit stämmigen, vielbelaubten Bäumen die Alleen bepflanzen solle. „Ich will bei meinem Leben noch ihren Schatten genießen,“ sagte er; aber keiner der Umstehenden ahnte den großen menschlichen und welthistorischen Schmerz, der in diesem Augenblicke das große, edelsühlende Kaiserherz durchströmen mochte. Weil Joseph keinen Sohn hatte, dem er seine Pläne und Anfänge zur allmäligen Vollendung hinterlassen konnte, suchte er sie bei seinem Leben noch auszubauen, die Hast machte, daß er sich überstürzte, die eifertige Unruhe trieb ihn zu willkürlichen Befehlen; weil er nicht Vater war — ward er ein Tyrann. — — Ja, hier in diesen Niederlanden, die gegen Josephs freigeisterische Edicte, wie gegen Philipps katholische Strenge sich erhoben, hier in Mitte der historischen Gegensätze, fühlt man es, welch ein vermittelndes Gefühl die Vaterliebe ist. Es ist eine der schönsten Ideen der christlichen Religion, daß sie den Sohn Gottes den Vermittler nennt.

Flamändische Literatur-Übersichten.

Antigonus oder die Volksklagen.

Ein satyrisches Gedicht von Th. van Nyswyck. *)

Die Chroniken der Stadt Antwerpen sind reich an Geschichten und Sagen über den Ursprung der alten herrlichen Stadt. Die bekannteste derselben ist folgende:

Lange vor der christlichen Zeitrechnung bemächtigte sich ein Riese, Antigonus, einer seit der grauen Vorzeit an der Schelde liegenden Burg. Nur wenige, von armen Schiffern bewohnte Hütten standen an Antwerpens Stelle an dem Flusse, der sich damals, noch von keinen Dämmen zurückgedrängt, in ungeheurer Breite ausdehnte. Antigonus aber, der Mächtige, beherrschte diese ganze Wasserfläche, und jedes Schiff, das an seinen Mauern vorbei fuhr, mußte einen ungeheuern Zoll, wie einige versichern, die Hälfte der

*) Unserem Programm gemäß geben wir hiermit eine Reihe von Literaturübersichten, die dem deutschen Leser einen Blick in die Bewegung der jetzigen niederdeutschen Schriftsteller eröffnen sollen. Wenn wir mit dem Antigonus von Nyswyck beginnen, so müssen wir hinzufügen, daß wir diese Dichtung nicht etwa für eine der vorzüglichern der jungen Schule halten. Vielmehr gilt dieses Poem als eins der schwächern und flüchtigern Erzeugnisse; so wie überhaupt die Satyre nicht das eigentliche Feld ist, für welche der breite und gewichtige flamändische Ausdruck sich eignet. Aber die nationale Gesinnung, von welcher dieses Gedicht gefärbt ist, der Grimm gegen die »wälsche« Sprachbedrückung, die Opposition gegen das französische Prinzip, sind so hervorstechend, daß wir kaum einen bessern Spiegel für die flamändische Volksgesinnung aufstellen können. Wir werden später Gelegenheit genug finden, den ästhetischen Werth der flamändischen Poesien zu beurtheilen. Die vorliegende nehme man nur als ein Abbild ihrer nationalen Richtung.

Anmerk. d. Red.

Labung als Tribut entrichten. Wer aber bei Nacht und Nebel heimlich sich durchstahl, und später entdeckt wurde, der mußte schwer büßen, denn der Riese hieb dem Unglücklichen die Hand ab. — So herrschte er mit unerhörter Grausamkeit lange über diese Lande. Da aber kam Brabo, ein römischer Feldoberster, ein Busenfreund Cäsars, wie die Chroniken ausdrücklich sagen, der zog dem riesigen Tyrannen entgegen, und obgleich er, wie zu einer Thurmspitze zu ihm hinaufschauen mußte, wenn er ihm ins Gesicht schauen wollte, so kämpfte er doch so tapfer, und schlug dem Ungeheuer so behend gegen die Beine, daß Antigonus trotz der heftigen Schläge seines großen Spießes zu Boden fiel, worauf ihm Brabo den Kopf abhieb. Die Schiffer und Fischer, die dem Kampfe furchtsam aus der Ferne zugeesehen, kamen nun vor Freude herzugelaufen, und wollten den Brabo gleich zum Könige machen. Dieser aber erbat sich zwei Bedingungen: zuerst solle man das Land nach ihm, und dann den Ort, wo sie sich befänden, nach der tapfern That benennen, die er vollzogen.

Das Volk stimmte ein und nannte das Land Brabant, und als König Brabo des Riesen rechte Hand abgehauen und ins Wasser der Schelde geworfen hatte, so rief man einstimmig: der Ort soll Hantwerpen (Handwerfen) heißen. In kurzem blühte, von keinem lästigen Zolle mehr gedrückt, die Stadt Antwerpen auf, und hat, so wie das Land, den damals gegebenen Namen bis zur Stunde behalten. *)

Diese Sage benutzte einer unsrer jungen antwerpener Dichter, Th. van Nyswyck, der sich unter den jungen Vorkämpfern für die vaterländische Sprache und Literatur schon durch ein romantisches Epos: „Eypenslyn“ und ein früheres Werk: „Bermischte Aufsätze“ betitelt, bemerklich gemacht hat, zu dem in der Ueberschrift angegebenen satyrischen Gedichte, welches die Verehrer der flämischen Literatur um so mehr anziehen dürfte, da es nicht nur manche gemüthliche Späße in flämischem Geiste, sondern auch die Geschichte des Landes in den letzten 50 Jahren, unter dem Bilde längst vergangener Zeiten, in nuce enthält.

Die Haupttendenz dieser Satyre ist in der Ueberschrift „Die Volksklagen“ angedeutet, und die Idee, daß das Volk unter jeder Regierungsverfassung nicht aufhöre, sich zu beklagen, bildet die Essenz des Ganzen. In diesem Sinne werden auch in der letzten Abtheilung, welche die Darstellung der jetzigen Zeit enthält, die Klagen der Flämänder über die Zurücksetzung der

*) Die bekannte als richtig angenommene Etymologie ist: Antwerpen, An der Werft, an d'werp. Anmerk. d. Red.

vaterländischen Sprache, und der daraus entstehenden Nachtheile hervor-
gehoben. Dabei finden sich Ausfälle auf mancherlei Verhältnisse und Zu-
stände in Belgien, die jedoch jenen naiven harmlosen Charakter an sich tra-
gen, welcher ein Grundzug der flamändischen Poeten ist, Ausfälle die um
so weniger verletzen, als der Verfasser auch die Dichter, und sich selbst
nicht schont. Der Leser wird, indem wir dem Ganzen folgen, und
einzelne Proben mit nöthiger Uebersetzung anführen, sein Urtheil sich selbst
bilden können.

In einem „Vorgesang“ stellt der Dichter dar, wie angenehm und er-
munternd es sei, sich mit der Geschichte seines Landes zu beschäftigen; er
sagt hier:

(O! wat der vaders deugg bestond
In lang verleden tyden,
Blyft steeds den nazaet, hoe ontaerd
Nog altoos zekere achting waerd,
En't zal ons steeds verblyden.) *)

„O was der Väter Tugend bestand
In lang verflossnen Zeiten
Bleibt stets der Nachsaet, wenn auch entartet
Noch allzeit sichrer Achtung werth
Und es soll uns stets erfreuen.“

Nun schildert er die blühende alte Zeit, die alten Heldenthaten der
Flamänder gegen Frankreich; die glänzenden Tage von Brügge und Gent,
mit ihrer Bürgerkraft, mit ihren reichen Webern und mächtigen Zünften,
für welche die junge flamändische Literatur eine besondere Begeisterung hat,
werden auch hier erwähnt:

(Van slagters die een magtig heir
Tot op een vierde bunden;
Van wevers die een hell'baerds slag
Herdoopten in een „goedendag“
En hem den Franschman gunden.)

*) Zur Aussprache des Flämischen, welche das Verständniß vieler Wörter erleichtert,
bemerke ich ein für alle Mal:

e nach etnem Vokal dient als Verlängerung, mit Ausnahme bei o; oe lautet: u.

u lautet immer: ü; ui lautet: oi; ou lautet: au.

y lautet immer: ei; oo ist langes o.

g wird wie gh etwas in der Kehle gesprochen.

v ist ein härteres, w ein weiches w.

z ist stets ein sehr sanftes s; die übrigen Buchstaben weichen nicht ab.

„— — Von Schlächtern, die ein mächtig Heer
 Bis auf ein Viertel schlachten;
 Von Webern die 'nen Hellbardenschlag,
 Umtaufsten in 'nen „guten Tag“ *)
 Und ihn dem Franzmann brachten.“

Jetzt aber scheint es anders:

(Ga nu den boord der Lei eens af
 Bezoekt de beide Neten;
 En vindt geen bedelaeren rei
 Dan zyn er drie kwaert wevers by
 En d'andre zyn poeten.)

„Gehet nur am Ufer der Eys hinab
 Besuchet die beiden Neten,
 Und findet Ihr eine Bettler-Reih
 Dann sind gar manche Weber dabei
 Und die Andern sind Poeten.“

Der Dichter schließt nun seinen Vorgesang, indem er darauf aufmerksam macht, daß man nichtsdestoweniger früher, wie jetzt sich beklagt habe und beklage (und zwar die Dichter am härtesten von Allen). Nach einer humoristischen Anrufung der Götter beginnt nun der erste Gesang mit einer Schilderung der Niederlande unter französischer Herrschaft, vornehmlich unter Napoleon, den er unter dem Bilde des Riesen Antigonus nicht gar zu schmeichelhaft darstellt.

So lesen wir von der Herkunft des Riesen:

(Hy was oorspronklyk, naer men meent
 Van 't eiland der Cyclophen;
 Van waer hy fael en arm als Job
 Slechts met een' vilten Stormhoed op
 Naer Neerland kwam geloopen.)

„Er war herstammend, wie man meint,
 Vom Eiland der Cyclophen;
 Von wo er fahl und arm wie Job
 Nur einen schlechten Sturmhut auf
 Nach Niederland kam gelaufen.“

*) Goedendag ist im Alt-Flämischen der populäre Name für Hellebarde.
 Anmerk. d. Red.

Daran schließt der Verfasser eine Betrachtung, die auf die Masse französischer Adventuriers — Fransquillons, wie sie das Volk nennt — welche Belgien bevölkert, hindeutet.

(Dit is tot daer, dit weet men toch
Van ouds, uit alle hoeken
Der wereld komt men bloot en kael
Gevlucht, gebrandmarkt aen den pael
Een schuilplaets herwaerts zoeken.)

„Das ist bis jetzt, das weiß man doch
Von Alters her, aus allen Ecken
Der Welten kommt man bloß und kahl
Geflücht, gebrandmarkt an dem Pfahl,
Die Laufbahn hier zu suchen.“

Nun geht die Beschreibung des Riesen und seiner Thaten, die der Hauptsache nach in angenehmer Erzählungsweise der Sage treu bleibt, in einzelnen Zügen aber Napoleon zeichnet, fort, bis dieser dargestellt wird, dem Volke eine Rede haltend. Er verspricht demselben, ihm das verlorne Recht des Bürgers zu geben, es von dem Drucke der Priester zu befreien, und das Land selbst zu regieren.

Durch eine so schöne Rede geräth denn das Volk, wie billig, in Begeisterung:

(Toen stak het volk de muts omhoog,
En riep: zoo moet het wezen!
De vryheid! ja, dit is het woord,
Wie heeft ooit schooner tael gehoord
In dit gewest voordezen?)

„Da steckt' das Volk die Mütze auf
Und rief: So muß es bleiben!
Die Freiheit! ja, das ist das Wort,
Wer hat je schön're Sprach' gehört
In diesem Land bis jeko?“

Die Carmagnole wurde gesungen, Freiheitsbäume wurden aufgerichtet.

„Wer zu Haus blieb war kein Patriot,
Und der hatt' viel zu fürchten.“

Zwar warnte ein alter erfahrner Mann das Volk, sich nicht täuschen zu lassen; dieses aber fällt über ihn her, und droht ihn ins Wasser zu werfen, wenn er nicht schweige.

(De man had deernis met het volk
Hy zweeg en weende er over,
Was zag hy't Land in bloed en vuer,
Een vreemd'ling aen het staetsbestuer,
En aen het roer een roover.)

„Der Mann hatt' Mitleid mit dem Volk
Er schwieg und weinte drüber
Bald sah er's Land in Blut und Feuer
'Nen Fremdling an dem Staatessteuer
Und an dem Ruder 'nen Räuber.“

Nochmals erscheint der Riese mit einer Rede an das Volk, in welcher dasselbe aufgefodert wird, Alles, was es besitzt, herbei zu bringen, um die frisch erhaltene Freiheit zu vertheidigen. Kriege werden geführt, wo natürlich viel Menschenblut fließt, und jetzt fängt das Volk an, sich zu beklagen, aber ächt französisch wird ihm geantwortet:

(Ho! was de antwoord, zoo een volk,
De vryheid heeft verkregen,
Dan hoeft het geld noch voedsel meer,
Dan heeft het roem en rang en eer,
Dan heeft het allen zegen.)

„D!“ war die Antwort, „so ein Volk,
Die Freiheit hat erworben
Dann hoff's nicht Geld noch Nahrung mehr,
Denn hat es Ruhm und Rang und Ehr',
Dann hat es allen Segen.“

Durch diese Antwort aber läßt sich das Volk nicht beruhigen, und die Sperrung der Schelde mit den grausamen Strafen treibt die Unzufriedenheit des Volkes bis auf das Höchste. (Die Continentalsperre!)

(En wie by onty en by nacht
Het slot voorby dorst roeijen
Zag aenstonds als hy werd betrappt,
Zyn rechter hand van't lyf gekapt
En in de schelde gooijen.)*

*) Ich kann mich hier nicht enthalten, auf das Wort gooijen aufmerksam zu machen welches die hochdeutsche Sprache nicht besitzt, welches wir aber fast als dasselbe im allemanischen sagen, das auch werfen bedeutet, wiederfinden.

„Und wer bei Nebel und bei Nacht
Das Schloß wagt' zu unrudern,
Sah alsbald, wenn er ward ertappt
Die rechte Hand vom Leib gefappt
Und in die Schelde werfen.“

Nun gehn dann die Klagen an, man sehnt sich nach andrer, wohlteilerer
Freiheit, wo man wieder eine unbesteuerter Pfeife rauchen kann, der Kaffee
nicht eine Krone kostet, und die Fische nicht mehr so bligtheuer sind.

Der Himmel erbarmt sich endlich;

(Want als een volk soms word bedrukt
En 't blyft op God betrouwen;
Dann moest de dwingland hoe't oof gaet
Naer onderen met stoet en staet
Er helpt geen teg enhouren.)

„Denn wenn ein Volk wird sehr bedrückt
Und bleibt beim Gottvertrauen,
Dann muß der Zwingland *) wie's auch geht
Hinab mit allem Prachtgeräth
Da hilft kein Gegenhauen.“

So kann denn im zweiten Gesange Held Brabo (Nassau?) auftreten.
Wie weiland Aeneas war er fromm, dabei Cäsars (Die Allürten?) Freund,
und tapfer. Er hörte von dem schrecklichen Walten des Riesen.

(En hoe elk naest gelegen Land
Boor zyne bliken beefde
En hoe het volk het klagen moe
Den nek gebukt en d'ogen toe
Zoo juist als slaven leefde)

„Und wie jed' nächst gelegen Land
Vor seinen Blicken bebte
Und wie das Volk der Klagen müd'
Den Nacken gebückt und die Augen zu
So grad' wie Sklaven lebte!“

Er nimmt sich vor, den „verfluchten Fant“, der sich täglich weiter
ausstreckte, zu versagen; in flämischer Sprache fordert er die „Kinder von
Ambiorix“ auf, aus ihrem Schlase zu erwachen, die Waffen zu ergreifen,

*) Zwingland, ein schönes Wort für Tyrann.

und ihm zu helfen, dann wolle er den „Zwingland“ verjagen, sie mit Ruhm und Ehre regieren.

(Gy hebt noch kruis noch kerken meer,
Uw priesters zyn verzonden,
Uw tael, uw Nationaliteit
Uw vryheid, alles zyt gy kwyt
Waerachtig, het zyn Zonden!)

„Ihr habt nicht Kreuz noch Kirchen mehr,
Die Priester sind verjaget,
Eure Sprach', eure Nationalität
Eure Freiheit, Alles seid Ihr quitt
Wahrhaftig, es sind Sünden!“

„Ja!“ rief das plötzlich erwachte Volk, „ja Du sollst unser König sein; gewinne uns die Freiheit!“

„Wer hat 'ne schön're Sprach gehört
In diesem Land bis jeso?“

Man geräth plötzlich in Enthusiasmus, steckt die Freiheitsmützen auf, waffnet sich, und wie vorher:

„Wer zu Haus blieb, war kein Patriot,
Und der hat Viel zu fürchten.“

Brabo zieht mit seiner Schaar dem Antigonus entgegen, der sengend und brennend im Lande hauf't, schlägt ihn, und verfolgt ihn bis in seine Burg, wo er ihn endlich tödtet.

Nun freut sich das Volk, daß der fremde Tyrann erschlagen, daß es wieder eine Nation bildet, daß Fregatte und Muschelbarke wieder ausfährt, wünscht, daß es ewig so bleiben möge, da sie unter Brabo's Herrschaft wieder in der Sprache der Väter schreiben und zu Gott beten können.

Held Brabo ward zu den Wolken erhoben und mit Recht; denn Handel und Schifffahrt, Landbau und Fischfang blühten, und man fühlte sich recht behaglich.

Dabei konnte Jeder, der sich Mühe gab, Geld gewinnen, so ließ man es sich denn gerne gefallen, einen gewissen Zoll zu bezahlen, um so mehr, als Brabo vorstellte, daß das Land Schulden hätte, daß Teiche, Wege und Kanäle Geld kosteten und man die verschiedenen Anstalten für Kunst und Industrie doch auch bezahlen müßte.

Hier fürchtet der Verfasser, daß man ihn, seiner warmen Worte für Brabo-Nassau wegen, des Drangismus beschuldigen werde, er verwahrt sich dagegen; aber die Art, wie dabei mit dem verehrten Leser umgegangen wird, ist etwas familiär und sehr frappant, indem er sagt:

Maer ezel! 't weet toch wat ik zeg;

Aber, Esel! ich weiß doch was ich sag' —.

Um den Streit zu schlichten, beginnt drittens die Geschichte einer Kage, die bei einem ehrwürdigen Priester eine gute Aufnahme gefunden hatte, aber bald, da sie ihre Gefährten in der Nachbarschaft rumoren hörte, des Wohllebens überdrüssig, sich wieder auf den Lauf machte, dieses aber bald be-
reute, denn:

„Die Hunde bellten, wenn sie schlief,
Die Jungen warfen, wo sie lief —“

und sie hatte überhaupt Vieles auszustehen. Seine Ehrwürden aber wollten jetzt das Thier auch nicht wieder aufnehmen.

Unter dieser Kage ist das Volk verstanden, das nicht lange in der Sorglosigkeit, da es in dem ehrwürdigen Herrn repräsentirt ist, verharren könne. Fürst Brabo hatte viele Jahre ruhig geherrscht, als sich plötzlich wieder die Klagen von Unglück, Sklaverei und Leid hören ließen; zwei oder drei Sprachen bearbeiteten das Volk in den Zeitungen, und sagten in beliebter Journallitanei:

„Hoe dat de vorsten, altemael
Door hebzucht aengebreen, 't stael
Voor boer en burger wetten.“

„Wie daß die Fürsten, allzumal
Durch Habsucht angetrieben, den Stahl
Für Bau'r und Bürger wetten.“

Und sieh, die Menge stimmt wieder ein in die Klagen; das Brod und Fleisch sei theuer, die Presse gehemmt:

„Het onderwys is nit meer vry.
Men leert verboden boeken,
Door Luther en Kalvyn gemaeft,
Waerin men God den Heere laeft,
Door nooitgehoorde vloeken.“

„Der Unterricht ist nicht mehr frei.
Man lehrt verbotne Bücher,
Von Luther und Kalvin gemacht,
Worin man Gott den Herrn verlacht
In unerhörten Flüchen.“

Ferner sei die Sprache, welche gelehrt werde, nicht die ächte Volkssprache, da die Orthographie (!) anders als die der Väter sei.

Nun bricht die Revolution aus, und zum dritten Male heißt's:

„Wer zu Haus blieb, war kein Patriot,
Und der hat viel zu fürchten.“

Brabo gab gute Worte, er ward nicht gehört; er kämpfte und mußte weichen; das Volk ruft nach einer neuen Constitution, und nach allen Seiten hin suchte man, und zwar lange vergeblich, nach einem neuen Herrscher. Glücklicherweise ward er gefunden. Ein König, wie er sein soll, wird gewählt. Er schwört den Eid, die Rechte des Volkes aufrecht zu erhalten; die Freude ist wieder allgemein:

„Nun war man frei in Haus und Kirch,
Der Gottesdienst ging seinen Gang;
Und Unterricht und Druckerei
'S war Alles auf das Meiste frei
Was konnt' man mehr verlangen?“

Nichtsdestoweniger war kaum ein Jahr verflossen, als das Volk die Bemerkung machte, daß Brod und Fleisch so theuer wie vorher seien; man tröstet sich jedoch, daß wohl durch den König das Land in Schutz sei, und daß man eine Zeit Geduld haben müsse. Endlich aber brechen die Klagen los: Schifffahrt und Handel liegen darnieder, trotz dem, daß das Volk selbst regiert, und die Presse frei ist, und was unsre Repräsentanten täglich in der Sitzung verhandeln, das versteht weder Hölle noch Teufel, und kein Mensch kann's wiedergeben.

(Die komt slechts jaerliks zoo eens zien,
Spreekt dan ter vlucht een woord of tien
En voorts is hy 'r niet noodig.)

„Der kommt nur jährlich einmal sehn,
Spricht in der Eil' ein Wort od'r zehn
Und weiter ist er nicht nöthig.“

Der edle Fürst kann mit dem besten Willen nichts thun,

Nun tritt ein Flämänder auf, welcher erzählt, wie er vor einiger Zeit einen Brief erhalten habe, den er, weil er französisch war, nicht habe lesen können, er dachte, es sei eine leere Anpreisung, und ließ den Birsch liegen. Vier Monate nachher aber sei er vor Gericht beschieden worden; er habe, da man wieder französisch sprach, zwar nicht verstanden, was der Mann dort ihm gesagt habe, doch habe es ihm geschienen, als ob man ihn verklage, daß er keinen Grundzins zahlen wolle. Obgleich er sich vertheidigt

und gesagt habe, für was er das Papier gehalten, habe man ihm die Sentenz vorgelesen, in welcher er zu einer Geldbuße verurtheilt worden sei.

So, fährt er fort, kann man uns, und wenn wir ganz unschuldig sind, zum Tode verurtheilen. Wie mancher gute flämische Mann sitzt im Naspelhaus, und spinnt im Zuchthause, der von seinem Prozesse Nichts verstanden hat! Unter Brabo konnte man das Volk doch wenigstens verstehen, wenn es Etwas verlangte. Jetzt aber hat der Wallone die Ueberhand und lacht uns aus, dabei drücken seine Kunkelrüben den Handel nieder.

Die Bittschrift, die gute flämische Muttersprache, liegt zolldick bestaubt und unbeachtet da, und fragt Jemand ein zweites Mal, woran es fehle, so erhält er die Antwort:

**Oh bah! Messieurs c'est du flamand, —
D'ailleurs nous n'avons pas le tems,
Que le diable l'emporte!**

Mit dieser und noch anderen Klagen schließt der dritte und letzte Gesang, welchem übrigens eine Art Epilog angefügt ist.

Ich habe in diesem Bericht mit Absicht das Deutsche dem Flämischen gegenüber gestellt. Mag schon manches Wort der Einen oder der Andern allein zugehören, der Geist der Sprache ist derselbe, die Konstruktion u. s. w. ist gleich, und so mögen sie sich einander nähren; die gebildete Mutter kann der lange vernachlässigten Tochter manche Lehre zukommen lassen, wogegen diese manches naturkräftige, aus Sorglosigkeit verlorne Wort der vielleicht etwas zu koketten Mutter wiedererstaten wird.

Der Deutsche wird bald wahrnehmen, wie wenig Mühe es kostet, sich in die wenigen abweichenden Formen hinein zu arbeiten und die veränderten Wörter auf's Deutsche zurückzuführen.

Bei einiger Gewöhnung muß man auch diese biedere, naive Kernsprache lieb gewinnen, die für den Anfänger und den ersten Anschein, besonders im Pathetischen mehr an's Komische streift, da man wegen der Ähnlichkeit mit dem Plattdeutschen leicht an Parodie erinnert wird. Die Gewöhnung hebt dieses auf, und man wird entzückt durch die poetischen Schilderungen, hingerissen durch den Schwung der Rede, wie er z. B. in dem Löwen von Flandern von Conscience sich darstellt.

Julius Fester.

Reisebriefe

von

A. Weill.

4.

Paris.

Doch, lassen Sie mich ernst und aus vollem Herzen sprechen. Ja, sie ist wieder auferstanden, die neue Hoffnung der zukünftigen Sonne Deutschlands, trotz aller Kleinlichkeiten, trotz aller Ironie. Ich dachte es lange, daß die Rollen beider Nationen gewechselt sind. Deutschland war lange genug an das Kreuz der Völker geschlagen. Schon seit Jahrhunderten ist es der Jesus der Menschheit; es erfand die Freiheit des Gedankens, andere kosteten ihn; es erfand die Freiheit des Worts, andere sprachen es aus; es erfand das Pulver, andere schossen damit. Es ist Zeit, daß es sich neu organisiert, sich fest zusammenschließt, um die leeren Spalten auszufüllen, und sei's auch mit Berg oder schlechtem Mörtel. Der neue Kitt ist die Industrie, die Eisenbahnen, die Landwehr, der Zollverein. Ehe man die Welt umarmt, muß man erst sich selbst kennen und seine Kraft messen. Doch das Nationalitätsprinzip allein, beruht auf Egoismus, der Franzosenhaß, auf Unkenntniß der Sendung dieses Volkes. Frankreich hat Deutschland wohl gethan. Bei der Vorsehung der Geschichte gibt es keine National-eitelkeiten. Frankreich hat Deutschland aus seinem Schlaf geweckt; es packte es an der Brust, bis es sich in Bewegung setzte, um etwas für sich zu thun, es mußte es mit Schwerthieben zwingen, sein eigenes Feld zu bearbeiten, und deswegen sollte Deutschland Frankreich nur dankbar sein. Ja, der Zollverein selbst, ist eine Continentalidee Napoleons.

Ich habe Deutschland, wie gesagt, ganz baumwollen gefunden, aber das ist ein Glück für dasselbe, wenigstens für den Moment. Hat es der Zollverein ganz vereinigt, kommt ein einziges Münzsystem für ganz Deutschland, bringen es die Eisenbahnen immer näher zusammen, und mit ihnen, die intellektuellen Kräfte, schmilzt ein Landwehrsystem ganz

*) Siehe Grenzboten No. 2. 4. 5.

Deutschland zu einer Armee um und zerschmettert den Adelstolz der Offiziere, bekommt Deutschland eine Nationalflagge und eine Flotte, so ist Vieles, und Viel zugleich für die Zukunft geschehen. Die Männer, die dies erwirkten, werden ermüdet sich ausruhen, aber die Söhne solcher Thaten werden schon muthig in die Fußstapfen der Väter treten. Hier fällt alle Ironie weg. Behalten wir das Große immer im Auge, und bespöttehn wir nur das Kleine. — Aber noch steht Deutschland nicht auf diesem Punkt, noch ist das Vertrauen zwischen scheinbar verschiedenen Tendenzen nicht hergestellt. Noch sind die öffentlichen Sitten Deutschlands die nicht, die eine große politische Nation konstituiren. Noch hat der Mensch seinen Werth als Mensch nicht, noch schätzt man ihn nach seinem Titel und seiner thierischen Geburt, noch ist die Heirath in Deutschland eine Spekulation, noch fühlt das Weib nur als ein Weib, nicht als Mensch, nicht als Deutsche zuerst, noch ist die Erziehung nicht national oder rein humanistisch, noch feinden sich die verschiedenen Religionen an, als wären sie nicht alle sterbliche Menschen eines Vaters, noch hat der Schriftsteller nicht das Bewußtsein seiner wahren Mission, noch räumt ihm die Gesellschaft die Stelle nicht ein, die ihm, durch das unverjährende Recht des Geistes gebührt, aber das Alles wird und muß sich zum Bessern gestalten, und wir alle tragen dazu bei. Diejenigen, die die Gegenwart verdammen, so wie die, die sich mit der Zukunft trösten. Es ist genug, wenn man an die Sendung einer Nation glaubt, um ihrer Wahrheit sicher zu sein. Die Dinge, die da kommen, werden nicht vorausgesagt, weil sie kommen, sondern sie kommen, weil sie vorausgeföhlt wurden. Erkennen wir ernst an, daß es in einem Staate keine individuelle Are gibt, die sich um sich selbst dreht. Handel, Kunst, Literatur, Poesie, Diplomatie, Gewerbe, Gesetzgebung, Sitten, Musik, Tanz, Leben und Sterben, alles dies ist eine Perlenkette tausendartiger Spezialitäten, die in eine Einheit zusammenschlagen. Wäre Gott nicht, die Philosophie hätte ihn als Einheit der Kraft erfinden müssen. Darum muß uns nichts klein sein, nichts geringfügig. Andere sind nur groß, weil wir bis jetzt klein waren, andere heilig, weil wir profan. Doch ist's besser, wir machen Alles groß, Alles heilig, als Andere auch klein und profan. Deutschland soll groß und heilig werden! Weil wir Alle dies wünschen, darum wird es sich auch erfüllen.

Tagebuch.

Brüssel im Dezember.

Neuester Stand der orangistischen Verschwörungssache.

Die Untersuchungen gehen morgen oder höchstens übermorgen zu Ende; das Geheimniß ist bereits aufgehoben und die Thatsachen liegen klar vor Augen. Einige der Verdächtigen, wie z. B. der Ex-General Lecharlier sind in Freiheit gesetzt; gegen die Andere ist die Anklage um so begründeter. Folgendes können wir unsern Lesern aus der besten Quelle mittheilen:

Die aufgefundenen Kanonen, die Pulversäcke, die Lunten, die man in dem Hause des Generals Bandermissen aufgegriffen, die Stühle und Tische, die man in dieses Haus brachte, und wovon es ausgemittelt wurde, woher sie kamen, die Gewehre, die man in dem alten Finanzhotel aufgefunden die Goldstücke, welche man an verschiedene Individuen ausgetheilt hatte und welche von diesen der Justiz übergeben wurden, — alles dieses sind klare und unwiderlegliche Beweise. Hierzu kommt noch, daß unter den 480 verhörten Zeugen, Viele sich befinden, deren Aussagen von gewichtiger Bedeutung sind. Allein unglücklicherweise ist nichts über den wahren Urheber der Verschwörung ermittelt worden, über die Quelle des Geldes, welches ausgetheilt wurde; in dieser Beziehung ist man trotz der eifrigsten Untersuchungen auf Vermuthungen beschränkt. Aber was man voraussetzen kann, ist, daß das Geld aus derselben Quelle herrührt, wie zu den Untrieben von Ernst Gregoire im Jahre 1831; Bestimmtes liegt hierüber nichts vor. Selbst das ist unermittelt, welche Rolle die Genter Orangisten dabei gespielt haben. Zwei frühere Militairs, die in der Sache verwickelt sind, wurden flüchtig: der Ex-Oberst Borrremans, der bereits im Jahre 1831 wegen revolutionärer Untriebe verurtheilt wurde, und der Ex-Lieutenant Van Rathem, der in der portugiesischen Legion diente. Nach allem Ansehen haben die Verschworenen, um ihrer Sache eine höhere Wichtigkeit zu geben, eine Menge ehrenwerther Personen als Mitbetheiligte genannt,

die nicht die leiseste Ahnung von ihrem schlechten Treiben hatten. So bezeichneten sie als solche welche im eintretenden Falle an der provisorischen Regierung Theil nehmen sollten: die Herren Gendebien, Ducpétiaux, welchen man den Herren Vandermeeren zc. angeheftet hatte. Höchst wahrscheinlich ist es übrigens, daß der Graf Vandermeeren zum Kriegs-Minister ernannt werden sollte; man ist sogar zu glauben berechtigt, daß er einige provisorische Anstellungsdekrete an mehre Officiere außer Dienst übergeben. Was Vandermissen und Parys betrifft, so waren ihre Rollen nicht bestimmt. Zu dem bereits bekannten Plane der Feueranlegung in die Casernen, (am 31. October, wo der König in den Ardennen und die Minister behufs der Inauguration einer neuen Eisenbahn abwesend waren) ist nun auch der Umstand hinzuzufügen, daß man den Remorqueur zu beschädigen beschloß, um den Minister die Rückkehr unmöglich zu machen, und bei dem ersten Tumult zugegen zu sein.

Von allen Angeklagten, ist der General Vandermeeren derjenige, der die Abgeschlossenheit des geheimen Verhaftes mit der meisten Geduld und Würde trägt. Er soll mit der Abfassung einiger militairischen Memoiren über die Ereignisse der Jahre 1830 und 31 sich beschäftigen. Graf Vandermeeren ist bekanntlich aus einer alten belgischen Familie. Man hat vielerlei über das Großmeisterthum des Tempelordens geschrieben, dessen Insignien man in seinem Hause vorgefunden hat; sicher ist es, daß ein Zweig dieses alten Ordens, eine Art Freimaurerei bildend, in Frankreich fortbesteht, obgleich die Anzahl der Verbündeten sehr klein ist, und die Verbindung selbst unter der tiefsten Verschwiegenheit gehalten wird.

Tief bekümmert zeigt sich dagegen der General Vandermissen. Seine finanziellen Mißverhältnisse haben jedoch hieran zum wenigsten eben so viel Antheil, als seine politische Lage. Man versichert, daß eine Regierungsveränderung und der Grad eines Generallieutenants, ihm sehr a propos gekommen wären, um seinen nicht wenig zerrütteten Haushalt wieder ins Gleiche zu bringen. — Der Ex-Capitain de Crehen, ist nicht minder besorgt; seine fixe Idee ist, daß er das Bad bezahlen werden müsse, für die hochnasige Herren („gros bonnets“). „Sie werden die ersten Advokaten haben, und ihnen 20000 Franken für die Vertheidigung bezahlen, und wenn man 20000 Franken einem Advokaten geben kann, so kann man sicher sein, man wird freigesprochen. Solche Mittel habe ich nicht, und werde darum allein den Karren aus dem Kothe ziehen müssen.“ — Der Ex-Oberst der Freiwilligen, Parent, ist der schwierigste von Allen; er hat zuweilen Anfälle von fürchterlicher Wuth, schreibt Briefe über Briefe an die Behörden, und hat der Rathskammer schon drei Bittschriften eingereicht, um in Freiheit gesetzt zu werden.

Auch ein Deutscher, (wenn man einen Preussisch-Polen so nennen darf), Namens Stanislas Noczynski, figurirt in diesem tollen Unternehmen. Er scheint eine gute Erziehung genossen zu haben, schreibt das Französische sehr gut, hatte an dem polnischen Aufstande Theil genommen, und kam 1833 als Flüchtling nach Frankreich. Nachdem er sich einige Wochen in Lyon aufgehalten hatte, schiffte er sich nach Egypten ein, und diente etwa sechs Monate unter den Trupper Mehemed Ali's. Da er das dortige Klima nicht vertragen konnte, so kehrte er, nachdem er mit vieler Mühe seinen Abschied erhalten hatte, wieder nach Frankreich zurück. Kaum war er in Lyon angekommen, so hört er von einem Straßengefechte; einer seiner Kameraden, der ihm früher öfters aus der Noth geholfen, soll unter den Insurgenten sein; er glaubt an seiner Seite kämpfen zu müssen. Sein Freund wird tödtlich verwundet; er selbst wird gefangen genommen, vor den Pairshof gestellt, und zu zehnjähriger Einsperrung verurtheilt. Die Amnestie öffnet ihm wieder die Thüre des Gefängnisses; er begibt sich nach Belgien, wo er sich mit Unterrichtsstunden im Deutschen, in der Mathematik und im Aquarellmalen ernährte. Er zeichnet sehr gut, und es wird versichert, daß er seine Bilder sehr theuer einem reichen Kunstfreunde verkauft, der der bestehenden Ordnung der Dinge gar nicht hold ist. Aus Brodteig modellirt er kleine Statuen, die der Liebhaber in der Gefängniß-Kanzlei besehen kann.

Der deutsche Münchhausen in Frankreich.

Unser hochberühmter Nationallügner, der edle Freiherr von Münchhausen, dessen großartige Abenteuer und Heldenthaten zum Volksbuche geworden sind, hat einen trefflichen Uebersetzer an dem bekannten belgischen Schriftsteller, Van Hasselt, gefunden. Diese französische Uebersetzung ist, mit allerliebsten Holzschnitten geziert, im Verlage der Deutschen Buchhandlung des Herrn E. Miquart in Brüssel erschienen. Zwei Pariser Buchhandlungen, wahrscheinlich eifersüchtig auf den Ruhm, den Brüssel, als die Heimath der Nachdrucker, besitzt, machten sich darüber her, mit diesen Ruhmeslorbeer auch ihr Haupt zu zieren, und der Van Hasselt-Bürgerliche Münchhausen erschien somit vor wenigen Wochen in zwei verschiedenen Pariser Ausgaben. Das Komische bei der Sache ist aber, daß eine dieser Ausgaben eine Abtheilung der bekannten Publikation: *Les français peints par eux mêmes* bildet, wodurch unser berühmter Lügenheld und Aufschneider von den Franzosen als ein Typus ihres Nationalcharakters in Anspruch genommen wird! — —

Das Atelier eines französischen Bildhauers.

Willst Du den Dichter wohl verstehn, mußt Du in Dichters Lande gehn — sagt Meister Göthe, ein Spruch der nicht nur vom Dichter allein, sondern auch vom Künstler gilt. Um einen Künstler vollständig aufzufassen, trachte man in das Heiligthum seines Ateliers eindringen zu können. Nicht das vollendete Kunstwerk gibt den ganzen Aufschluß über den Geist des Künstlers, die verlassene, abgebrochene Idee, die vielfachen embryonischen Versuche, welche fragmentarisch in seiner Werkstätte umherstehen oder umherhängen, werfen oft weit hellere Blitze über das Dunkel seiner geistigen Kraft als das Ausgeführte, für Welt und Nachwelt hingestellte. Ich habe Gelegenheit gehabt, die hohen Schöpfungen eines Thorwaldsen, Dannecker, Schwanthaler u. A. in den Werkstätten der Meister zu bewundern; durch die Vermittlung eines Freundes gelang es mir, Zutritt zu finden, zu den geistreichen Scherzbildern des Carricaturisten Dantan und überall überzeugte ich mich von der Wahrheit jenes Götheschen Spruchs.

Ich will diesmal nur von Dantan sprechen, von dem bildhauerischen Juvenal der Pariser. Wie sehr steht doch die Kunst gegen die Literatur im Nachtheil! Alle Welt weiß in Deutschland von Jules Janin; wie viele aber wissen etwas Näheres von Dantan? Und wahrlich, der gemeißelte Witz der Dantanschen Carricaturen wiegt zehnfach den flüchtigen Geist des Montagsjournalisten auf! Aber dieser wickelt seine Gedanken in Papier, und jener in Stein; das Papier fliegt wie ein Vogel durch die ganze Welt, indeß der Stein an die Scholle gebunden ist. Doch der Stein überdauert das Papier!

Wir waren auf elf Uhr bestellt, wir ließen keinen Augenblick auf uns warten und traten in einen kleinen Salon von reizendem orientalischem Geschnacke. Das Zimmer mit seinen Wandgemälden in Arabesken, Fontänen und Früchten, stellte ein Zelt vor, eine lange Ottomane mit Tabourets von demselben Stoffe und ein Piano bildeten das ganze Ameublement, gegenüber einem hohen Fenster, reichlich beschattet von seltenen Ge-

wachsen, war ein Gestell mit allerlei Pfeifen und orientalischen Waffen. An zwanzig Griffen von Bronze hingen an langen wollenen Fäden, Bilder von den ausgezeichnetsten Meistern der neuern französischen Malerschule. Landschaften von Cicero und Martyns, Portraits von Court und Ziegler, wunderschöne Chargen von Granville und noch zehn andere Bilder, lebende Zeugen von den ausgezeichneten Bekanntschaften des Eigenthümers dieses Wartesaals, geben dieser kleinen Gallerie einen unschätzbaren Werth. Dantan, den ein Besuch bis jetzt aufgehalten hatte, hatte sich nun frei gemacht und stand zu unsern Diensten. Er ist ein noch junger Mann in den Dreißigen, seine Züge haben etwas Freundliches und Offenes, sind aber sonst ohne besondere anziehende Eigenthümlichkeit. Sein etwas magerer Körper kam unter einem höchst einfachen baumwollenen Hausrocke zum Vorschein; als er uns sah, schwang er sein kleines Mützchen zum Grusse etwas in die Höhe; dieser Gruß, den er mit einigen höchst freundlichen und verbindlichen Redensarten begleitete, zeigte uns welche ungezierter Aufnahme wir gewärtig sein konnten. — Wir machten es uns bequem.

Es ist schwierig, in Worten den Eindruck zu beschreiben, den auf mich der erste Anblick der Werkstätte machte, deren Thüre der Künstler uns eben öffnete. Es war dieser Eindruck einem ausschweifenden phantastischen Traume zu vergleichen. Man stelle sich einen großen Saal vor, ganz von Fußgestellen umgeben, in deren Mitte wieder andere Fußgestelle, und alle mit einer großen Menge von Büsten, Figürchen, weißen Statuetten umstellt, theils zusammengekauert, sich in einander verschlingend, groß, klein, lang, kurz, dick, dünn, weinend, lachend, Grimassen schneidend, verdreht und verkrüppelt! Alles zusammen stellte ein wüthes Bacchanal vor, in dessen Mitte das umherschweifende Auge nichts Vollkommenes fassen kann. Hier ein grotesk lachendes, da ein vor sich hinstarrendes Gesicht, dort eine Grimasse — eine wahre Traumerscheinung, die mich ganz verblüfft machte. Das ist die Werkstätte Dantans, des Erfinders eines Genres, dem er seine Berühmtheit verdankt, der eine Popularität genießt, wie selten ein Künstler bei Lebzeiten sie erringen konnte. Denn der Triumphzug, den Thorwaldsen vor einigen Monaten durch Deutschland machte, galt mehr dem Menschen, als dem Künstler; die ihm dargebrachten Huldigungen waren mehr der Ausfluß eines nationalen-politischen Gefühls, als artistischer Begeisterung, man ehrte den Beherrlicher zweier Nationalhelden — Gutenbergs und Schillers. Dantan ist wegen seiner Bilder ohne alle Nebenrückicht bekannt. Wo man ein groteskes Gesicht sieht, sagt man: den könnte Dantan brauen. Der Name des Callot der Sculptur hat jenen kleinen Alabastrerfiguren allenthalben als Reisepaß gedient, sie sind in den Sälen der Reichen heimisch geworden. Wie wenige Personen in Deutschland ken-

nen die Namen eines Pradier, Jehan Duseigneur, Duret, Dubouëfs, Foyatier, lauter ernste Künstler, und Frankreichs letzte Repräsentanten der sterbenden Sculptur? Dantan aber ist ein Jederman bekannter Name. Er hat neue Mittel aufgefunden, seinen Namen unter das Volk zu bringen. Er heuetet zu diesem Zwecke alle anderen Künste aus. Wenn die Direktion der Pariser Oper ihren langweiligen Balleten etwas Originelles beibringen will, so setzt sie Chargen von Dantan in Handlung. Die Lithographie reproducirt sie unzählige Mal. Man findet sie auf den Gefäßen, in den Conditorenläden und sogar auf Stoffen. Ich habe in Paris Dantan-Fouларds gesehen, für jede Art von Celebritäten gab es da Fouларds mit den betreffenden Zeichnungen; literarische, artistische, parlamentarische, theatralische, finanzielle, musikalische und andere Fouларds.

Woher kommt die ungeheure Popularität Dantans? Erstens ist sein Genre ein neues, und zweitens weiß er seine Idee auf das geistvollste und wirksamste zu benutzen. Hier in wenig Worten seine Geschichte.

Vor etwa zwölf Jahren war er ein eifriger Kunstjünger in einer Bildhauerwerkstätte. Er studierte die Nase des olympischen Jupiter, und das Ohr der Venus von Millet. Eines Tages, wo er sich jenem neckischen Muthwillen überließ, der Jederman zuweilen befällt, und besonders die Künstler, machte er sich den Spaß, die groteske Figur eines Kunstgenossen, des jungen Ducornet, zu modelliren, und zwar ohne Arme, mit den Füßen malend. Diese Eulenspiegelerei fand unter den Kunstjüngern Beifall, man führte das Bild eilig in Mlabaster aus, und man lachte einige Tage darüber. Eines schönen Morgens reiste Dantan nach Rom ab, und das Bild wurde in eine Ecke gestellt und vergessen.

Zwei oder drei Jahre gingen darüber hin. Eines Tages kam der Künstler, müde des Studiums der Antike, nach Hause, war niedergeschlagen, entmüthigt und voller Sorgen, wie dieß auf dem rauhen Pfade der Kunst öfter begegnet, als der Late denkt. In dieser Traurigkeit gefellte sich das Heimweh; die Erinnerung an das Vaterland erfüllte ihn mit Herzeleid, er rief sich mit Wehmuth die süßen Freuden der Jugend zurück, das im Schooße der Familie genossene Glück, und unter diesen Erinnerungen tauchte auch die an die Statue Ducornets auf, die er so lange vergessen hatte. Diese Erinnerung machte ihn lächeln, er nahm Thonerde zur Hand, und modellirte so mit den Fingern, am folgenden Tage war unter den jungen Künstlern in Rom von nichts die Rede, als von einer Charge des Horace Vernet im Schlafrock, und von einer andern des Herrn Carl Vernet auf dem Halse eines Kleppers reitend. — Das Heimweh hatte Dantan nach Frankreich zurückgeführt. Proben seiner Scherzbilder waren da schon hingekommen, und hatten erstaunliches Glück gemacht — — und ein Jahr später

sah Dantan eine Quelle von Ruhm und Glück vor sich in einem Genre, worin er sich noch immer nicht entschließen konnte, etwas anderes zu sehen als Scherze und lustigen Zeitvertreib.

Zur Zeit, wo ich Dantans Atelier besuchte, hatte er etwa zweihundert Chargen vollendet, die er fast alle aus dem Gedächtniß ausgeführt, und wozu er die Züge der ausgezeichnetsten Männer in Kunst und Wissenschaft benutzt hatte. Ihr Anblick war es, der mich beim Eintritt in das Atelier, wo sie ohne Ordnung angehäuft, und in der extravagantesten Reihenfolge dastanden, so sonderbar überrascht hatte. Hier findet man das ganze neunzehnte Jahrhundert. Mein Cicerone, der als Hausfreund die Honneurs machte, führte mich umher, während Dantan an einem ernstem Werke, der Büste der Herzogin von Begliosofo, aus dem feinsten carrarischen Marmor arbeitete.

Die erste Charge, die mir gezeigt wurde, hatte zugleich künstlerisches und epigrammatisches Verdienst, es war dieß Dantan selbst. Eine magere, ausgedörrte, langhalsige Figur, ganz ohne Barmherzigkeit mit Runzeln versehen, mit matten und scheuen Augen, die Physiognomie eines alten Weibes, das beim Anhören eines ihr gemachten Compliments gerne lächeln möchte, und statt dessen widrig grinst, — das war Dantan in beleidigender Ähnlichkeit. Auf dem Piedestal sah man als Epigraph einen ungeheuren Zahn, und nebendran die Zeit mit Sichel und Sanduhr. Das heißt offenbar *Dent — temps* — richtig geschrieben *Dantan*. Gewiß, er hat sich ohne Einschränkung preisgegeben, und die Leute, deren Züge seinem unbarmherzigen Meißel als Modell dienen, dürfen sich nicht beklagen, denn er selbst hat sich auf dem Altare geopfert, dessen hoher Priester er ist.

Dieses große Caricaturistentalent ist eine Art von Pessimismus des Sehvermögens, wodurch sich dem Künstler alle Unförmlichkeiten und alles Lunkische im Gesicht und in der Haltung der Personen offenbart. Uebrigens im gewöhnlichen Gespräch ist Dantan zurückhaltend und still, und hält als Gesellschafter nicht, was er als Künstler verspricht. Sein Werkzeug in der Hand, ist er außerordentlich geistvoll. Wie ungewöhnlich geschickt er es versteht, alle körperlichen Unförmlichkeiten zu entdecken, die er bei der Parodirung eines Menschen anschaulich machen will, er ist nicht minder geschickt, nicht minder durchdringenden Blickes, wenn er sich der moralischen Idee bemächtigen will, die er darstellen und beim Anblick seines satyrisirten Schlachtopfers erwecken will. Er versteht es eben so häufig durch Gedanken den Verstand seiner Umgebung, als durch Formen die Blicke des Publikums zu beschäftigen. Ich will einige Beispiele anführen.

Es kann zuvörderst nicht bestritten werden, daß, mit einigen Ausnahmen, alle Personen, die sich Dantan zum Vorwurf seiner satyrischen Schöp-

fungen genommen hat, von seiner Arbeit offenbar oder doch im Stillen bezaubert waren. Man stellte sich mißvergnügt, fühlte sich aber doch geschmeichelt, in diesem komischen Pantheon eine Stelle gefunden zu haben, welches doch eigentlich nur wirklichen Illustrationen geöffnet war. Mancher unbefriedigte Ehrgeiz hat in diesem Atelier seine Entschädigung gefunden.

Vor einigen Jahren strebte ein Mann darnach, dem Dantan eine Bitte, die bei der Ueberühmtheit des Zubringlichen durchaus nicht an ihrem Plage war, nicht rundweg abschlagen konnte, weil er ihm zwar nichts nützen, aber ihn in seinen Interessen und seinem Rufe mannichfach schaden konnte. Er war nämlich Gerant eines geachteten Journals. Die große Anmaßung unseres Mannes lag darin, daß derselbe in der Welt für einen großen Staatsgelehrten und Kritiker gelten wollte, während er nur das Materielle des von ihm unterzeichneten Journals besorgte. Diese unerträgliche, durch nichts gerechtfertigte Anmaßung kannte der Künstler. Dantan hielt darauf, seine Reihenfolge von Caricaturen nicht zu unterbrechen durch Einreihung von Mittelmäßigkeiten und ehrgeizigen Nullitäten, deren Zulassung unter so viele berühmte Namen auf keinem Rechtstitel beruhte. Das erwähnte Individuum kam oft zu Dantan, und frug ihn, ob er seinen letzten Artikel über die Magdalenenkirche, über Notre-Dame de Lorette, über die Ausstellung im Louvre, über die haiti'sche Frage gelesen habe. Der Künstler wußte, daß diese Sucht, sich Arbeiten zuzueignen, die nach den Gewohnheiten des pariser Journalismus immer ohne Unterschrift erschienen, auf einer frechen Anmaßlichkeit beruhe. Aber, was sollte er thun? Selbst der Gerant eines Tageblattes hat die Macht zu schaden, und Künstler dürfen sich mit der öffentlichen Meinung nicht überwerfen. Dantan mußte nachgeben, behielt sich aber seine Gedanken *in petto*. Er modellirte den Zubringlichen, sparte nichts in denjenigen Theilen des Schädels, deren Eindrückung nach dem Gall'schen System die Abwesenheit des Denkvermögens, überhaupt der Eigenschaften eines Schriftstellers andeutet, und steckte ihm hinter das Ohr das Attribut der Schriftsteller — eine Feder. Wer die Sache aber aufmerksam betrachtete, der entdeckte hier eine vernichtende Ironie, den Gedanken, den sich der Künstler *in petto* behalten hatte — die Feder war nicht geschnitten. Er hatte also niemals damit geschrieben; giebt es eine schneidendere Ironie, die mehr an Hogarths Amosenkasten erinnert, über dessen Oeffnung eine Spinne ein festes Gewebe gezogen hat? Dantan war gerächt, und hatte so die Ehre seiner Gallerie ausgezeichneten Männer gerettet, indem er durch einen Zug die Anmaßung eines mittelmäßigen Menschen geißelte.

In dem Jahre 1834 oder 1835 ließ sich in den Pariser Salons ein

großer Herr blicken, der ebenfalls große Ansprüche machte, und zwar in der Musik, weil es ihm widerfuhr, daß er jede Woche einmal die berühmtesten Gesangkünstler zu sich einlud. Dieser Herr wollte nicht als Celebrität, sondern für sein Geld modellirt sein, er verunstaltete also Dantans Sammlung nicht. Man hatte entdeckt, daß eine von ihm eingereichte Cantate, die bei einer Gelegenheit gesungen worden war, und die er als von sich componirt ausgegeben hatte, für das Conservatoire zur Lösung einer Preisaufgabe bestimmt war, und die er, um den Ruhm davon zu tragen, dem Componisten theuer bezahlt hatte. Dantan machte auf das Postament der Büste ein Linien-system, das heißt fünf gerollte Striche, setzte den Violinschlüssel davor, aber — es folgten keine Noten.

Ich habe schon erwähnt, daß in Dantans Werkstätte keine Ordnung herrscht, und in der That, ich glaubte dort vielmehr eine Unordnung zu erblicken, die nach Boileau die Wirkung der Kunst ist. Ich konnte diese auffallenden und grotesken Gegensätze dem Zufalle nicht zuschreiben. Hier Alexander Dumas, dessen lange Gestalt von den Namen derjenigen getragen wird, die ihn als beraubte und verborgene Mitarbeiter in die Höhe gehoben haben, dort Victor Hugo, dessen ungeheurer Schädel an Dicke einem Champignon gleicht. Neben Georg IV. von England (denn von seinem Aufenthalte in London hat Dantan die Chargen aller politischen Characteren mitgebracht) steht Biennet, Lord Fitz-Clarence begegnet Serres, dem ausgezeichneten Komiker, der in dem Stücke „Robert Macaire“ die Rolle des Bertrand gemacht hat. Madame Poche, macht dem jetzigen König von Hannover ihre Verbeugung, hier Herr Beron, (der so schrecklich parodirt ist, daß man den Künstler gebeten hat, diese Charge nicht in den Verkehr zu bringen) er, erst Apotheker und Erfinder der Pâte Regnauld, dann Direktor der *Revue de Paris*, dann Direktor der Oper, dann Gerant des Constitutionnel, und Mitbewerber des Herrn Jaqueminot um die Pariser Deputirtenstelle, und neben ihm die Gruppe von Levasseur und Nourrit, ersterer als Bertram, sein langes, ausgetrocknetes Gesicht nimmt die Hälfte seiner Gestalt ein, Nourrit als normännischer Ritter, rund wie ein holländischer Schiffspatron, seine kleinen Arme können kaum einander berühren, und seine Glogaugen stehen beinahe außerhalb des Kopfes. Demoiselle Falcon fehlte im Trio — man weiß warum. Dantan gab den oft wiederholten Bitten der verstorbenen Malibran nach, und willigte mit Bedauern ein, die Carricatur ihres poetischen und ausdrucksvollen Antlitzes zu machen. Als das Werk vollendet war, weinte die Arme vor Entsetzen bei der Entdeckung, daß die Principien von so großer Häßlichkeit aus ihren Zügen sich herausfinden lassen. Damals nahm sich Dantan fest vor, keine Dame mehr zu caricaturisiren, und er hat zu seiner Ehre Wort gehalten.

Nach dem Tode der berühmten Sängerin sammelte er alle Abgüsse dieser unheiligen Charge, und zerschlug sie.

Gehen wir weiter in diesem Pandemonium. Hier der Komiker Arnal. Er lacht über eine Dummheit, wobei unter dem Publikum kein Mensch lacht; der kleine Maler Lepaulle verkrücht sich mit dem Kopfe in ein Rattenfell. Die Charge von Halevy wird durch ein schönes Rebus angedeutet, wo ein **A** ein **I** in die Höhe hebt — a leve i — Halevi. Balzac ist zweimal Dantans Zielscheibe gewesen, einmal wächst sein Kopf aus seinem sprüchwörtlich gewordenen Spazierstocke heraus, ein anderes Bild stellt den ganzen Körper des dicken Dichters dar, mit strafendem Ausdrucke epicuräischer Selbstzufriedenheit. Dieß Bild ist fast Portrait. Mehrere Caricaturen sind der Deffentlichkeit nicht übergeben worden, was Dantan überhaupt nur dann thut, wenn seine Opfer nichts dagegen einwenden, unter andern die des berühmten Steinoperateurs Doctor Vescot, dem Rossini und Franconi ihre Genesung verdanken. Diese Charge ist auch im Atelier mit einem Schleier verdeckt.

Ein berühmter Anatom, bei dem die Liebe zur Wissenschaft in Wahnsinn ausartet, ist halbnackt auf seinen Sessel ausgestreckt, und sticht sich mit dem Scalpel ins Fleisch, um die Fibern zu bewegen. Kann man wissenschaftliche Leidenschaft energischer ausdrücken? —

Alphons Karr geht spazieren mit seinem Hund Freischütz unter dem Arm. Mery liegt in der Sonne, wie ein Lazzaroni. Der Alterthümer Dufammerard ist unter einem Haufen unbedeutender Antiken, alter Schuhnägel, abgetragener Hüte und bemüht sich das Mittelalter zu fabriciren. Pouchard drückt sich vergeblich wider die Brust, um einen Ton herauszubringen. Eugen Sue's Nase ist so krumm, daß man sein linkes Auge und seine linke Wange nicht mehr sehen kann. Alfred de Musset hat einen langen Körper und hält ein Vognon mit den Augenwimpern fest.

Die aus England mitgebrachten Figuren haben mich wahrhaft in Erstaunen gesetzt. Es sind dieß eher Portraite als Chargen, belebt und ohne Uebertreibung getroffen. Hier O'Connell aufrecht stehend mit ausgestrecktem Arm und geballter Faust, welche schöne und edle Züge? Der wahre Volkstribun, heftig, zügellos und ungestüm. Neben ihm schläft Cobbett, aber er wird bald aufwachen, auf die Tribüne stürmen, einige Worte hinpölnern, und wieder auf seinen Platz gehen, wenigstens dem Anscheine nach ist ihm alles gleichgültig, was um ihn her geschieht. Ebenso ist Lord Brougham, der Herzog von Glocester, der König Georg IV. ernst aufgefaßt. Komisch ist Wellington, der Marquis von Clanricarde, Lord Grey, Graf Derby und Rothschild. Neben Rothschild, dem Geldkönig der Juden, ist das

Zerrbild eines ihrer edelsten Kämpen, des Pariser Advokaten Cremieux mit andern Illustrationen des Barreau und der parlamentarischen Rednerbühne.

Wenn es die allgemeine Aufgabe des Künstlers sein soll, dem Prosaïschen und Gewöhnlichen die höhere ideale Seite abzugewinnen, und den göttlichen Funken, der darin verborgen ist, zum Lichte zu entzünden, so hat Dantan gerade die Kehrseite dieses allgemeinen künstlerischen Berufs zum Vorwurfe seiner Schöpfungen genommen. Ein wahrer Mephistopheles der Lächerlichkeit, lauert er hinter Allem, was die Zeit an erhabenen und großartigen Persönlichkeiten besitzt, hinter der ersten Falte auf der Stirne des Weisen, dem begeisterten Blicke aus dem Auge des Künstlers, den kräftig-kühnen herausfordernden Zügen des Mannes der That und des Wortes, entdeckt er schnell den Pedanten, den Musikaffen, den anmaßend-phantastischen Kunstjünger, den Bramarbas, den Rabulisten und Sykophanten.

Läßt man der Phantasie einigermassen die Zügel schießen, und denkt man sich das tolle Durcheinander belebt, so wird man unwillkürlich an die Blocksbergscene im Göthe'schen Faust erinnert. Man fragt sich, welch' dämonische Laune alle Celebritäten des Jahrhunderts ergriffen hat, daß sie mit convulsivischen Sprüngen und Verrenkungen einen höllischen Sabbath feiern. Spotten sie etwa ihrer selbst und wollen sie in verzweifelnder Selbstironisirung die Nichtigkeit unserer Epigonenzzeit darstellen? Doch still! Hier brechen wir ab, denn für solche Phantasien und Reflexionen ist Dantan's Atelier der Ort nicht.

Politische Stimmen aus Belgien.

I.

Die belgische Journalistik hat im Ganzen eine Achtung gebietende Stellung eingenommen, und erfüllt die Aufgabe, ein redliches Organ zu sein, für die bei der betreffenden Parthei in den Vordergrund gestellten politischen Principien mit lobenswerthem Eifer und Talent. Das Uebel liegt nur darin, daß die Tagesblätter zum Theil von Ausländern redigirt, kein getreues Abbild der öffentlichen Meinung in ihrer Beziehung zum Auslande bieten können, und dieß ist um so schlimmer, als die Journalstimmen fast die einzigen sind, die nach Deutschland hinübertönen. Die einheimischen Publisten sprechen ihre Ansichten mehr in Broschüren aus, wo man seinen Namen nennt, und als Belgier zu Belgien spricht. In einer der letzten Nummern der Grenzboten wurde in einem Artikel über die orangistische Verschwörung gezeigt, wie nöthig es sei, daß Belgien seinen Ruf wahre, den es so sehr verdient, den Ruf eines Volkes, das seiner Unabhängigkeit und des ihm so reichlich zugemessenen Maasses der Freiheit froh und würdig ist. Wir glauben an die Zukunft dieses Landes, und hoffen, daß es einst eine würdige Stellung im Nationenbunde als vermittelndes Element des europäischen Lebens einnehmen werde. Darum halten wir es für unsre schönste Aufgabe, das unsrige zu dieser Vermittlung beizutragen, und das thun wir wohl am sichersten, wenn wir unser Vaterland mit denjenigen Stimmen aus Belgien bekannt machen, die ihm brüderlich das Wort reden und den Vorwurf Lügen strafen, als sei Belgien der Affe Frankreichs, als sei das Gefühl der Nationalunabhängigkeit in den Belgiern nicht tief gewurzelt. Wir beginnen mit einer Schrift des Herrn J. G., eines durch amtliche Stellung, und die allgemeine Achtung, die er genießt, ausgezeichneten Mannes. Die Schrift heißt: „Belgiens Verhältnisse im Falle eines Kriegs.“ Wir beginnen damit, obgleich sie schon im vorigen Jahre, zur Zeit, wo

man einen europäischen Krieg befürchtete, geschrieben worden ist. Aber der Verfasser ist Wallone und wir wollen zeigen, daß auch dieser Stamm so wenig wie der Flamändische gemeint ist, dem französischen Gelüsten das Wort zu reden. Wir bemerken, daß wir, um nicht den abgeschmackten Vorwurf der sogenannten Franzosensfresserei uns von denen zuzuziehen, die für vom Auslande erlittene Unbilden kein Herz haben, die heftigsten anti-französischen Stellen in den folgenden Auszügen absichtlich weggelassen haben. Die Grundidee des Büchleins ist sehr richtig die, daß die einem Lande wie Belgien garantierte Neutralität ein hohles Wort ist, wodurch es im Falle des Krieges, von keiner Seite her geschützt, und welches kein Hinderniß sein wird dagegen, daß es dem Ersten, der darnach Gelüste spürt, eine Beute sein wird. Der Verfasser schließt daraus, daß es sich nach einem Verbündeten umsehen müsse.

Bei Untersuchung der Frage, ob Frankreich ein uneigennütziger Allirter sein kann, heißt es:

„Es darf von Niemandem bezweifelt werden, und hier liegt der Hauptpunkt der Untersuchung, daß die Ansicht im Kopf und Herzen aller Franzosen fest wurzelt, daß der Rhein die natürliche und nothwendige Grenze Frankreichs sein müsse, daß die Verträge von 1815, wodurch es diese Grenze verloren ungerecht und schimpflich waren, daß es jede Gelegenheit beim Schopfe ergreifen und herbei führen müsse, um diese verhaßten Verträge zu brechen. Die Idee der Rheingrenze ist keine bloße Journalansicht, kein haltloser Modegedanke, wie sie bei unsern südlichen Nachbarn so häufig sind, sondern eine ernste, feste, allgemeine, täglich von französischen Publicisten anerkannte Meinung, die sich immer kräftigen wird bei dem großen Einflusse und der großen Macht, welche Frankreich durch diese Grenze erlangen würde. Siegen also die Franzosen im Falle eines europäischen Krieges, so wird sie nichts hindern, den Rhein zur Grenze zu machen. Umsonst würden ihre gemäßigten Staatsmänner sich dem widersetzen. . . . Belgien würde also mit sich selbst im Widerspruch sein, wenn es auf der einen Seite unabhängig bleiben und auf der andern sich mit einer Nation verbinden wollte, durch welche seine Unabhängigkeit täglich bedroht ist. Man wendet mir gewiß ein: das, was Sie vorschlagen, wäre von Belgien sehr undankbar gehandelt. Es verdankt seine Existenz Frankreich und heute soll es feindlich gegen dasselbe auftreten, als Dank für die uns am Tage der Gefahr wohlwollend geleistete Hülfe, sollen wir es bekriegen und mit seinen Feinden in Bündniß treten? Diese Gründe wären von großem Gewichte, handelte es sich von Frankreich in seinem normalen Zustande, wo es fest hergestellt ist auf der Grundlage der Ordnung und des Friedens, und frei und redlich jedem Eroberungsgedanken entsagt. Die sem Frankreich dürfen wir die Dienste, die es uns

großmüthig geleistet, nimmer vergessen und im Falle eines ungerechten Angriffs könnte es des Beistands der Belgier in ordentlichem, völkerrechtlichem Kriege gesichert sein. Aber es wird noch lange dauern, ehe es selbst den ihm am günstigsten gestimmten Völkern diese Zuversicht gewähren wird. Dies ist der Fall nicht, ich wiederhole es, den wir unterstellen dürfen bei der zweifelhaften Lage, in der Frankreich sich noch immer befindet. Uebrigens ist die Frage ob in der politischen Praxis die Dankbarkeit einen Grund abgeben kann. Regierungen hassen Niemanden und lieben nur ihren Vortheil und ohne immerhin lobenswerthe Gefühle verletzen zu wollen, frage ich nur: Gesezt, wir verdanken wirklich nur Frankreich unsere Unabhängigkeit, hat es uns etwa aus bloßem Wohlwollen in Schutz genommen, vertheidigt, sogar constituirt? Die friedliche Politik des seligen Friedrich Wilhelm III. von Preußen hat ebenfalls zur friedlichen Lösung der belgischen Kriege mächtig beigetragen. Wenn Frankreich seinerseits seit 1830 ebenfalls Vieles für unsere Nationalität gethan hat, so geschah es offenbar, weil es nicht gewagt hat, uns ganz hinwegzunehmen. Es versöhnte sich mit den Verträgen von 1815. Man hatte damals zur Abwehr gegen es ein Königreich mit vielen Festungen errichtet, und da es nicht mehr thun durfte, so hat es die Gelegenheit zur Zerstückelung dieses Königreichs ergriffen, und wollte die Schranke umstürzen, durch welche es allzusehr vom Rheine abgesperrt war, und zum Mindesten an deren Stelle einen befreundeten Staat errichten. Zu denselben Absichten vereitelte es 1831 das Eindringen der Holländer; die Einnahme der Citadelle von Antwerpen sollte dazu dienen, Europa zu zeigen, wie stark und mächtig man sei. Ueberall war eigenes Interesse sein Antrieb. Darin wollen wir Frankreich nachahmen, und besonders da, wo es sich um das Heil des Vaterlandes handelt, darf blos das Interesse des Vaterlands unsere einzige Richtschnur sein. Wir hegen einige bescheidene Zweifel an dem Wohlwollen eines Landes, das so hartnäckig die Abschließung eines Handelsvertrags weigert, der weitere und leichtere Abzugswege für die Producte beider Völker öffnen würde. *)

Es erhebt sich ein anderer Einwand und ich weiß wohl wie gewichtig er ist. Sind wir unserer Unabhängigkeit sicherer, wenn wir uns den verbündeten Mächten anschließen, die das Königreich der Niederlande als eine Barriere gegen Frankreich errichtet haben, und die die Zerstörung dieses

*) Was der Verfasser weiter hinzufügt, paßt nicht ganz auf die inzwischen eingetretenen Coniuncturen. In einer Anmerkung spricht er die Ansicht aus, daß, wenn einmal von einer Douanvereinigung die Rede sein soll, der Anschluß an den deutschen Zollverein dem an Frankreich weit vorzuziehen wäre. A. v. N.

Verfess 1830 so ungerne mit anzusehen, wenn wir uns mit jenen reinen Monarchien verbünden, denen wir unzart vor den Kopf gestoßen haben, als wir eine Staatsverfassung aufstellten, freisinniger als irgend ein Volk sie hat?

Wahr ist es, Belgien hat sich eine der freisinnigsten Verfassungen gegeben, die jemals bestanden haben. Aber, einige Volksunruhen abgerechnet, die in der Hitze einer Revolution unvermeidlich sind und jetzt glücklicherweise aufgehört haben, haben wir jemals unsere Unabhängigkeit mißbraucht? Haben wir Grundsätze ins Leben treten lassen, welche die gesellschaftliche Ordnung zerstören?

Nein, Belgien hat seinen Weg mit Mäßigung zurückgelegt; es hat die Gesetze geachtet, wir haben Europa sichere Unterpfänder des Friedens, der Ruhe und der Sicherheit gegeben. Fast mit allen Mächten bestehen freundschaftliche Beziehungen. Die Revolution von 1830 hat allerdings durch Vernichtung des Königreichs der Niederlande die holländisch-belgische Barriere von 1815 umgestürzt. Wenn aber Belgien sich offen von Frankreich entfernt hält . . . wenn wir mit den andern Mächten uns verbünden, so liegt in diesem Factum eine Garantie, daß Belgien eine wahre, sicherere Barriere gegen Frankreich als das improvisirte Königreich von 1815 in seinen unzusammenhängenden Bestandtheilen bilden würde. Bei diesem Vertrage müßte natürlich die Zukunft Belgiens, welches 100,000 Soldaten, und ein furchtbares Bollwerk von Festungen bietet, unter den günstigsten Bedingungen garantirt werden. Eine Clausel in Betreff unseres Anschlusses an den deutschen Zollverein fände hier ihre natürlichste Stelle zur wirksamsten Sicherung unserer Handels- und industriellen Interessen. . . . "

Nachdem der Verfasser hierauf gezeigt hat, daß Belgien im Falle des Krieges sich selbst schuldig sei, die ihm durch die Verträge zur Pflicht gemachte Neutralität aufzugeben, führt ihn der Gang der Untersuchung auf die Frage: Wer Belgiens Verbündeter sein solle. Ob in dem traurigen Falle, wo Belgien nicht unabhängig bleiben könne, also zwischen zwei oder mehreren Uebeln das am wenigsten schlimme wählen müsse, die Vereinigung zwischen Holland oder Deutschland der mit Frankreich vorzuziehen sei oder nicht. Der erste Theil der Frage ist für uns fremd und ohne Interesse. Mit freudig stolzer Genugthuung möchten wir's dagegen gern mittheilen, was der Verfasser von den möglichen Beziehungen Belgiens zu Deutschland sagt, wenn hier nicht manche empfindliche Saite berührt würde. Er kommt hierauf auf die Untersuchung der Chancen, im Falle einer Allianz mit Frankreich.

Nachdem er gezeigt, daß weder seine Gesinnungen noch seine materiellen und geistigen Mittel einem kleineren Staate, der sich ihm verbündet, genügende Garantie gegen jede Gefährdung seiner Selbstständigkeit gewähren könne,

entwirft er folgendes treffende Bild von Frankreichs Lage zur Zeit der Abdankung des Ministeriums Thiers.

„Ich brauche die edlen Eigenschaften, wodurch sich das französische Volk auszeichnet, an diesem Orte nicht aufzuzählen. Aber mit lebhafter Einbildungskraft begabt, immer rasch, zu Extremen geneigt, im Guten und Bösen übertreibend, tapfer bis zur blinden Tollkühnheit, enthusiastisch bis zum Wahnsinn, eitel und kindisch leichtgläubig wie es ist in Allem, was dieser Nationaleitelkeit schmeichelt und so immer bereit sich zu allem hinreißen verwirren und ausbeuten zu lassen von Intriganten jeder Art und von den lügenhaften Uebertreibungen der Presse, reißt sich das französische Volk auf in einer Freiheit, die es bei seiner Leidenschaftlichkeit zu ertragen, unfähig ist. Nur in Frankreich sieht man Wesen die für vernünftig gelten wollen, *) sich blindlings den Meinungen des einen oder des andern Journals unterordnen und nur in Frankreich findet man 20 bis 30 Millionen Menschen, die sich knechtisch von 2 oder 300 Journalisten gängeln lassen. Sieht man nicht oft genug die ausgezeichnetesten Männer feig sich krümmen, vor den Götzen einer falschen journalistischen Popularität? Haben die Journale nicht die Nationalgarde und die Armeen zu entzünden gesucht und zum Theile wirklich entzündet?

Nem, dieses Frankreich kann auf die Sympathieen der Belgier nicht zählen Zurückgekehrt in die Anarchie hat es die letzten Bande gebrochen, wodurch es an Belgien geknüpft war. Auch möge man sich die Ursachen wohl bedenken, aus welchen die momentane Annäherung beider Völker sich erklären läßt. Es läßt sich nicht läugnen, daß während ihrer zwanzigjährigen Vereinigung zwischen beiden Völkern zahlreiche Beziehungen der Zuneigung und der Interessen entstanden sind, aber schon in den letzten Jahren dieser Vereinigung, hatten die Strenge und die Mißbräuche der Kaiserzeit diese Bande zu lösen angefangen und ohne die ungeschickten und unpolitischen Maßregeln der niederländischen Regierung würde Belgien bald die Vereinigung mit Frankreich vergessen haben. Was that aber die niederländische Regierung? Sie wollte, durch Beschlüsse, jene Erinnerungen vertilgen, sie wollte Belgien gewissermaßen hollandisieren. Jemehr sie aber dahin arbeitete, um so lebhafter wurde die Erinnerung an Frankreich, was der unvermeidliche Erfolg der Reaction gegen ungerechte Maßregeln war. Durch die Revolution von 1830, indem sie die beiden Völker in eine Gemeinschaft der politischen Interessen

*) S. die im 2ten Heft von uns mitgetheilten Bruchstücke aus Alphons Karr's Wespenn.

versezte, konnte die französische Sympathie nur erstarken. Aber hier trennten sich beide Wege. Belgien benutzte seine junge Freiheit mit Mäßigung, bestrebte sich deren glückliche Folgen in Friede zu genießen, die Quellen seines Reichthums zu entwickeln, Eisenbahnen zu bauen und zu verlängern, von welchen man in Frankreich kaum zu reden anfängt. Es weiß, daß seine Institutionen noch nicht vollkommen sind. Aber um sie zu verbessern, macht man keine Straßentumulte den Dolch in der Hand. Die Parteien bekämpfen sich nur in ordnungsmäßigem Kriege auf dem zur Verhandlung der Geschäfte bestimmten Kampfpläne. Die Sorge nach und nach die Mängel unserer Institutionen zu heben, vertrauen wir der Zeit, der Erfahrung, weiser und ruhiger Ueberlegung. Ein solches Schauspiel bietet uns Frankreich nicht. Zum zweiten Male vergift es, daß das Wohlergehen Zweck der Nationen ist, die Freiheit bloß ein freilich nothwendiges aber mit Mäßigung anzuwendendes Mittel. Es überläßt sich hohlen Theorien, während es doch weit eher daran denken sollte, die Besorgung seiner Angelegenheiten den wenigen praktischen Männern zu überlassen, die es besitzt. Es überläßt sich einigen politischen Abentheurern als Beute, und da ihm der Muth fehlt, den Parteien die Stirne zu bieten, so läßt es um sich kämpfen und sich zerfleischen von Allen

Wenn die Regierung in Frankreich einmal wieder kräftig geworden wenn es ernstlich ruhig im Innern und mächtig nach Außen sein wird, so kann Belgien alle seine Sympathien wieder Frankreich zuwenden, ohne daß jemals von einer Vereinigung die Rede sein dürfte. Eine solche würde allerdings unserer Industrie einen größeren Markt eröffnen, aber dieser Vortheil würde schon neutralisirt sein durch die Unruhe und Unstätigkeit aller Verhältnisse, die wir mit Frankreich theilen müßten und die sich gewiß mit einem regelmäßigen Geldumlauf und soliden Geschäftsbeziehungen nicht verträgt. Ueberdies kann man behaupten, daß während einige Industriezweige dabei gewinnen würden, so würden andere und zwar in nicht geringer Anzahl dadurch stark gefährdet, wenn nicht zernichtet werden, z. B. der Buchhandel, die Papierfabrikation, der Taback, der inländische Zucker, die Rattendruckerei, die chemische Production, Luxus- und Modeartikel und bei der neuen französischen Fabricationsmethode viele Sorten Tücher. Auch dürfte wohl Belgien nur ungern, wie fast ganz Frankreich, das Loos ertragen, zu sehen, wie alle seine Lebenskräfte von Paris ausgefogen würden. Unsere öffentlichen Mittel würden offenbar dazu dienen, die vielen Eisenbahnen zu bauen, deren Frankreich noch bedarf, den erbärmlichen Zustand seiner Communicationswege zu verbessern, die Hauptstadt zu befestigen, das verderbliche Colonisationsystem zu erhalten, das man in Afrika befolgt, und darin sehe ich wahrlich für uns keine großen Vortheile. Ich weiß auch nicht, ob von

Frankreich wie es jetzt ist, pünktliche Gerechtigkeit in Vertheilung der öffentlichen Aemter zu erwarten und ob wir in dieser Beziehung nicht abermals wehrhafte Varias sein würden, wie zu den Zeiten der Republik und des Kaiserthums, die uns, wie jederman weiß, unbarmherzig mit einer Legion von Präfecten, Unterpräfecten, Generaleinnehmern, Directoren, Justiz- und Verwaltungsbeamten und Bediensteten jeder Art überschwemmt, die alle unglücklicherweise im Lande nicht gerade den Ruf unbestechlicher Redlichkeit zurückgelassen haben. *) Und wie soll es nun gerade jetzt gehen, wo jedes neue Ministerium eine Masse von Personen für ihre „loyale“ Beihülfe belohnen muß. Ich will nicht besonders von dem belgischen Clerus reden, der der Vereinigung mit Frankreich abhold zu sein scheint, noch von den flamändischen Provinzen, die mehr als die Hälfte des Königreichs bilden und im Allgemeinen derselben immer entgegen waren; denn ich glaube, daß auch der übrige Theil der Bevölkerung dieser Vereinigung ebenso abgeneigt ist.

Der Verfasser resumirt zum Schlusse seine wichtige Untersuchung mit dem Sage: Große Staaten sind für die kleineren im Falle eines Krieges immer gefährliche Nachbarn; die ihnen auf dem Papier garantirte Neutralität ist gegen solche Gefahren ein schlechtes Schutzmittel. Sie müssen also suchen, sich mit demjenigen ihrer mächtigeren Nachbarn zu verbünden, der ihre Selbstständigkeit am wenigsten bedroht, und das ist beim Eintritte trauriger Eventualitäten Frankreich, Belgien gegenüber, wahrlich nicht. In Norden oder Osten ist ein solcher Verbündeter zu suchen.

Wir wollen den Verfasser nicht in Allem, was er sagt, streng beim Worte fassen, denn gerade weil wir fest auf dem Standpunkte deutscher Interessen beharren, welche zugleich die des europäischen Friedens sind, stimmen wir freudig in den Ruf des Verfassers ein: Belgiens Unabhängigkeit für immer.

*) Es ist doch merkwürdig. Alles accurat wie bei uns!
(Ein Seher aus den Rheinlanden.)

Deutsche Taschenbücher.

II. Urania für 1842. *)

Die Urania nimmt schon seit langen Jahren einen der ersten Plätze unter den deutschen Taschenbüchern ein; in einer stattlichen Reihe von Bänden hat sie uns Novellen geliefert, von denen manche sich einer klassischen Dauer erfreuen werden. Man ist gewohnt, in derselben Erzeugnisse der Tieck'schen Muse zu finden; leider hat dieses Jahr unsere Erwartung nicht erfüllt, wir erhalten keinen neuen Stoff, um den Genuß zu vermehren, welchen noch jede Gabe dieses großen Dichters uns gewährt hat. —

Verschiedene deutsche Blätter haben die Wahl des Titelbildes, das Porträt Victor Hugos, getadelt; sie meinen, es fehle noch nicht an deutschen Männern, welche der Ehre würdig wären, den Eingang zur Urania zu verzieren. Indessen wird auch eine andere Ansicht Raum finden können, wenn man bedenkt, daß der französische Autor, obgleich er anfangs sich an Schiller lehnte, doch nachher, als er einen eigenen Styl anschlug, das Original und Vorbild zu einer Menge deutscher Productionen geliefert hat, unter denen mehre sind, die einen Ruhm für sich selbst ansprechen und es uns ausreden wollen, daß ihre Trophäen ein Abfall des großen romantischen Agitators von Paris sind. —

Die Reihe der vier Novellen, welche die Urania füllen, eröffnet: der gefährliche Gast, von Th. Mügge. Wir begegnen hier einem lebendigen, reifen Talente für die Erzählung, dem es mehr daran liegt, ein klares Bild vor unser Auge zu stellen, als uns mit rauschendem Schmuck pathetisch zu bestechen, was die gährende und trübe Phantasie Derer gerne thut, welchen die Kraft ruhiger Gestaltung gebricht. Der Verfasser hat die flachen, einsamen durch idyllischen Reiz gewinnenden Nordseelände zum Schauplatz gewählt. Die feuchte Luft, die Seen mit ihren Schilfwäldern, weißen

*) Der neuen Folge vierter Jahrgang, Leipzig bei Brockhaus.

Sandhügeln und Dünen; auf deren trockenem Geriesel des Auge zu ruhen liebt, erinnern an die beliebten Bilder der niederländischen Schulen, in denen ein freundliches Licht, wie festtäglich, auf den bescheidenen Boden fällt, während in der Ferne ein sich undüsternder Horizont uns die graue Wiege der stürzenden Nebel und Stürme gewahren läßt. Die Novelle spielt zur Zeit des russischen Feldzuges. Ein deutscher Hauptmann, im Dienste des französischen Eroberers, ist auf dem Schlosse eines Edelmanns einquartiert; der Sohn desselben, ein eifriger Patriot, in den geheimen Verbindungen zur Vertreibung der Fremden thätig, bildet zu ihm den Gegensatz; die Tochter, obschon stumm, hat durch Schönheit und Gluth der Empfindung den jungen Offizier gefesselt. Er steht nun im Kampfe zwischen der militärischen Pflicht und der Liebe. Eine erschütternde Begebenheit bringt ihn zur Entscheidung. Ein geächteter Edelmann, mit seiner Tochter, eine der lieblichsten Figuren der Novelle, flüchtig vor den Soldaten des Hauptmanns sucht in den unzugänglichen Morästen des Küstenstriches eine Zuflucht. Ein plötzlich niederfallender Heerrauch entzieht ihr den Verfolgern; auf's Gerathewohl feuern die Soldaten in die Dunkelheit; die Tochter wird getroffen, und von dem zum Tode verwundeten Vater in die Wildniß getragen. Da fühlt der Hauptmann das Empörende seiner Lage. Bei einer andern Gelegenheit, als er mit dem Sohne seines Wirthes beim Grabe des Gefallenen zusammentrifft, und dieser auf dem Punkte ist, ihn, dessen Sinnesänderung er nicht kennt, umzubringen, findet Lucie, die herbeieilt, die Sprache. Zu den gelungensten Figuren rechnen wir einen alten Bettler, einen wunderlichen Schiffskönig, der den Unterhändler zwischen den Patrioten und den Küstenschiffen macht; desgleichen den heldenmüthigen Herzog von Braunschweig, welchem die Rolle eines Nothtäuschers vollkommen ansteht. Das Hauptinteresse beruht auf den Ereignissen, von denen auch die innere Umwandlung, der Streit zwischen äußerer Pflicht und dem Gefühl der Ehre und Liebe im Helden bestimmt werden soll. Der Anblick eines halbverschuldeten Unglücksfalles soll die große Wirkung hervorbringen. Hier hätte der Verfasser tiefer gehen müssen. Ein kräftiger Charakter bringt sein Schicksal hervor, und weiß das Uebrige zu tragen, zu bemeistern. Vor einer Folge erschrecken, ist Schwäche, so lange die Ursache selbst nicht frei entfernt ist. Welches Gewicht hätte die Erzählung erhalten, wenn der Verfasser mehr in das Seelenleben des Capitains gedrungen wäre, statt ihn zwischen den Dingen, die ihn allerdings lebhaft treffen, umherwandeln zu lassen. Um einen günstigen Punkt der Auffassung zu gewinnen, konnte z. B. die Gemüthsart des Helden mehr ins Hestige und Rasche gezogen werden, etwas Enthusiasmus und Leidenschaft würde nicht schaden; ja eine Schuld konnte auf das Haupt des Söldlings gehäuft werden. Von da aus hätten

wir leicht eine so gründliche Umkehr begriffen können, wie dazu gehörte, um den Hauptmann zu vermögen, seinen Posten zu verlassen, und dem Herzoge nach England zu folgen. Schmerzlich und drückend ist die Theilnahme, welche die stumme Heldin uns abfordert. Naturfehler sind etwas Willkürliches für die Poesie, deren wahre Schranken und Reizmittel in Menschen und in der Gesellschaft liegen.

Das Kind des Thales, Novelle von Eduard von Bülow, ist aus dem *Canterbury Tales* von Miss Sophie Lee entnommen, und in die Hälfte des ursprünglichen Umfanges umgedichtet. Wäre nicht zu wünschen, daß viele Schriftsteller auf diese Art dichteten? — Gar munter und rasch hebt das Stück an. Pembroke reitet in den Gebirgen von Wales umher, um sich einen Sohn zu suchen, da sein häusliches Glück, durch den Besitz einer Tochter, nicht erfüllt ist. An einem Wassersturz zwischen Felsen vernimmt er einen Schrei; ein Knabe, der von einer schwebenden Brücke gefallen, liegt zu seinen Füßen. Mit dem kostbaren Hunde eilt der Reiter heim. Die Geschichte des Knaben und seiner Eltern bildet den Inhalt der dann folgenden Geschichte, die oft schleppend ausfällt, und nicht selten zur bloßen Relation hinabsinkt. Eine der Hauptfiguren, des Findlings Vater, eine Art alter Jüngling, der die ganze Erde durchwandert, Opium zu sich nimmt, von dem Geiste seiner verstorbenen Gattin besucht wird, hin'erher aber selbst Geist spielt, wäre für den deutschen Schriftsteller ein Vorwurf zu völliger Umbichtung gewesen. Die englische Novellistik begnügt sich leicht mit der naturgetreuen Richtigkeit, und da reichen denn auch die angegebenen Sachen zum Füllsel eines Charakters aus; statt dessen hätte der deutsche Bearbeiter mehr vom Eignen hinzuhun können.

Unter anspruchslosem Titel tritt uns der Lahme Hans, eine Dorfgeschichte von Wilhelm Martell entgegen. Wenn der Leser darin ein feckes, bäuerliches Stück, mit lustigen Ausschweifungen, natürlichen, munteren Geberden finden kann, so hat der Verfasser gewiß den Zweck erreicht, den er dabei im Auge haben mochte. Ohne dem Leser die Lectüre, die immer unterhaltend ist, verleiden zu wollen, müssen wir doch dem Produkte den Anspruch auf einen Platz in der Urania streitig machen, wosern dieselbe nicht mit Volkskalendern wetteifern will. Wir sehen da ein wunderliches Gemisch von Borntheit und Sentimentalität, ohne Fluß und Ton. Dem Wige ist kein Ort und kein Stand unzugänglich; warum sollen wir uns hier mit Späßen begnügen? Weiter bringt's aber der Verfasser nicht.

Das neue Jahr, Novelle von Frau von W., ein mit leichter, fester Feder gezeichnetes Stück, in dessen Zügen die Kunst einer geehrten Schriftstellerin nicht zu verkennen ist. Eleganz der Gestaltung, Natürlichkeit und Wärme des Gefühls, wovon die Dichtung durchdrungen ist, bereiten

uns hier eine edle und anziehende Lektüre. Die Verschlingung der Fäden ist so kunstreich als sicher, die Charaktere, in klare Gruppen vertheilt, überschreiten nie die Grenze, wodurch die schöne Haltung, das Maaß und der stetige Fluß des Ganzen bedingt sind. Zwei Familiengeschichten, in deren Grundanlage eine fast symmetrische Aehnlichkeit sich ausdrückt, bilden, wie zwei ungleiche und doch entsprechende Hälften eines Blattes, ein Ganzes, dessen Verlauf uns in das Getriebe des menschlichen Herzens, in spannende Zustände der Familien führt. Liebe, Leidenschaft, Gewissen, Glück entfalten hier ihre Macht. Die Natur spielt leise hinein, ohne daß ausgedehnte Schilderungen, wie dies in unserer Novellenliteratur so gewöhnlich ist, uns von dem Hauptinteresse, welches auf den Personen ruhet, abziehen. Der besonnene Ausbau der Erzählung bewirkt es, daß wir die Figuren, auf denen unsre Theilnahme ruht, in verschiedener Beleuchtung erblicken. Die versammelte Familie erfreut sich zuerst selbst am Erzählen von Schicksalen, deren Sinn bald in nähere Beziehung zu derselben zu treten scheint; noch zweifeln wir, ob die, welche wir als heitere Zuhörer kennen gelernt haben, nicht die Hauptpersonen einer neuen Handlung werden, bis auch sie in den Strom einer entscheidenden Lebenswendung verflochten werden. So tritt in dieser Novelle die Dichtung mit der Wahrheit in ein geistreiches Wechselspiel, verschiedene Lebenssphären verschlingen sich, das Bild wird zum Erlebniß, sowie manchmal umgekehrt dem Dichter ein Eigenes, ein Theil seines Lebens, zu freier, künstlerischer Erscheinung sich herausbildet.

Th. Schliephake.

nach der gewöhnlichen Art der dramatischen Composition, welche Glück
 macht und die Bühne erobert, ist für Deutschland immer ein ungewöhnliches
 Ereigniß. Wir Deutschen sind kein theatralisch Volk. Der Franzose spricht
 im Leben wie auf der Bühne; etwas Schminke, Flitterstaub und Lampen-
 licht mehr und der Schauspieler, der Theaterdichter ist fertig. In Deutsch-
 land sind die theatralisch-pathetischen Naturen sparsam gesät, und dieser
 Mangel ist im Drama wie auf der Bühne, bei dem Dichter wie beim Schau-
 spieler leicht zu erkennen. Darum ist es ein seltener Wurf, wenn ein deut-
 sches Drama über das Niveau des gewöhnlichen Interesse sich erhebt.
 Man kann seit Schillers Tod die kleine Zahl der Dramen auf den
 Fingern abzählen, die von der Bühne herab das Publicum im höhern
 Grade aufgeregt haben: „die Schuld, die Ahnfrau, Isidor und
 Olga, Griseldis und Richard Savage.“ Wir glauben nur wenige
 vergessen oder nicht genannt zu haben die in diese Reihe gehören.
 Die außer Deutschland wohnenden Deutsche und Freunde deutscher Literatur
 sind natürlicher Weise von diesem Interesse noch mehr ausgeschlossen, da
 sie nicht einmal den Vortheil genießen, derlei Productionen durch die
 Bühne, durch die Darstellung vor ihren Augen belebt zu sehen. Darum
 halten wir es für unsere besondere Aufgabe, dem Kreis unserer belgischen
 Leser die bedeutendsten neuesten dramatischen Productionen so veranschaulicht als
 möglich näher zu rücken. Wir haben diesmal über eine wirklich bedeutende
 Dichtung zu sprechen. Es ist dieß das Trauerspiel *Monaldeschi* von
 Heinrich Laube, welches in diesen Blättern bereits eine kurze Erwähnung
 gefunden hat; und welches indeß mit großem Glücke über die Bühne (auf
 dem Stuttgarter Hoftheater) gegangen ist. Die deutschen Journale sind wie na-
 türlicher voll der widersprechendsten Urtheile. Es ist ein wahres Chaos!
 Als das klarste und umfassendste von allen erscheint uns das Urtheil
 des Dr. Elsner in der Wage, einem Stuttgarter Blatte, dem eine größere
 Verbreitung zu wünschen wäre. Wir theilen diese Kritik im Auszuge hier mit.
 „Der Held der Laubischen Tragödie — heißt es dort — *Monaldeschi*
 ist nicht der italienische Abenteurer und perfide Geliebte einer Königin, wie

Ein neues Drama.

Ein neues Drama, eine größere Originalcomposition, welche Glück
 macht und die Bühne erobert, ist für Deutschland immer ein ungewöhnliches
 Ereigniß. Wir Deutschen sind kein theatralisch Volk. Der Franzose spricht
 im Leben wie auf der Bühne; etwas Schminke, Flitterstaub und Lampen-
 licht mehr und der Schauspieler, der Theaterdichter ist fertig. In Deutsch-
 land sind die theatralisch-pathetischen Naturen sparsam gesät, und dieser
 Mangel ist im Drama wie auf der Bühne, bei dem Dichter wie beim Schau-
 spieler leicht zu erkennen. Darum ist es ein seltener Wurf, wenn ein deut-
 sches Drama über das Niveau des gewöhnlichen Interesse sich erhebt.

Man kann seit Schillers Tod die kleine Zahl der Dramen auf den
 Fingern abzählen, die von der Bühne herab das Publicum im höhern
 Grade aufgeregt haben: „die Schuld, die Ahnfrau, Isidor und
 Olga, Griseldis und Richard Savage.“ Wir glauben nur wenige
 vergessen oder nicht genannt zu haben die in diese Reihe gehören.

Die außer Deutschland wohnenden Deutsche und Freunde deutscher Literatur
 sind natürlicher Weise von diesem Interesse noch mehr ausgeschlossen, da
 sie nicht einmal den Vortheil genießen, derlei Productionen durch die
 Bühne, durch die Darstellung vor ihren Augen belebt zu sehen. Darum
 halten wir es für unsere besondere Aufgabe, dem Kreis unserer belgischen
 Leser die bedeutendsten neuesten dramatischen Productionen so veranschaulicht als
 möglich näher zu rücken. Wir haben diesmal über eine wirklich bedeutende
 Dichtung zu sprechen. Es ist dieß das Trauerspiel *Monaldeschi* von
 Heinrich Laube, welches in diesen Blättern bereits eine kurze Erwähnung
 gefunden hat; und welches indeß mit großem Glücke über die Bühne (auf
 dem Stuttgarter Hoftheater) gegangen ist. Die deutschen Journale sind wie na-
 türlicher voll der widersprechendsten Urtheile. Es ist ein wahres Chaos!

Als das klarste und umfassendste von allen erscheint uns das Urtheil
 des Dr. Elsner in der Wage, einem Stuttgarter Blatte, dem eine größere
 Verbreitung zu wünschen wäre. Wir theilen diese Kritik im Auszuge hier mit.

„Der Held der Laubischen Tragödie — heißt es dort — *Monaldeschi*
 ist nicht der italienische Abenteurer und perfide Geliebte einer Königin, wie

ihn die Geschichte kennt und Van der Velde wiedergibt; er ist der wilde schwedische Graf Sture, das Kind der Liebe eines eben so wilden, herumirrenden Vaters, dem das Verhängniß auf der Ferse folgt; er ist also das hereingreifende Fatum. Ihn bewegt nicht die Liebe, nicht Geldbegierde, oder gemeiner Ehrgeiz, sich an die Königin anzuschließen: die Macht ist es, die ihn reizt, der Drang zu schaffen und zu vermögen, der stürmische Wunsch, in das Rad der Weltgeschichte zu greifen, und müßte er auch darob untergehen; daher sein Muth, seine Todesverachtung, sobald es einen großen Zweck gilt, z. B. die Königin auf dem Throne zu halten, sie vom Uebergang zum Katholizismus wegzureißen, sie nach Schweden in die Arme des Königs zurückzubringen; bei solchen Ausführungen fürchtet Monaldeschi den Tod nicht; aber er schaudert, wie er nun wirklich ermordet werden soll, vor einem namen- und thatenlosen Untergang als Opfer eines eiflen rachsüchtigen Weibes, die das goldene Zepter wie ein Spielzeug aus der Hand geworfen hatte, und dann armselig wimmert, daß sie nicht mehr nach Launen thun und lassen kann, was sie will.

Alle Charaktere des Stücks sind dem des Monaldeschi contrair, oder disharmoniren wenigstens mit ihm, Sylva, die er leidenschaftlich liebt und deren Unschuld er anbetet. Sein absolutes Gegentheil ist übrigens sein anscheinender römischer Landsmann Santinelli, eine Buttlers-Natur, die Ambition abgerechnet. Ihn trieb, wie nachher den Monaldeschi, die Hoffnung, der Königin Gunst zu gewinnen, nach Stockholm; aber er begnügte sich, wenn auch ungerne, mit dem bloßem Emporkommen und der Befriedigung seiner Habsucht, und nachdem er die Quintessenz der Macht und des Einflusses auf das königliche Weib nicht zu erringen vermocht, resignirt er sich zu der Rolle eines blinden, malitiosen Schergen, eines Hundes, der neidisch alle diejenigen anbellt, welche seiner Herrschaft nahe kommen. — Als Monaldeschi's innerster, tiefster Gegner erscheint der ritterliche, vorlaute Graf Ludolph Malfström, Sylva's Verlobter, dem die Ahnung und die Hyperception der Liebe sagt, daß sich das Herz und die Phantasie seiner Braut jenem seltsamen Manne zugewendet habe, der wie ein Meteor in Schweden erschien und glänzte. Aber der Haß gegen den glücklichern Nebenbuhler und die Verachtung des alt Adelichen gegen den geburtlosen Abenteuerer machen mehr und mehr einem zurückziehenden Grausen Platz, wie aus dem namenlosen Fremdling der wilde Schwede Sture, und aus dem höfischen Günstling und Römling, von dem vorausgesetzt worden war, daß er die Königin zum Abfall von Krone und Glauben verleite, der kühne Held wird, welcher, mit gezieltem Schwert in den Reichsrath eindringend, den Versuch wagt, die Königin an der Abdankung zu verhindern. Ebenso steht dem willenkräftigen Monaldeschi, dem der Erdball als Spielball individueller Freiheit gilt, der tief sinnige, erfahrungsreiche, triste und fatalistische Graf Peter Brahe, Sylva's Vater, gegenüber. Bedeutungsvoll aber gemahnt ihn dieser Römer an die tragische Sturen-Familie; Monaldeschi ist ihm der rothe Faden in dieser Verwicklung, die Katastrophe des Drama's, aber er beugt sich achtungsvoll vor der in dieser Person ausgesprochenen Nothwendigkeit. Und damit es dem Helden des Stücks an keiner Antipathia fehle, tritt auch noch der wunderliche Freiherr von der Schnure wider ihn auf, der Mensch des Scheins und der Formen, die konkret gewordene

Ceremonie, ein abgeleckter Hofmann, doch ohne die Bornirtheit, Ehrlosigkeit und die Feigheit eines Hofmarschalls Kalb, aber voll Adelstolz, ein Mann nach der Schnur. Ihn genirt das rücksichtslose Genie, das so feck auf dem gewichsten Estrich des Schlosses einherschreitet und sich der Königin und den Verhältnissen an den Hals wirft.

Sylva ist eine Blume von feinstem romantischem Duft, wie sie glänzend hervorsproßt aus einem Felsenrisse am Abhang, eine Ophelia ohne Wahnsinn, eine Geschichte des sich entfaltenden Mädchenherzens.

Aus diesen Elementen hat mit der nöthigen Scenerie und Draperie der Dichter seine Tragödie gewoben, die sich in Folgendem resumirt.

Der erste Akt lehrt uns Personen und Verhältnisse kennen. Malström ist herzlich und schmerzlich in Sylva verliebt, in welcher dieses Gefühl noch nicht aufgegangen ist. Plötzlich steht Monaldeschi auf dem Schauplatz; abenteuerlich tritt er Sylva, Santinelli, die Königin an, hat ein Degenrecontre mit Malström, erobert im Sturm das Interesse Sylva's, so wie er Brahe's Vorgefühl von seiner dämonisch genialen Art erweckt. Seine abenteuerlich gewagte nächtliche Zusammenkunft mit der Königin, die Gefahren, welchen er dabei trotzt und entgeht, sein Benehmen und seine Sprache machen auf Christinen einen für ihn entscheidenden Eindruck.

Im zweiten Akt entwickelt sich Brahe's Ansicht über dämonische Naturen, wie der schwedische Sture eine war, und geht dergestalt in Sylva über, daß sie Monaldeschi für den alten wilden Sture hält, der hundert Jahre alt seyn kann, was sie naiver Weise wünscht für — Malström, dem es klar wird, daß Sylva ihn nicht liebt, und Monaldeschi vorzieht, weshalb er eine Bestellung zum Duell bei einer Zusammenkunft mit dem verhassten Fremdling in Brahe's Hause veranlaßt. Jetzt fühlt Sylva ihr Herz. Auch die Königin entfaltet ihr Wesen mehr und mehr. Die Unruhe ihres Geistes und Herzens treibt sie bald zur Philosophie, bald zum Katholizismus hin; die Regentengeschäfte sind ihr entleidet; sie will absolut frei seyn in ihrer Beschäftigung, wie in ihrer Neigung; nach Wunderbarem, Außerordentlichem steht ihr Sinn. Der alte Brahe kann sie nur als Staatsmann, nicht als Mensch befriedigen; Monaldeschi's Erscheinung wirkt magnetisch, zauberisch auf sie; seine Gesellschaft zieht sie vor. „Aber — sagt Brahe — um dieser Verhältnisse willen stehen eben zwei Menschenleben auf dem Spiel.“ Mit Jornes-Angst befehlt die Königin die Verhinderung des Duells und Monaldeschi wird der Degen abgenommen. Doch war's nur ein Spiel; die Königin hat Monaldeschi in ihr Zimmer bringen lassen. Sie tauschen die Gefühle ihres Kummers, den Drang ihre Gemüther und Geister. Christine glaubt in ihm den Mann der Liebe gefunden zu haben, mit dem sie romantisch schwärmen und in der Stille leben will, sie gibt ihm ihr Amulet; der einseitige Bund ist geschlossen.

Der dritte Akt berichtet die Abankung Christinens, welche trotz aller Vorstellungen verstockt geblieben war. Den Aerger der Großen des Reichs, den Kummer des alten Brahe und Monaldeschi's Verzweiflung, so wie den Ausbruch derselben im Reichsrath nicht achtend, hat die Königin abgedankt; Monaldeschi ist gefangen, unter Brahe's Obhut. Er soll als Majestäts-Beleidiger, Landfriedensbrecher justifizirt werden. Ein finsterner Monolog seinerseits. Da stürzt Sylva, in der die unbewusste Liebe mächtig hervor-

gebrochen, mittelst des ihrem Vater entwendeten Schlüssels in's Gefängniß, um ihn — was sie erlauft hatte — zu verkündigen, daß er begnadigt und nebst ihrem Vater, Malström, Santinelli, Schnure und ihr selbst bestimmt sey, der Königin außer Landes zu folgen. Ein Gewittersturm von Liebe und Anbetung überfüllt Monaldeschi's Herz. Diese Unschuld und Güte macht ihn zum seligen, träumenden, gläubigen Kinde. Eine holde Scene, wo der Liebende der Geliebten das Amulet der Königin schenkt, wo die Sprache selbst poetisch gehoben, romantisch wird! Eine kurze Seligkeit! Man kommt, die Königin ist's; in Todesangst birgt sich Sylva hinter einen Vorhang. Die Königin, welche Monaldeschi bei offener Thüre gefangen sieht, erstaunt und ist entrüstet, daß sie den Geliebten nicht befreien kann. Dieser Dialog hat etwas Befremdendes, Unglückweissagendes. Monaldeschi ist bitter, sarkastisch gegen das Weib, das nach verscherzter Krone nun gar nichts mehr hat, wovon ihm nicht eckelt; in ihr aber wird der erweckte Verdacht gegen Monaldeschi verstärkt durch das zwar ungesehene, aber gehörte Entweichen Sylva's. „Gott sey dir gnädig, daß du nicht falsch bist!“ spricht sie wiederholt und noch im Abgehen. Er aber ruft ihr höhnisch-verachtend nach: „Gott sey dir gnädig, kron- und machtlose Königin!“

Der vierte Akt geschieht auf dem Schiffe. Finstere trübe Ahnungen rings um; Krankheit in den Körpern und Gemüthern; die Königin ist reumüthig, abattue; sie empfindet, was sie verloren. Sylva ist wirklich krank, fast somnambule. Nur ein singender Rabe von altem Matrosen und Monaldeschi sind thätig. Monaldeschi hat sich entschlossen, die Königin unversehens wieder in Schweden landen zu lassen und dieselbe den Armen des neuen Königs, der sie heirathen will, zu überantworten. Aber vier Ohren haben das Projekt gehört. Santinelle, der es widersagt und vereitelt; Sylva, die ein Grausen an dem Manne erfährt, der so schrecklich und entschlossen gegen eine arme Frau seyn kann, denn für Sylva ist nunmehr die kummervolle Königin, welche sich sanft gegen sie benimmt, ein Gegenstand des Mitleids. Wie Monaldeschi, dessen Wokunst und schwedischen Adel (er ist ein Saure) Malström bei dieser Gelegenheit erfahren hat, sein Vorhaben, das Schiff nach Schweden zu wenden, ausführt, fällt der Vorhang.

Fünfter Akt. Die Königin befindet sich, von Brüssel und Rom kommend, wo sie katholisch geworden, in Fontainebleau einsam und mißmüthig. Monaldeschi's Verrath, den sie verziehen hat, schmerzt sie. Zaubrisch an den Dämon gefesselt, empfindet sie, daß der Geist dieses Mannes sie abstößt. Da erwacht in ihr die Rache. Sie gestattet nun Santinelli, ihr brieflich zu beweisen, daß Monaldeschi sie überall, und namentlich auch in Frankreich, mit Mazarin im Bunde, an den König von Schweden verrathen hat und eben wieder im Begriff ist, sie auf ein Schiff nach Schweden zu locken. Doch schwankt ihre Liebe. Da kommt Sylva; mitten in freundlichem Gespräche entdeckt die Königin an Sylva ihren eigenen Talisman, nachdem sie denselben von Sylva's Busen gerissen. Ein Licht der Hölle erhellt sie: „Am Halse eines Liebsten hast Du's gefunden!“ Dieß Wort ist Monaldeschi's Todes-Urtheil. Sie will ihn richten lassen. Aber nur Schnure, nicht Brahe, nicht Malström gestehen ihr dies Königsrecht zu, und gar in fremdem Lande. Sie beschimpft ihre treuen Diener, und Brahe kündigt ihr die Trennung an. Doch Monaldeschi muß der Rache

des Weibes für seine Untreue zum Opfer fallen, und sollte sie ihn morden lassen. Er aber, von Malström gewarnt, glaubt's nicht, und geht in die Hirschgalerie, wohin ihn die Königin beschieden. Hierauf befiehlt sie dem gegen die Hinrichtung gleichfalls protestirenden Prior Lebel, ihn in der Hirschgalerie zum Tode vorzubereiten, und dem frohlockenden Santinelli, ihn hinzurichten. Monaldeschi ist in der verhängnißvollen Galerie. Anfangs hält er's nur für Drohung; er kann nicht glauben, daß er sterben muß. Da überfällt ihn aber bei des Priors Worten und dem Anblick von Santinelli und seiner Trabanten das zusammenschnürende Vorgefühl des Verhängnisses. Als letztes Mittel will er, nachdem er Santinelli umsonst um Rettung angegangen, die Königin sprechen. Diese, von dem Prior geholt, erscheint. Er wähnt sich begnadigt, denn er weiß nicht, was Christine entdeckt hat. Sie hält ihm seine politische Verrätherei vor; er läugnet nicht, aber schüttet seine betrogene Lebenshoffnungen vor ihr, durch deren Kleinmuth dieselben vereitelt wurden, aus, und trost dem gedrohten Tode — in Erwartung des Lebens. Allein keine seiner gewohnten Waffen wirkt auf das kalt wüthende Weib. Sie will gehen. Da zückt er das Schwert auf sie; herein stürzt Sylva, und wie Monaldeschi, Alles vergessend, vor ihr niedersinkt, durchstößt ihn Santinelli meuchlings.

Gewiß, das Stück hat Anlage, Stoff und Dραstik; fast übermäßig quillt der Ausdruck herbei. Heinrich Laube hat so viel zu sagen, daß ihm erstmals der enge Rahmen einer Tragödie nicht ausreichen will. Leben, Lieben Menschenherz, Freiheit und Schicksal! welche Vorwürfe! und dann weiter das Bestreben, die Haupttypen menschlicher Charaktere vorzuführen! So kommt es, daß der üppigen Ranken zu viel werden, und man für die Aufführung das Stück beschneiden muß, während doch auf der andern Seite der Kritiker die klare, gewinnende Ausprägung der drei Haupt-Charaktere, besonders im Interesse des Schauspielers vermißt, welcher für Christinen, Monaldeschi und Sylva, für jedes an seinem Orte, jenen konzentrirten rührend-erhabenen Ausdruck, der sich selbst Recht gebenden Individualität fordert, der gewöhnlich als Monolog oder als begeisterter Dialog erscheint. Die Mischung des objektiv Guten und Bösen wird überall bei Monaldeschi und Christine sichtbar hingestellt, der Gegensatz immer zu stark hervorgehoben, als daß Nüchternung oder Bewunderung gehörig vorschlagen könnte. Ein Anderes ist es mit Santinelli: der Kerl denkt zu menschlich und handelt zu teuflisch; ihm gehört kein Monolog. Man wende mir nicht ein, die Franz Moor, die Jago's, die Richard III. seyen zu diabolisch! für den gegenwärtigen Fall gar nicht! Santinelli ist ein blinder Knecht, der aus dem Weg räumt, was ihm unangenehm ist, *nota bene!* wo er es mit seiner Dienstpflicht entschuldigen, ja belegen kann; er ist nebenbei gemein, willenslos, ein bezahlter Scharfrichter, wie alle Länder haben. Aber Laube hatte sein Drama: „Die Abenteurer“ betitelt: das ist ein Fehler. Christine darf er unter diesen Begriff nicht bringen, wena er es auch in weiterem Sinne könnte; und wenn er Monaldeschi und Santinelli unter die Sphäre eines und desselben Begriffs bringt, wenn auch disparat, so hat er einen halben Todschlag an der großen Idee dieser Tragödie begangen, welche ihm dann nur in einem Helldunkel vorgestimmert, nicht aber geleuchtet hat, wie sie mir aus seinem Werke ins Auge blickt. Mich nämlich gemahnt dieser

Monaldeschi, wie der Grund- und Urmensch, in welchem Gut und Böß, Geist, Seele und Willen, Bewußtseyn der Freiheit und Nothwendigkeit, die Großheit und Kleinheit unserer Natur noch durcheinander schwanken, und der nun abenteuerlich in die organisirte Gesellschaft mit ihrem bestimmten Treiben und Streben hineinfällt, mit seinen Trieben, Leidenschaften, Affekten und Gedanken vor die Festung der Sitten und Gewohnheiten, Gesetze, Vorurtheile, Systeme, Intriguen, Philosopheme und Erfahrungen geworfen. Wie kann neben einem solchen Wesen ein Santinelli, das Produkt aus der Pache der Gesellschaft mit der degradirten Seele, als unter einem Renner begriffen, figuriren? Dieser Pusch also, der nicht das personifizierte Böse, nicht ein Mensch der Antheil verdient, und auch nicht jene dämonische geheimwirkende, dunkelmächtige Person ist, wie wir solche in Viktor Hugo finden, dürfte in dem Drama zusammenschrumpfen zum bloßen Verräther und Executor. Ganz anders ist es mit der Königin. Sie gibt sich deutlich als die negative Seite, als Antipode Monaldeschi's zu erkennen, und steht am Ausgang, wo dieser am Eingang steht. Er wirft sich mit frischem, alles wagenden Muthe in das Naderwerk der Gesellschaft, aus welchem die Königin, welche durch ihre Geburt die erste Triebfeder derselben geworden war, unmutig und blasirt sich auszuseiden sehnt. Ihr mangelt, wie ihm, jene zähe geduldige Kraft der Beharrung und des Verfolgens bewusster Zwecke durch die unangenehmen Hemmnisse etabliirter Verhältnisse.

Er aber möchte die Welt nach seinem Kopfe zu modeln versuchen, sie findet sich dagegen unmächtig, diesen Stoff zu beherrschen und geht, in einem Individuum zu suchen, was sie in dem Staat, auf dem Throne nicht gefunden hat, — den Mikrokosmos, dem sie bald dienen, bald befehlen möchte. Aber eine solche potenzierte Individualität kann ihr Monaldeschi nicht werden: denn diesen reizen die Dinge und die Herrschaft über Massen; er ist darin ein Römer, ein Eroberer. Sein Herz kann er der reinen, holden, natven Weiblichkeit einer Sylva weihen, ritterlich, wie die Chevaliers des Mittelalters, die den Dank ihrer Thaten und Siege der Geliebten zu Füßen legten, aber immer handeln und siegen, nicht in Armidas Zaubergärten sich einbalsamiren lassen möchten. Sollte es nun möglich seyn, diese Individualitäten, jede in ihrer Wahrheit und Geltung, dem Gemüthe der Zuschauer näher zu bringen, als dieß der Dichter, in seiner Reflexion und den Gegensätzen befangen, gethan hat? Eine Ueberarbeitung des Drama's durch den Dichter selbst wäre wünschenswerther als willkürliche Streichungen von — wenn auch den begabtesten — Regisseurs.

Die erste Aufführung in Stuttgart dauerte bei fortwährend gespannter Aufmerksamkeit des Publikums von 6 bis 10 1/2 Uhr, welches viel heißen will.

Einige Tage darauf wurde die Tragödie bei übervollem Hause wiederholt; man hatte Zeit sein Urtheil zu läutern, das Schöne darin zu würdigen und den verdienstvollen Bemühungen der Schauspieler die gebührende Gerechtigkeit zu zollen. „Die Oberregie — sagt dasselbe Blatt — hat an mehreren Rollen Abkürzungen vorgenommen, ohne jedoch dabei die Nothwendigkeit eines geringeren Zeitaufwandes am Abend allein im Auge zu haben, sondern mit weiser Erhaltung alles Wesentlichen. Trotz der Abkürzung endigte das Theater, welches um sechs Uhr begonnen hatte, erst

um zehn Uhr. Wir unseres Theils gehören nicht zu den Menschen, die der lieben Abendstunde wegen über die Länge eines Stückes den Stab brechen, und wenn das Ende herannahet, eine solche Unruhe kund geben, daß man ihnen ansehen muß, wie ein angebrannter Braten oder das Kaltwerden eines Ragout ihre Fantaste viel mehr in Anspruch nimmt, als das Hinmorden eines Unschuldigen. Dennoch können auch wir nicht umhin, uns gegen eine solche Ausdehnung zu erklären. Auch das aufmerksamste, ästhetisch-kraftigste Auditorium wird am Ende müde durch die zu großen Massen, die man, nur durch kleine Zwischenakte unterbrochen, auf dasselbe einströmen läßt; *) es kann sich unmöglich in gleicher Aufregung erhalten, selbst bei einer Vorstellung, wie wir gestern gesehen, wobei von Seiten der darstellenden Künstler der letzte Moment mit derselben Energie durchgeführt wurde, wie der erste, und der gestrigen Aufführung ist wo möglich noch mehr Vollendung anzurühmen, als der ersten. Vor Allen Wille. Stubenrauch als Christine. Diese Künstlerin bedarf solcher erhabenen Poesie, um ihr Kunstwesen in vollem Glanze leuchten zu lassen. Je mächtiger eines Dichters Genius die Flügel rührt, je höher er sich emporschwingt, desto mächtiger hebt sich auch ihre Künstlerseele, alle Fesseln von sich werfend, einig und unzertrennlich von der Aufgabe, in die sie ohne zu zagen, das ganze Lebensblut treten läßt. Dabei ist es bei ihr kein zu frühes Uebersprudeln, kein köpflings Hineinwerfen in einen Theaterstrom zu Ueberwältigung einer staunenden Menge; mit dem vollen Herzen geht ein scharfer Geist Hand in Hand. Sie versteht es nicht nur, eine Scene zur Möglichkeit einer Steigerung im Einzelnen anzulegen, sondern eben so ein großes dramatisches Werk zu behandeln. Wir mußten dieses gestern wieder in vollem Maße wahrnehmen. Die gänzliche Auflösung in die unbezähmbare Leidenschaft eines, in allen feinen Empfindungen tödtlich verletzten Weibes, mußte unser Mark durchdringen, aber wir waren nicht unvorbereitet, wir begriffen, wie es sich so in ihr gestalten konnte. Wir begriffen, wie die bebenden Nerven, die tobenden Adern in dem kleinen Rathe der Schweden, die sie in Hast versammelte, die Anklage nur mit zitternder Stimme von der Wuth kurz abgestoßen, hervorbringen ließen. Ein von dem Dichter schön gehaltener Gegensatz gegen diese Königin ist der edle Graf von Brahe, ein Schwede, der das Bitterste erträgt aus Liebe für — die Tochter Gustav Adolfs, ein Mann der Wahr-

*) Warum haben die Franzosen Geduld, einen ganzen Abend von 6 bis 11 Uhr und oftmals noch länger im Theater zuzubringen? Allerdings gibt man gewöhnlich ein kleines Stück als Vorspiel; aber die großen Dramen dauern darum nicht minder 4 bis fünfhalb Stunden. Und vollends die Opern! Robert und die Hugenotten enden nicht vor Mitternacht! — Wir Deutschen rühmen uns so gerne unseres Ernstes, unsrer tiefen Hingebung, unsrer tiefen Eingehens in ein Kunstwerk, und doch lassen wir uns hierin von den Franzosen den Rang ablaufen; unsere Dichter müssen flüchtig mit ihren Charakteren die Scenen durchlaufen, um die ernste Nation ja nicht zu ermüden, und selbst an die erhabenen und theuren Dichtungen Schillers muß der Regisseur die vandalische Scheere legen um das gestrenge tiefeingebende hingebungsvolle deutsche Publikum nicht mit Grimm und Horn, wegen seines verspäteten Nachessens und aufgeschobener Schlafhauventkrönung, zu erfüllen. Und dann ruft man den mordernen Dichtern zu Shakespeare! Charakterist! — A. d. R.

heit und des Rechtes, von Herrn Maurer ganz nur in diesem Sinne dargestellt. — Herr Moriz war Monaldeschi; kein Zoll an ihm minder poetisch, minder energisch, minder thatkräftig, als das Wort und der Geist des Dichters. Wir sehen ihn mit der eisernen Kraft des Nordländers und mit den lodernden, unauslöschlichen Flammen des Südens mit dem Gesichte um einen Platz kämpfen, der erhaben genug, groß genug wäre, um dem in ihm lebenden Gotte den Ausstrom der Macht zu gönnen, denen er sich bewußt ist, und finden die Ueberzeugung, daß er zur höchsten Stufe befähigt gewesen, durch des Künstlers alle Schwierigkeiten niederringende Darstellung. Wie schön wußte Herr Moriz bei diesen riesigen Bestrebungen seine Uebergänge der Liebe zu Sylva zu bilden, wie den Ton in jene Zärtlichkeit aufzulösen, für die es keine Welt der Entwürfe, hochfahrender Pläne gibt — und wie sodann zurückzukehren zu dem Grundstoffe seines Charakters. Wir können uns keine schärfere Feuerprobe des dramatischen Berufes denken. — Dem Santinelli ist nicht die Aufgabe gestellt, die ein bedeutendes Kunsttalent, wie Herrn Döring, hinreichend in Anspruch nehmen könnte. Zum Schluß: vermöchten die Männer, die das Talent zur dramatischen Poesie in sich tragen, und jetzt noch schweigen, wiederholt solchen Vorstellungen beizuwohnen, wir glauben, man hätte den Mangel an neuen, tüchtigen Werken bald nicht mehr zu beklagen.

Tagebuch.

Bedingter Patriotismus.

Ein deutscher Mann mag keinen Franzosen leiden,
— Doch ihre Weine trinkt er gern!

Da das Gute oft so fern liegt, so ist im Ganzen dagegen nichts einzuwenden und wir gönnen von Herzen allen deutschen Patrioten ihre Flasche Chateau-Margaut und Champagner, so oft sich ihnen die Gelegenheit darbietet, solchen zu trinken. Wir halten diese Genüsse jedoch nicht für unentbehrlich, und darum ist es betrübend, daß die Großherzogthümer Mecklenburg die Herabsetzung des Eingangszolles auf französische Weine, wie es heißt, zur Bedingung ihres Anschlusses an den deutschen Zollverein machen. Man müßte schweigen, wenn es sich von einem unabwiesbaren Bedürfnisse der Existenz und bescheidener Lebenslust handelte, da man nun einmal selten außerordentliche Opfer für eine Idee erwarten darf, wäre sie auch so große und herrlich, wie die Idee deutscher Einheit und Macht. Aber in beiden Mecklenburg ist Wein ein Luxusartikel und bloß dem Reichen einigermaßen zum Bedürfnis geworden, der ganze Zweck der Herabsetzung des Eingangszolles auf französische Weine kann bloß der sein, dem oder jenem freilichischen Krautjunker das Gelage wohlfeiler zu machen, das er ein oder das andre mal seinen Kumpanen giebt. Ueberdies verdient die deutsche Weinproduktion eines wirklichen Schutzes, wegen ihrer Vortrefflichkeit, wegen des sorgfältigen Fleißes, den

die Producenten auf ihre Erzeugung verwenden, und wegen der Resultate, die in Zukunft zu erwarten stehen. Die fleißigen Erzeuger des lieblichen Moselweins leiden seit vielen Jahren gewaltig Noth, sie müssen ihr edles Produkt um Spottpreise loschlagen. Ehe daher die mecklenburgischen Edelleute mit einer Bedingung Ernst machen, deren Stillung entweder einen wichtigen deutschen Produktions- und Handelszweig oder das Wachsthum des deutschen Zollvereins gefährdet, mögen sie einen guten Schluck Moselwein nehmen, um sich zu überzeugen, daß sie bei einem Tausche mit einem Weine, der mit ihrem bisherigen ausländischen Getränke Aehnlichkeit hat, an Qualität und Wohlfeilheit nichts verlieren.

Kogebues Grabchrift.

Es ist ein trauriges Zeichen, daß jetzt eine Menge deutscher Journale sich an Kogebues Grabchrift erinnern, und sie als Curiosum dem Publikum aufstischen. Es deutet darauf hin, wie gerne man den in seinem Leben so hart geschmäheten Kogebue ausgraben möchte, um die deutsche Bühne wieder auf die Lustspielbeine zu helfen. Aber unser vom kritischen wie vom politischen Fanatismus gemordetes Lustspiel liegt still und ruhig auf dem Manheimer Kirchhof begraben; ein einfacher Würfel von Stein ziert ihm mit seinen eigenen Versen das Grab:

Die Welt verfolgt' ihn ohn' Erbarmen,
Verläumdung war sein trübes Loos;
Glück fand er nur in seines Weibes Armen,
Und Ruhe in der Erde Schooß;
Der Neid war immer wach, ihm Dornen hinzustreu'n,
Die Liebe ließ ihm Rosen blühen;
Ihm wolle Gott und Welt verzeih'n,
Er hat der Welt verzieh'n.

In der Nähe deutet ein unbewachsener Sandplatz die Nichtstätte des fanatischen Jünglings, Ludwig Sand, an, durch dessen Hand Kogebue fiel.

Eine neue dramaturgische Zeitschrift

wird in Frankfurt am Main nächstens unter der Redaktion von Ludwig Braunkfels erscheinen. Wenn es wahr ist, daß dem deutschen Drama eine neue Entwicklungskraft bevorsteht, so ist auch eine neue dramaturgische Zeitschrift zur Förderung dieses Entwicklungsgangs ein höchst zeitgemäßes Unternehmen. Braunkfels, selbst ein sehr talentvoller dramatischer Dichter und gewandter Journalist, ist gewiß der Mann, der fähig ist, sich der neuen Ideen zu bemächtigen, und er wird sie vertreten, insofern dieselben den Keim einer Zukunft in sich tragen, mit andern Worten, insofern sie richtig sind. Der Weg der Journalistik ist bis jetzt der einzige, auf welchem neue Gedanken, wosfern sie zeitgemäß sind, in Fleisch und Blut des Publikums übergeben, darum ist es gut, wenn sie immer bald ein journalistisches Organ finden.

Druck und Verlag des deutschen Verlagscomptoirs in Brüssel.

Politische Stimmen aus Belgien.

II.

Wenn wir in dem vorigen Artikel einen Belgier reden ließen, der mit Eifer und Überzeugungskraft nachwies, daß kein moralisches Interesse Belgien an Frankreich knüpfe, so wollen wir heute einen nicht minder bedeutenden Mann über die Unverträglichkeit der materiellen Beziehungen beider Länder reden lassen.

Man hat sich in Deutschland viel mit dem projektirten Zollvertrag zwischen Belgien und Frankreich beschäftigt, aber die meisten Stimmen die sich dagegen erhoben, kämpften nur mit bloßen Worten; die Beweise, daß der Zollanschluß Belgien schädlich wäre, die Beweise durch Ziffer und Zahlen fehlte. Hier führen wir nun einen Mann vor, der auf festem Boden steht, und mit festen Gründen zu Felde zieht.

Der Verfasser der kürzlich erschienenen Schrift *des rapports politiques et commerciaux de la Belgique et de la France*, deren Analyse hier unsern Lesern mitgetheilt werden soll, ist jener Herr L. Jottrand, dessen sich diejenigen, welche die Ereignisse von 1830 kennen, wohl erinnern werden. Wir wollen vorerst eine kurze Charakteristik dieses eigenthümlichen politischen Charakters hier geben. Sein erstes öffentliches Auftreten bezeichnete er durch die Lebensbeschreibung des abgedankten Königs der Niederlande bis zu seinem Regierungsantritte. Obwohl von aller Schmeichelei sich fern haltend, wußte er die Privattugenden dieses Fürsten, der damals die Liberalen noch an sich zu fetten verstand, in glänzendem Lichte hervorzuheben. Als der König aber entschiedener auftrat, und es sich zeigte, daß der Sprößling der alten Stadhouders nur der Liberalen zum Sturze der Katholiken sich bedienen wollte, um dann der Erstern selbst um so leichter Meister werden zu können, vereinigten sich bekanntlich beide Parteien in eine einzige compacte Oppositionsreihe, um die Hollandisirung und die Alleinherrscheri der Regierung zu hintertreiben. Als Redakteur des *Courier des Pays Bas*

in Gemeinschaft mit Claes und Ducpetiaux erlitt er 1828 wegen angeblich beleidigender Artikel gegen den Minister van Maanen eine Verurtheilung. Er wurde 1830 in den Nationalcongrès gewählt, und sprach sich anfangs zu Gunsten des Prinzen von Oranien aus, als des einzigen Auskunftsmit- tels um sowohl eine vollständige Restauration als die Vereinigung mit Frankreich zu verhüten. Erst als er sah, daß Belgien auf die Unterstüt- zung Frankreichs rechnen könne, stimmte er für die Ausschließung des Hau- ses Nassau. Beim Regierungsantritt des Königs Leopold, verweigerte er die Annahme eines öffentlichen Amtes, da er unzufrieden mit den 24 Artikeln war, und beschäftigte sich blos mit der Redaction seines Blattes, während alle seine ehemaligen Mitarbeiter einträgliche Aemter bekleideten. Durch die Beweglichkeit seines Charakters wurde er zu Extremen hingetrieben, und so, daß im Jahre 1835 sein *Courrier belge* die reine Demokratie predigte. Diese Lehre fand jedoch im Lande keinen Anklang, die Abonnenten verloren sich nach und nach und das Blatt hörte auf, zu erscheinen. Jottrand trat dasselbe der Bankverwaltung ab, welche es zum Organ ihrer ihrer Interessen machte.

Jottrand trat nun ganz in's Privatleben zurück, und wandte sich wieder mit Glück und Auszeichnung zur Advocatur. An den demagogischen Versamm- lungen in Brüssel in den Jahren 1838 und 1839 nahm er leider thätigen Antheil. Doch scheint er heute gemäßigtere Ansichten ergriffen zu haben. Das Werkchen, dessen Analyse wir mittheilen, bezeugt hinlänglich, daß er seine Studien und Talente fruchtbareren und wichtigeren Gegenständen wid- met, als den endlosen Debatten über die besten Regierungsformen. Trotz der öfteren Schwankungen in seinen Ansichten kann man ihm das Lob der Uneigennützigkeit und der Vaterlandsliebe nicht versagen. Niemals hat er um die Gunst der Regierung gebuhlt, und immer die Unabhängigkeit Bel- giens warm vertheidigt gegen jede fremdländische Anmaßung. Uebrigens ist es anerkannt, daß außer ihm noch andere Republikaner, deren es im Ganzen in Belgien nur eine winzige Anzahl gibt, jeder gefährlichen Annäherung an Frankreich abhold sind — ein Beweis, wie sehr das Gefühl der National- unabhängigkeit alle aufgeklärten Belgier durchdringt, zu welcher politischen Partei sie sich auch sonst bekennen mögen. —

Die erwähnte Schrift beginnt damit, nachzuweisen, daß zu jeder Epoche der belgischen Geschichte bis zur Revolutionszeit zwischen bei- den Ländern fast keine andere als feindliche Beziehungen stattgefunden haben. Zwischen Frankreich und Belgien bestand niemals ein anderer Verkehr, als der für die Bedürfnisse beider Länder unumgänglich nothwendige. Für seine Pinnen erhielt Belgien von Frankreich

Seide und Wein. Woher nun, fragt Jottrand, soll es gekommen sein, daß unsere Interessen so plötzlich in wenigen Jahren von einem andern Gesichtspunkte aus betrachtet werden, als der, den wir seit so vielen Jahrhunderten festgehalten haben? Darauf antwortet er: „Weil diejenigen, die über unsere Angelegenheiten schreiben, sie nicht an der Quelle, sondern größtentheils in Frankreich und in von Franzosen verfaßten Werken studirt haben, und weil Belgiens Nachbarn im Norden und Osten, mit denen seine eigentlichen Interessen Hand in Hand gehen, an deren Seite es in so vielen Schlachten gegen Frankreich gekämpft hat, es von sich stoßen, mit Mißtrauen und ohne Glauben an seine Zukunft. Frankreich war 1830 das einzige Land, das gleich Anfangs Belgien seinen Schutz zusagte, und demungeachtet durfte die französische dreifarbige Fahne kaum einen Tag aus den Fenstern des Brüsseler Stadthauses wehen, demungeachtet war es einer der ersten Acte des Nationalcongresses, die Unabhängigkeit Belgiens auszusprechen, trotz vieler Intriguen hatte der Herzog von Nemours bei der ersten Königswahl eine starke Minorität gegen sich. Niemals that sich gegen Frankreich im Verlaufe der Revolution eine ernsthafte Sympathie kund, da auf einmal hört man sagen, daß wir ohne einen engen Handelsverband mit Frankreich nicht würden bestehen können. Welche Bewandniß hat es damit? Darüber gibt der Verfasser folgende interessante Aufklärung:

„Vor einigen Jahren scheiterte der erste Versuch einer Handelsverbindung zwischen uns und Frankreich von selbst. Dieß wird sich, wenn man den Dingen ihren natürlichen Lauf läßt, bei jedem künftigen Versuche wiederholen, wenn wir und alle Diejenigen uns nicht sehr irren, die die durchgängige Verschiedenheit zwischen den französischen und den belgischen Zollansätzen und den übrigen Instituten beider Völker genau untersucht haben. Niemand sprach mehr von solchen Annäherungen, als plötzlich, ohne daß die Präludien, die man in Ländern, welche eine freie Presse und Rednerbühne besitzen, gewohnt ist, vorangegangen waren, das Gerücht von einem französisch-belgischen Zollvereine sich im Publikum verbreitete. Woher kam dieses Gerücht? Zuerst wurde es in der „Industrie“, einem in Lüttich erscheinenden orangistischen Blatte, mitgetheilt, und es wählte dazu gerade die Zeit der jährlichen Provinzialversammlungen. Dieses Gerücht hatte kaum Bestand gefaßt, als beim Beginn der Sitzungen des Provinzialrathes in Gent, ein anderer Coryphäe der orangistischen Partei, der Herr Advocat Van Huffel den förmlichen Vorschlag machte, daß man eine Adresse in diesem Sinne einreichen solle. Ich will nichts sagen von dem Anklang, den ein ähnlicher Vorschlag in zwei anderen Provinzialversammlungen gefunden hat. Bei der ersten Prüfung des Vorschlags, sowohl in Lüttich als in Gent und Namur, scheiterte er; man wußte auf eine geschickte Weise die

Verlegenheit, in welche die Provinzialversammlung durch den Antrag kam, dadurch zu mindern, daß man die Berathung auf unbestimmte Zeit vertagte, und den Vorschlag in etwas Vages und Unbestimmtes gar verwandelte, wodurch man sich zu nichts verpflichtete. Aber der Zweck der Orangisten, einen neuen Gegenstand der Zwietracht in das Land zu werfen, und Deutschland und England wegen französischer Tendenzen in Belgien in Unruhe zu versetzen, war erreicht. Man wollte dem morschen Argumente gegen unsere Nationalunabhängigkeit: „Belgien kann nicht allein stehen, es erstickt in seinen Grenzen, in Ohnmacht und Verzweiflung wird es sich seinen südlichen Nachbarn in die Arme werfen, wenn man es nicht wieder mit Holland vereinigt“ eine neue Stütze beifügen. Dies war der Grund, warum man 1815 in London und Wien beschloß, daß wir Holland als Territorialzuwachs dienen sollten. Dieses Argument mußten wir seit 1830 im Labyrinth der Protocolle bekämpfen. Dieses Argument wollte man den europäischen Mächten wieder einleuchtend machen.“

Wir wollen dem Verfasser in den Beweisen, die er aufzustellen versucht, daß das Gerücht von dem Zollanschlusse an Frankreich ursprünglich auf einer orangistischen Intrigue beruht habe, um so weniger folgen, da uns diese Beweise nicht überzeugend genug scheinen, und fahren in der Analyse des Werkes weiter fort. Der Verfasser zeigt, daß die frühere Größe des belgischen Handels durchaus nicht in seinen Verhältnissen zu Frankreich ihren Grund gehabt hat, sondern in dem lebhaften Verkehr der niederländischen Städte, besonders Brügge und Ypres, mit der Levante, in der glücklichen Lage Antwerpens und seinen Beziehungen zu Deutschland und den baltischen Häfen. Auch zu den Zeiten Josephs II. suchte man den Handel nicht durch Verträge mit Frankreich, sondern durch Oeffnung entfernter Abzugscanäle zu heben, und Ostende's kurze Blüthe, die es seiner ostindischen Compagnie verdankte, sei ein einleuchtender Beweis, wie richtig man gedacht habe. Während der französischen Herrschaft habe sich der commercielle und industrielle Zustand allerdings einigermaßen gehoben. Damals sei indeß eine ganz specielle Douanengesetzgebung eingeführt gewesen, beruhend auf freier Getraide- und Schlachtvieheinfuhr, wodurch das Hauptmaterial der Industrie, die Nahrung des Arbeiters, wohlfeil wurde, freier Einfuhr des Bauholzes und der meisten Urstoffe und Roherzeugnisse, oder mindestens sehr niedrigen Zollansätzen für dieselben, während alle Industrieerzeugnisse, namentlich wenn sie als englische Producte gelten, verboten waren. Und überdies mußte man bei Einfuhr aller fabricirten Artikel beweisen, daß sie aus einem Lande, das mit der Republik in Frieden lebte, ihren Ursprung hatten. Eine solche Gesetzgebung habe nothwendigerweise auf

die belgische Industrie von glücklichem Einflusse sein müssen. Aber diese Wirkungen seien nur ausnahmsweise eingetreten, und hätten von lauter zufälligen Umständen abgehangen. Dahin gehören, daß während des Krieges die englischen Waaren von fast allen europäischen Märkten ausgeschlossen wären, und Belgien nach England unter allen europäischen Ländern in industrieller Beziehung die erste Stellung behauptet habe. Die Tuchfabrication von Berviers habe leichtes Spiel gehabt, da ihr die deutsche Wolle frei einzufahren gestattet gewesen sei, ebenso die Baumwollenindustrie von Gent, die Eisenwerke von Lüttich, Namur und Cambour, wegen der freien Zufuhr von Rohstoffen aus Deutschland, Amerika und Schweden. Allen diesen Artikeln, sowie besonders dem flandrischen Linnen, hätte das ungeheure Kaiserreich mit seinen Vasallenstaaten als Markt offen gestanden, Antwerpen sei der Hafen- und Expeditionsplatz für die Rheinuferlande, und noch niemals seien die Rohstoffe in solchem Ueberflusse vorhanden gewesen. Das heutige Frankreich indes hätte Belgien wenig zu verdienen gegeben. Berviers konnte in Frankreich nicht mit Sedan und Elboeuf concurriren, sondern setzte seine Tücher in Deutschland ab. Gent's Cattune gingen ins Ausland, denn für Frankreich sorgte Mühlhausen, Lille und Roubaix. Die Schmied- und Messerwaaren hatten damals in Frankreich einige Absatzwege, aber bei dem hohen französischen Tarif für den Rohstoff würden sie bei einem Tausch des französischen Marktes mit denen, die ihnen jetzt offen stehen, nichts gewinnen. Der Antwerpener Hafen würde seine bisherigen Besucher aus Deutschland, dem Norden, Holland und Amerika verlieren, ohne daß er deswegen mehr als jetzt von französischen Schiffen besucht würde, deren natürliche Häfen im Canal und am atlantischen Meere seien. Wo wäre also im jetzigen Frankreich eine Entschädigung für die *Droits réunis*, das Salz-, das Tabaks-, das Schießpulver- und Waffenmonopol zu finden? Die damaligen egyptischen Fleischstöcke seien verschwunden, nach Aufhebung des Continentsystems, und Belgien würde doppelt und dreifach an außerfranzösischen Abnehmern verlieren, was es an französischen gewinne.

Bei Betrachtung der gegenwärtigen Verhältnisse fährt der Verfasser fort:

„Betrachten wir beide Länder in allen Beziehungen, die im Kreise der Erwägung liegen, so finden wir: in Belgien sind Production und Circulation aller Arten von Waaren und Bedürfnissen keine Monopolen zum Vortheile der Regierung oder von Privaten, die die Regierung repräsentiren; dagegen besteht in Frankreich das Monopol der Fabrication und zum Theil auch des Verkaufs der Spielkarten, des Tabaks, des Schießpulvers, der Kriegswaffen und gewissermaßen des Bucherdrucks, da Niemand ohne ein Regierungspatent drucken darf.

„In Belgien freie oder doch sehr wenig beschränkte Einfuhr der Rohstoffe fast aller Länder; in Frankreich ungeheure Eingangszölle für fast sämtliche Rohstoffe. (Der Verfasser beweist dieß durch eine tabellarische Uebersicht.) In Belgien freie Schifffahrt für fremde Fahrzeuge, auf demselben Fuße wie die nationalen Schiffe; in Frankreich ungeheure Differentialzölle zur Abwehr der fremden Schifffahrt; in Belgien mäßige Gebühren für fremde Manufakturproducte; in Frankreich entweder Verbot oder doch ungeheure Zölle auf alle fremde Fabrikation, die sich auch in Frankreich findet, (ebenfalls durch eine tabellarische Uebersicht veranschaulicht); in Belgien besteht Tranksteuer entweder bei der Fabrikation oder wenn die Waare in die Hand des Consumenten kommt, aber immer nur durch die Vermittelung des Fabrikanten oder Verkäufers *en gros*; in Frankreich directe Erhebung der Trankaccise, sowohl bei dem Groß- als bei dem Kleinhändler, und sowohl bei der Fabrikation als bei dem Verkauf an den Consumenten; in Belgien freier Handel mit allen accisepflichtigen Gegenständen, wie Salz und Zucker, sowie einmal der Fabrikant oder Verkäufer in Anspruch genommen ist; in Frankreich Ueberwachung des Verkäufers zu jeder Zeit und an jedem Orte, vom Augenblicke der Fabrikation bis zum geringfügigsten Verbrauche.

„Bei so sehr verschiedenen Verhältnissen ist offenbar Belgien dazu gemacht, eine sparsame Manufakturnation für alle in- und ausländische Stoffe zu sein, mit der Absicht, seine Manufakturprodukte zu verkaufen, die Ein- und Durchfuhr fremdländischer Waaren nicht zu hemmen, jeder Verkehrsbranche die größtmögliche Freiheit zu lassen, und soviel fremde Industrien und Capitalien wie möglich an sich zu ziehen. Die commerciellen und Finanzgesetze Frankreichs haben dagegen zum Resultate, wenn auch nicht zum directen Zwecke, es in sich selbst zu concentriren, die Nation unter der Vormundschaft und beständigen Aufsicht einer engherzigen und drückenden Beamtencontrole zu halten, sie zu einem von den benachbarten Nationen mehr oder minder isolirten Ganzen zu machen, da es sich doch einmal daran gewöhnt hat, mit denselben in ewigem, wenn auch stummem, Kriegszustande zu leben. Belgien hat nöthig, überall frei athmen und mit allen seine Nachbarn in Friede und Freundschaft leben zu können; Frankreich thut sich darauf zu Gute, in Europa vereinzelt da zu stehen, alle seine Geschäfte will es mit sich selbst machen. Es ist kaum denkbar, daß die Stellungen zweier Länder mehr von einander verschieden sein können. Die Frage ist nur: Soll Belgien seine gegenwärtige Lage und Stellung behaupten, und mit deren Hülfe darnach streben, sich zu entwickeln, und nach und nach die Zeiten der Blüthe von Brügge, Gent, Ipres und Antwerpen herbeizuführen, oder soll es dieses Alles unterlassen und die Isolirung Frankreichs theilen?“

Nachdem der Verfasser die so oft verkehrt aufgefaßte Frage unter den richtigen Gesichtspunkt gestellt hat, zeigt er, daß in der That von dieser Seite her sein Dilemma alle Möglichkeiten erschöpft. Denn bei dem jetzigen Zustande des öffentlichen Rechts in Frankreich und der traurigen Befangenheit der Nation in Ruhm- und Eroberungssucht läßt es sich nicht wohl denken, daß die Monopolisten in den Kammern sobald geneigt oder genöthigt sein werden, sich zu Ermäßigung der strengen Handels- und Zollgesetze zu bequemen. Er resumirt den Beweis von der Unthunlichkeit des Zollvereins durch die Betrachtung, daß in diesem Falle die Freiheit der Presse und der Meinungen, der Buchdruckereipatente, der Censur, der Bildwerke, der Caution der Zeitschriften unterliegen, daß Belgiens vergleichsweise sehr liberales Verbrauchsteuersystem der verächtigten Regie der *Droits réunis* mit ihrem ungeheuren Beamtenheere und den Regierungsmonopolen weichen, daß die Zucker- und Salzraffinerieen durch den französischen Colonialzucker und die französischen Salinen zu Grunde gerichtet werden müßten.

Es könne also nur von einem Handelsvertrage die Rede sein, und auch dagegen ließen sich viele Einwände erheben. Jottrand glaubt nämlich, daß zwischen beiden Ländern ein freier Verkehr blos in Betreff derjenigen Producte statthast sei, worin jedes sich besonders auszeichnet, daß also, wie in allen Zeiten, Frankreich belgische Linnen einführe und dasselbe mit seiner Seide und seinem Weine bezahle. Er glaubt auch nicht, daß von Frankreich größere Concessionen jemals zu hoffen seien, es sei denn, daß Belgien seine nationale Selbstständigkeit und größere Freiheit mit in den Tausch gäbe. Wenn die belgischen Eisen- und Baumwollenwaaren auch nach Frankreich dürfen, so ist dabei zu bedenken, daß Belgien erstens die Urstoffe der Fabrikation durchschnittlich mindestens 30 Procent theurer bezahlen muß. „Zweitens ist zu bedenken, daß wir für unsere Maschinenfabrikation den Absatz im Orient und Spanien, wo wir jetzt den Markt mit England theilen, verlieren werden. Wir würden allen Absatz nach den holländischen Colonien verlieren. Allerdings hört man unsere politischen Verzweifler beständig ausrufen: Was soll aus Belgien werden, wenn es in seiner jetzigen Stellung beharrt? Wir haben nachgewiesen, daß ein Zollverein oder ein Handelsvertrag mit Frankreich ein schlechtes Heilmittel sein würde für unsere Stellung, wenn sie wirklich so schlimm ist. Versuchen wir nunmehr, diese Stellung zu prüfen.

„Wo waren wir 1830? Welche Wege haben wir eingeschlagen? Wohin sind wir gekommen? Was wird weiter aus uns werden? Die Beantwortung dieser vier Fragen wird hinreichen, um uns über den wahren Zustand Belgiens Rechenschaft abzulegen und die Angriffe seiner Verläumder

sowie die Jeremiaden derer, die es bemitleiden auf ihren wahren Werth zurückzuführen.

Wo waren wir 1830? Verleumben wir nicht die Vergangenheit. Belgien hat in den fünfzehn Jahren der holländischen Herrschaft eine gute Schule durchgemacht. Nur dürfen unsre Lehrmeister nicht wie pedantische Schulfische sich allein das Verdienst ihrer besten Schüler zuschreiben..... die dem Lande einigermaßen zugestandene Erlaubniß sich selbst zu regieren, Die halbe Wiederherstellung unserer alten Provincial- und Communalfreiheiten, ein Zolltarif, welcher den Ueberfluß und die Wohlfeilheit der kostbarsten Rohstoffe sicherte und welcher, indem er fremde Concurrnz zuließ, unsere Schaffungskraft und unsere in den letzten Jahren der französischen Herrschaft vielleicht eingeschlaferte productive Thätigkeit durch die Leichtigkeit und Ausdehnung der Absatzmärkte anspornte, endlich die Unterstützung der Staatsgewalt, welche eine große Anzahl von finanziellen Instituten und Manufacturen, wenn auch nur, um sie zu ihrem Vortheil auszubeuten und um ihre Creaturen zu bereichern, gegründet hat, alle diese Umstände vereinigten sich dazu den belgischen Gewerbefleiß anzutreiben und zu heben und selbst die leidenschaftlichsten Feinde der holländischen Regierung haben kein Interesse mehr daran, dieß zu verkennen. Auch vermögen sie es nicht, die vielen neuen Canäle und Heerstraßen, die Verschönerung so vieler Städte, die Wiederherstellung so vieler Denkmäler, der Zuwachs der Bevölkerung, die Wiederauflebung der Künste sprechen lauter als ihr Leugnen. Auch der Zustand des damaligen Budgets widerspricht unserer Darstellung nicht. Denn wenn auch schmählische allerhöchste Räubereien und die uns aufgelegte Pflicht den alten holländischen Nationalbankerott auszugleichen, fünfzehn Jahre lang das Beste der Landeseinkünfte verschlungen haben, so ist es doch nicht minder wahr, daß die Elemente dieser Einkünfte, die Beschäftigung des Arbeiters und die Ersparungen des Capitalisten außerordentlich zugenommen haben, um so vielen ungerechten Anforderungen genügen zu können, ohne der Verbesserung des öffentlichen Zustandes zu schaden. Wir standen also 1830 hinter keiner Nation des Continents zurück. Aber eine Insurrection, ein schwieriger Kampf eines Volkes mit seinem Nachbar mußte nothwendig einen großen Aufwand an Kräften, an Verlust von Zeit und lange Hemmung des Zuflusses seiner Einkünfte zur Folge haben. Rechnen wir nicht die materielle Zerstörung von Werken aller Art durch den Brand von Antwerpen und Brüssel, durch die Ueberschwemmung der Polders, Minderung und Verwüstung, was Alles leider in den vier ersten Jahren der Revolution häufiger und zerstörender bei uns eintrat, als es in andern Ländern unter ähnlichen Verhältnissen gewöhnlich der Fall ist. Berechnen wir nicht die von Belgien und Holland gemeinschaftlich erworbenen Nationalforderungen

und Capitalien, die von Holland allein eingezogen worden sind, die ganze Flotte, einen Theil des Kriegsmaterials, den ganzen Vortheil erworbener Studien und Erfahrungen in der Verwaltungswissenschaft, zur Hälfte mit unserm Gelde bezahlt, daß die holländischen Colonieen durch belgische Waffen in Ruhe gehalten, zur Hälfte durch belgisches Geld vom Bankerott gerettet, und gerade im Augenblicke der Trennung beider Nationen von ihren Krebschäden geheilt, und kräftig wiederhergestellt worden sind. Rechnen wir nur, was es uns gekostet hat, um die äußeren gouvernementalen Elemente unserer jetzt gesonderten Nationalität uns zu verschaffen, und um das wenige, was uns noch geblieben war, uns zu erhalten und anzueignen.

„Die Kosten der neuen Ausrüstung der Streitkräfte des Landes, die neue Organisation der Verwaltungsbureaux, die Unterstützung an so Viele, die durch die augenblickliche Stockung der Geschäfte Noth litten, die Kosten der unzähligen Verschleuderungen bei Erfüllung dieser Obliegenheiten in Mitten der größten Unordnung in den Dingen und der Unerfahrenheit der Menschen. — Alle diese Aufgaben sind in den zahlreichen Anlehen, die wir plötzlich in zwei bis drei Jahren contrahirt haben, mitbegriffen.....“

„In solchem Ruin standen wir. Welche Wege haben wir seitdem eingeschlagen?“

„Noch klingt uns das Geschrei des Auslands, hundertmal im Inland wiederholt, in den Ohren: Was thuet Ihr, Berwegene? Was ist Euer Beginnen, Ihr Tollköpfe? Einen König und ein Volk zu beleidigen, dem zahlreiche Verbündete zur Seite stehn! Wie wollt Ihr, ein Volk ohne Erinnerungen, ohne Antecedentien, ohne Erfahrung eine Stelle unter den Völkern Europa's erobern? Wir ließen uns dadurch nicht einschüchtern, und gingen entschlossen voran, trotz der düstern Vorbedeutungen, unter welchen unser neues politisches Schicksal sich eröffnete.“

„Man blieb beim Schreien nicht stehen. Unsere Feinde waren beim Anblicke der wunderbaren Erringung unserer Selbstständigkeit nicht lange erstarrt stehen geblieben, bald dachten sie darauf, uns unzählige Verlegenheiten zu bereiten. Sie streuten Zwietracht aus, und es kam zum Parteikampfe. Sie sparten kein Gold, und es bildeten sich Verschwörungen. Sie reizten die Volksvertreter durch immer neue Intriguen und quälten unsere Agenten, noch Neulinge in der Diplomatie, mit allen Spitzfindigkeiten ihrer Protokolle. Dieses jetzt Lachen erregende Wort zeigt ganz allein, zu welchen Kleinlichkeiten unsere mächtigen Gegner sich in ihrem halbstarrigen Eifer unser Leben zu ersticken herabliefen. Als sie indeß an unserm festen Willen, selbstständig zu bleiben, nicht mehr zweifeln konnten, änderten sie ihre hül-

liche Taktik. Sie zankten sich um das Schutzrecht über diese Unabhängigkeit die gegen ihren Willen erklärt und beschlossen worden war.

„Als bald vereinigten sich unsere Beschützer zu leugnen, daß unser neuer König und seine Armee fähig seien, die Befreiung des Landes zu vollenden. Neun Jahre später listeten uns diese Feinde *) zwei Stücke unseres Landes ab, und raubten sie uns in Uebereinstimmung mit der damals erschöpften Nation, welche später gewiß erklären wird, daß sie nur wegen dieser Erschöpfung dazu ihre Zustimmung gegeben.

„Auf einem also mit diplomatischen Winkelzügen erschwereten Wege, im Labyrinth dieser zahllosen Protokolle, gestachelt und übel zugerichtet von innern Kämpfen, von verschiedenen Annahmen hin und wieder gezerrt, stets besorgt für unsere Zukunft, zum Zeitvertreib in den Staub gezogen von denen, die sich unsere Schützer nannten, sind wir zehn Jahre lang gewandelt, ein schmerzliches Märtyrertum, welches allein hinlänglich Zeugniß von dem starken Glauben an unsere Selbstständigkeit ablegt, für die wir so vieles erduldet.

„Nun am Ende dieses Schmerzenspfades, wohin sind wir gekommen?

„Ist nicht Belgiens Boden fruchtbar geblieben, trägt er keine reiche Saaten, keine blühende Städte und Dörfer, keine compacte Bevölkerung fleißiger Ackerleute und Handwerker mehr? Ja, aber so befanden wir uns auch 1830, und im Frieden haben die Wunden, die wir eben geschildet haben, wohl vernarben können. Die Nachbarvölker haben auch prosperirt, wir theilen die Vortheile des ganzen mittleren und westlichen Europa's.

„Ganz wohl! Aber wie ist es mit den so schnell hergestellten Eisenbahnen, worin wir es dem ganzen Continente zuvor thaten, den neuen Gewerbszweigen, die mit Glück die englische Concurrenz bestehen? Erfüllen unsere Künstler, unsere Virtuosen nicht ganz Europa mit dem Glanz ihres Namens, scheint nicht die höchste Blüthenzeit der flamändischen Malerschule neu zu erstehen? Woher besonders diese tiefe Ruhe bei so ausgedehnter Freiheit?

„Dies Alles beweist nur, daß Belgien jetzt, wo es endlich aus freier Kehle athmet, nach so vielen Jahren fremdartiger, nichtnationaler Strebungen wirklich im Vollgenuß seiner Kräfte und fähig geworden ist, seine Bestimmung zu erfüllen. Und bei so bewandten Umständen dürfen wir kühn

*) Man verzeihe dem Republikaner von 1830 diese Sprache.

Anmerk. d. Red.

uns der Hoffnung überlassen, daß es seinen alten Glanz wieder erlangen wird, wenn ihm nicht neue Fesseln angelegt werden.

„Noch ist nicht Alles geschehen. Aber aus dem, was geschehen ist, läßt sich mit Hilfe historischer Erinnerungen und Analogieen vorhersagen, was noch geschafft werden kann, vorausgesetzt, daß die Verhältnisse unverrückt bleiben. Wenn auch ein Volk mit Thätigkeit, Unternehmungs- und Erfindungsgeist, Entschlossenheit und Standhaftigkeit begabt ist, so kann es diese Eigenschaften zwar nach allen Richtungen verwenden, aber dieß geschieht nicht zu gleicher Zeit und es fängt mit denjenigen Zweigen an, worauf es durch seine Bedürfnisse, seine Lage, seine Geschichte hingewiesen ist. Wenn eine Nation im Wechsel der Verhängnisse aus einem Lande in ein anderes verschlagen wird, so nimmt sie nicht sogleich die ihrer neuen Lage gemäßen Gewohnheiten an, und übt noch lange die vom Mutterlande überkommenen Industriezweige und Künste, ehe sie diejenigen ausübt, welche ihr neue Niederlassung andeutet. So haben die Germanen ein kriegerisches und ackerbauendes Geschlecht, allen Handel und Kunstfleiß der besiegten und unterjochten Bevölkerung römischer Civilisation überlassen. So wie sie aber einmal anfangen, sich selbst damit zu beschäftigen, so verwendeten sie darauf auch eine gleiche Energie und Beharrlichkeit. So war, um nur ein Beispiel unter den modernen Völkern anzuführen, das englische ursprünglich ein ackerbautreibendes Volk, obwohl es ein Uferland bewohnte, dann wurde es durch seine Lage zu einem Seemannsvolk gemacht, endlich zum industriellen, indem es seine Kraft auf alles verwendete, was ein wohlbegabter Mensch unter einer guten Regierung erreichen kann, und in allen diesen Anwendungen seines Genies leistet es Ausgezeichnetes. Es verkaufte den Flämändern die Wolle seiner Heerden, den kostbarsten und reichsten der Welt unter Eduard II. Seit Cromwell ist es das erste Volk auf der See, seit Artwright und Watt behauptet es in der Industrie den ersten Rang.

„Unsre Belgier, ebenso begabt wie die Engländer ohne Zweifel, weil sie wie diese aus einer Annäherung oder Vermischung romanischen und germanischen Blutes entstanden sind, von jenem die Lebhaftigkeit und den Ungestüm, von diesem den Ernst und die Ruhe überkommen haben, bieten ein analoges Beispiel dar. Zwei Jahrhunderte hindurch aus der Reihe der Nationen, die ihrer eigenen Thätigkeit überlassen sind, gestrichen, durften sie erst seit fünfzig Jahren die ihnen durch den westphälischen Frieden genommene Wichtigkeit wieder in Anspruch nehmen. Unter dem französischen Kaiserreich war, wie oben gezeigt, ihre Thätigkeit auf die Industrie hingewiesen. Wie durften sie auf weitaussehenden Handel und Schifffahrt denken, wo das Meer andern Völkern, die noch mehr Seemannsvölker sind,

als sie, kaum offen war? Unter der holländischen Herrschaft fuhr unsere kaum erstandene Industrie in ihrer Entwicklung fort, die Maafregeln der Regierung hielten uns auf diesem Wege. Und überdieß hatten wir ein Volk von Schiffern und Handelsleuten zum Associé, das dabei interessirt war, uns in Produktion der von ihm auszuführenden und zu verkaufenden Artikel beschäftigt zu erhalten. Ein neuer Beweis, wie wahr es ist, daß die Gaben eines Volkes sich trotz aller Hindernisse immer Bahn brechen, ist endlich, daß wir in den letzten Jahren vor 1830 in Antwerpen und Gent wieder angefangen hatten, uns des Handels zu bemächtigen, ohne deshalb weniger Kräfte in der Industrie zu entwickeln. Zur Zeit der Revolution waren wir zu gleicher Zeit Producenten und Kaufleute. Zehn Jahre lang waren unsere Häfen geschlossen oder unzugänglich, der eine Theil unserer Kräfte war niedergehalten, und die im physischen wie moralischen Leben oft beobachtete Erscheinung that sich kund, daß die noch thätige Seite unserer Kräfte ein Uebermaß von Lebensfähigkeit entwickelte. Unser industrieller Unternehmungsgeist, früher so weise, artete in's Abentheuerliche aus. Der sonst geregelte Zufluß von Arbeit und Capital nach der Produktion ward plötzlich zum reißenden Gießbache. Der sonst mäßige und geduldige Speculationsgeist artete in eine heftige Sucht aus, schnell reich zu werden und wurde zur zügellosen Agiotage. Also wurden Steinkohlen- und Eisenarbeiter in unmäßigem Verhältniß zum Bedarf und Verbrauch producirt, unzählige neue Fabrikationsgattungen wurden etablirt, die ältern auf's Unmäßige vermehrt mit einer Berwegenheit und Tollkühnheit, die an Wahnsinn grenzte.

„Aber der unvermeidliche Ruhepunkt ist erreicht, und mit ihm die Epoche einer heilsamen Modifikation in Lenkung unseres angeborenen Thätigkeitstriebes. Hier ist der Ort auf die vierte Frage zu antworten: Was wird weiter aus uns werden?

„Wir sind für viele Jahre über Bedürfniß mit Werkzeugen für die Produktion ausgestattet, wir haben weit mehr Hochöfen erbaut, mehr Kohlenminen geöffnet, mehr Fabriken erbaut und hergestellt, als wir bedürfen; die Reichthümer des Landes müssen also anstatt fernerhin so unfruchtbar angelegt zu werden, anderweitige Wege einschlagen und mit ihnen der Geist, der sie leitet, die Arme die sie verarbeiten. Diese Wege sind der Handel und die Schifffahrt; die gegenwärtige Lage und das Beispiel der Geschichte deutet auf dieselbe hin. Und in der That beschäftigen wir uns damit schon einige Zeit. Wie früher beständig ein neuer Prospektus für die Gründung anonymer Gesellschaften zur Ausbeutung von Kohlen- und Hüttenwerken, so erscheinen jetzt immer neue Programme für entfernte Schifffahrtsunternehmungen. Sowie die Banquiers früher Aktionäre in London und Paris

auffspürten; so reguliren jetzt Consuls und Specialagenten die Bedingungen der Zulassung unserer Produkte auf den spanischen, levantischen, brasilianischen und andern südamerikanischen Märkten.

„Gewiß, unsere commercielle Zukunft ist gesichert, und darin liegt eine Garantie unserer industriellen Zukunft. Man traue nicht allein aufgestellten Analogieen und Vergleichen mit andern Ländern, man begnüge sich nicht mit dem Geständnisse unserer Nachbarn, daß wir es ihnen in allen Productionsarten gleich thun, also auch allenthalben mit ihnen die Concurrenz aushalten können, wenn uns gleichmäßige Zollansätze bewilligt werden. Man höre selbst nicht auf die einfache Beantwortung des Einwurfs, daß unsere Nachbarn den Vortheil eines größeren Ueberflusses an Capitalien vor uns voraus haben; daß nämlich, sowie sie trotz dieses Vortheils uns in industrieller Hinsicht nicht aus dem Felde schlagen konnten, als wir mit unsern Capitalien, Kräften und unserm Geschicke uns darauf verlegten, sie es ebensowenig im Handel im Stande sein würden, wenn dieselben Verhältnisse uns zur Seite stehen. Halten wir uns dabei nicht auf, sondern ziehen wir allein die Erfahrung zu Rathe, und ziehen wir die Folgerungen aus den aufgestellten und erwiesenen Prämissen. Vergleichen wir unsere Erzeugnisse an Maschinen, Nagelwerken, Quincaillerieartikeln, an Stahl- und Glaswaaren vor 1830 mit denen von 1841. Man zähle die neuen Etablissements und berechne die Masse der Producte, und dann sage man, ob der Vergleich für die Jetztzeit nachtheilig ist. Wenn dieser Productionszweig sich ausgedehnt hat, ohne eine bedeutende Crisis bestanden zu haben, so beweist dieß doch offenbar, daß mehr verkauft worden ist. Spanien, der Orient und Amerika sind unsere treuen Kunden in diesen Artikeln geblieben. Gleiche Bewandniß hat es mit unsern Tüchern und Wollenwaaren, unsern gröberen Baumwollengeweben, unsern Raffinerieen, unsern Papier-, Töpfer-, Tischler- und Wagnerarbeiten. Trotz des vielen Geschreies ist in Berviers nicht eine einzige Werkstätte geschlossen worden, in Brüssel sind viele neue entstanden, und in Gent, welches von einer gewissen Partei so erbarmungsreich immer zu Klagen vermocht wird, hat nicht ein einziger Schornstein in den Manufacturen zu rauchen aufgehört.

„Ja, wir haben seit 5 bis 6 Jahren Viel nach dem Ausland verkauft und es wird immer mehr werden. Man klagt aus Gewohnheit, weil Viele unter uns aus bösem Willen klagen. Niemals haben die Producenten, Fabrikanten und Kaufleute den gegenwärtigen Zustand der Dinge gelobt. Sein Lebtag hat ein Bauer nicht mehr als eine halbe Erndte eingethan, angesichts der vollsten Nebenstöcke klagt der Winzer immer über einen mittelmäßigen Herbst. „Der Handel geht schlecht,“ ist der ewige Refrain aller

Kaufleute. Nur die Vergangenheit lobt man; nur gegen sie ist man gerecht. Was sage ich? Die alte Zeit war immer die gute. Jetzt waren es die holländischen Zeiten; damals waren es die französischen, und wie oft sehnte man sich unter den französischen nach den egyptischen Fleischtopfen aus der schönen Zeit Maria Theresia's.

„Abgesehen vom Binnenhandel und der Binnenindustrie, welche an einer besondern von der allgemeinen Lage des Landes ganz unabhängigen Crisis leiden, abgesehen von der Production des Eisens, als eines Rohstoffes und der Kohle, steht fest, daß die Production Belgiens seit den holländischen Zeiten nicht ab-, sondern in den meisten Productionszweigen zugenommen hat, und daß der Verschleiß sich in gleichem Verhältnisse vermehrt hat.

„Als Zeichen der Wahrheit unserer Behauptung führen wir, ehe wir zum Beweis durch Ziffern und authentische Zahlen übergehen, folgende notorische Thatsachen an: die Bevölkerung ist allenthalben gewachsen, die Urbarmachung der Wälder und Haiden schreitet voran, und demungeachtet steigt der Werth des Grundeigenthums in gleichem Verhältnisse. Unter den arbeitenden Classen herrscht seit fünf Jahren im Allgemeinen Ruhe. Belgien ist das einzige Land, wo die Korntheuerung im Jahre 1840 keine Unruhen verursacht hat, und doch haben ähnliche Bewegungen nicht blos Frankreich, wo sie endemisch geworden sind, sondern auch England und manche Gegenden von Deutschland (?) beunruhigt. Die öffentlichen Einkünfte haben die Höhe der vorausgemachten Schätzung erreicht.“

Der Verfasser wendet sich nunmehr zu dem Beweise seines Themas, daß das Verhältniß des Verschleißes belgischer Industrie zur Production ein beruhigendes sei. Daraus ergibt sich, daß während 1831 zur See nur 23,300000 Kilogramme, worunter 22,100000 Kil. inländische Producte aus 210 belgischen Fahrzeugen mit 17557 Tonnengehalt und 503 ausländische mit 57078 Tonnengehalt exportirt wurden, so wurden 1838 schon 59,900000 Kil., worunter 52,700000 Kil. belgische Producte aus 419 belgischen Fahrzeugen mit 59680 Tonnengehalt und 750 fremden Fahrzeugen mit 116191 Tonnengehalt exportirt. Die Zahl der belgischen Fahrzeuge hat sich also um das dreifache vermehrt. Die Ausfuhr nach Frankreich hat sich seit 1834 nur um weniges vermehrt, die nach Preußen (dem deutschen Zollverein) sogar bedeutend vermindert, dagegen mit der Türkei um's dreifache, mit den vereinigten Staaten und England um das doppelte, mit den Hansestädten ebenfalls beinahe um das doppelte, mit Brasilien um das sechsfache und mit Rußland gar um das achtfache vermehrt, und damals (1834) waren die Häfen noch nicht definitiv geöffnet, es bestand noch keine Prämie für den Schiffsbau, das Vertrauen war noch nicht zurückgekehrt, der Friede noch nicht befestigt und es waren noch wenig

Handelsbeziehungen mit dem Auslande angeknüpft. Und Belgien, das auf solchem Wege sich befindet, sollte denselben in augenblicklichem Unmuth ver-
schmähen, und die Perspective des Welthandels für die Kleinfrämerei nach
einem mächtigen und gefährlichen Nachbarlande hergeben? Denn auf das
eine oder das andere muß verzichtet werden.

Der Verfasser geht nun die einzelnen Hauptproductionszweige Belgiens
der Reihe nach durch und zeigt, daß keiner derselben in einem Handels-
vertrage mit Frankreich die gehoffte Ausbeute finden werde. Was das grobe
Eisenschmelzwerk betrifft, so kann Frankreich Belgien die Einfuhr zur See
nicht frei gestatten, weil dann dem Schleichhandel (durch falsche Declaration
des Ursprungs der Waare) aus England und Schweden Thür und Thor
geöffnet würde. Die Landeinfuhr kann erlaubt werden, aber ohne großen
Vortheil für Belgiens Eisenwerke, weil erstens schon jetzt der Eingangszoll
an den vortheilhaft gelegenen Barrieren sehr gering ist, und zweitens, was
bei den schweren Frachtpesen für diese Artikel wichtig ist, längs dieser
Grenze französische Schmelzwerke genug sich befinden. Aehnliche Bewandniß,
wie mit der Einfuhr des Grobeisens zur See, hat es mit der Einfuhr
feinerer Eisen- und Stahlwaaren zu Lande, wo Frankreich, um das Ein-
schmuggeln englischer und deutscher Waare zu hindern, uns die Prohibition
der Erzeugnisse dieser Länder auflegen müßte, zum großen Nachtheil unserer
Fabrikation wegen der Vertheuerung der Urstoffe.

In Betreff der Tücher kann Belgien erstens die Concurrenz von El-
boeuf, Sedan u. s. w. im innern Frankreich wohl nicht aus dem Felde
schlagen, und zweitens würde es wegen des theuren Eingangszolls auf rohe
Wolle, die es übernehmen müßte, seine Produkte nicht mehr so wohlfeil
liefern können. Ebenso verhält es sich mit den Baumwollenwaaren und
vielen andern Artikeln, was darin seinen Grund hat, daß die Tarife beider
Länder ganz in Widerspruch mit einander stehen. Der französische Tarif
hat zum Zwecke, das Land zu seinem einzigen Producenten und also auch
zu seinem einzigen Consumenten zu machen; der belgische dagegen hat zum
Zweck, das Land zum Producenten der ganzen Welt, in Gemeinschaft und
Concurrenz mit England zu machen.

Was endlich die Steinkohlen- und Linnenproduction betrifft, die für
Belgien das sind, was Wein und Seide für Frankreich, so ist die Krisis,
an welcher die Steinkohle leidet, eine durch die Speculationswuth der
dreißiger Jahre von Belgien selbst verschuldete. Die Krisis in der Linnen-
production hat ihren Grund in der neuen Fabrikationsmethode, deren man
sich in England bedient, während man in Flandern am alten Schlendrian
haftet. Davon müßte man ablassen, und dann könnte Frankreich diesen
Haupterzeugnissen Belgiens auf die Beine helfen, wenn es sie frei einließe.

Dagegen könnte Belgien die Zölle auf französische Seide und Weine und selbst auf gebrannte Wasser abschaffen. Ferner dürften die von französischen Fahrzeugen in belgischen Häfen zu bezahlenden Tonnengelder, die bis jetzt aus Gründen der Reciprocität höher waren, als die von den Schiffen der meisten andern Nationen erhobenen, so herabgesetzt werden, daß sie auf gleichem Fuße, wie die inländischen Schiffe behandelt werden, wogegen Frankreich darauf verzichten müßte, belgische Schiffe mit Differentialzöllen zu belasten. Also könnten, nach Jottrand's Ansicht, die Zölle auf Eisen als Rohstoff betrachtet, auf Steinkohlen, Linnen, Seidenwaaren, Weine und Branntweine, sowie die Schiffahrtsgebühren allein Gegenstand eines für Belgien vortheilhaften Handelsvertrages sein.

Der Verfasser sucht endlich durch Zahlen zu beweisen (die Richtigkeit seiner Berechnung lassen wir dahingestellt sein), daß Frankreichs auswärtiger Handel sich in den letzten Jahren insofern nachtheilig gestaltet hat, als es, wenn auch die Summe seiner Exporte sich vergrößert hat, doch von Jahr zu Jahr mehr Wein, Branntwein und Seide und weniger solcher Waaren exportirt, bei denen es eine fremde Concurrenz zu bestehen hat. Bloss rücksichtlich letzterer könne indeß Belgien die commercielle Stellung Frankreichs in nichts, was nicht auch England hervorbringe, theilen, also bleibe ihm blos eine ungünstige Chance.

Wir waren in der Besprechung dieser Broschüre absichtlich etwas weitläufiger, als mancher Leser vielleicht erwartet hat. Die Eroberungspartei in Frankreich spricht jetzt die Ansicht unverhohlen aus, daß Frankreich sich die Gelegenheit, politischen Einfluß zu gewinnen, nicht entgehen lassen dürfe. So neulich der Constitutionnel in einem langweiligen Artikel, den von Franzosen redigirte belgische Blätter als Muster politischer Weisheit mittheilen. Diese Blätter kommen nach Deutschland, und geben Anlaß zu falscher Beurtheilung der öffentlichen Meinung in Belgien. Darum versuchten wir die Aufmerksamkeit unserer deutschen Leser auf Jottrand's gründliche Darstellung zu lenken.

—

Deutsche Taschenbücher.

III. Penelope für das Jahr 1842.

Herausgegeben von Th. Sell. *)

Der einunddreißigste Jahrgang der Penelope ist mit zwei fein gearbeiteten Bildnissen, dem Porträt der Verfasserin von Godwie Castle und des beliebten Romanschreibers W. Alexis geziert. Biographische Notizen über den Legtern, den Verfasser des Roland von Berlin, kommen erwünscht; wir erfahren, daß W. Häring, zu Breslau 1798 geboren, aus einer vor Zeiten aus der Bretagne geflüchteten Familie, mit dem Namen Hareng stammt. Er ist einer der durchgebildeten Autoren, welche an den Befreiungskämpfen um's Jahr 1815 Theil gehabt, und das Glück gefunden haben, die Begeisterung der Jugend im Dienste des Vaterlandes zu bewahren. —

Die Theatererinnerungen, geschrieben im Jahr 1839, welche unter dem Titel: Blätter aus meinen Erinnerungen von Dr. W. Häring, die Penelope eröffnen, sind die werthvollsten Gaben des diesjährigen Bandes. Der Verfasser, der selbst einige Stücke auf die Bühne gebracht hat, führt uns die Schicksale des deutschen Theaters, während der letzten Decennien vor, und namentlich die Berliner Theaterwelt, wo so viel Bedeutendes, wenn auch nur vorübergehend, auftrat. Viele geistreiche Bemerkungen über den Gang der Bühne, über ihr Verhältniß zu Volk und Fürsten, sind eingestreut, nur hätte manches geringe Detail, welches, nach Art des Götheschen Meisters, ausgemalt ist, hie und da verkürzt werden können. Der Träume und juvenilen Versuche im Schauspiel bekommen wir ja zu jeder Zeit neuen Vorrath; dergleichen mag mit den Jahren für immer Ab-

*) Leipzig bei G. E. Hinrichs.

schied nehmen. — Von jeher hat die deutsche Poesie alle ihre Kraft an das Drama zu setzen gestrebt. Wenn auch Göthe mehr durch die Klarheit und Ruhe seiner epischen Anschauung unübertroffen dasteht, und Schiller noch erst den Aufschwung des lyrischen Feuers und des nach Freiheit ringenden Gedankens zur dramatischen Gestaltung darstellt; so würde man doch mit Unrecht den Deutschen ein eigenthümliches und nationales Schauspiel absprechen. Unsere großen Dramendichter haben mehr gethan, als längst erfundene Gattungen fortsetzen; Schillers und Göthes vollendete Schöpfungen sind durchaus sich selber Muster. Der Einfluß der Alten, der französischen Hoftragödie, und vor allen der Meisterwerke Shakespeares, so mächtig er auch gewesen, darf doch nicht für mehr angeschlagen werden, als die Einwirkung alles Großen und Vollendeten auf die Bildung einer ursprünglichen, genialen Anlage. Wir besitzen, sagt man, kein solches Nationalschauspiel, wie England hatte. Es ist wahr, die Blüthe unserer Literatur fällt in eine modernere, literarisch weit vielseitigere Zeit. Bei den Engländern schimmert das Drama so hell hervor, weil es allein stand; während bei uns alle übrigen Zweige der Poesie in demselben Frühling zum Ausbruche kamen. Unser jetziges Schauspiel hat eine schwierige Aufgabe; um sich über das Verlebte und den bloß traditionellen Bedarf der Bühnen zu erheben, bleibt ihm kein anderer Weg, als einen neuen Geist in neue Formen zu fassen; die Erfindung muß über den Stoff und die Combination gegebener Charaktere hinausgehen, und einen Boden, ein Fundament des poetischen Daseins legen, worauf die Ideale der Kunst, die Wahrheit der wirklichen Welt und die Hoffnungen der Zukunft sich erbauen können. Ueber die Wichtigkeit, welche das Theater als Bildungsmittel hatte, bemerkt Herr Häring: „Der Mangel eines öffentlichen Lebens — sie waren sich dieses fehlenden Lebensprinzips nicht bewußt, aber das dunkle Gefühl des Entbehrens war da — trieb die ernstesten, tiefsten Geister, sobald sie sich aus der Einsamkeit der Gelehrtenstube emanzipirt, zum Theater. Sie versuchten das Wort lebendig werden zu lassen, zum Volke durch den Mund des Mimen zu reden. Das thaten ein Klopstock, ein Lessing, ein Göthe, Schiller und Tieck. Keiner meinte sich etwas dadurch zu vergeben. Wenn der Sänger des Messias verunglückte, indem er seine glühenden Vaterlandswünsche von den Brettern herab dem Volke zurief, so glückte es dem größten Geiste seiner Zeit, Lessing, desto mehr. Welche gesunde Freudigkeit, welche heitere Lebenskraft, welche männliche Sitte und holde Frauenanmuth athmete seine Minna von Barnhelm. Ihre Wirkungen sind noch heute lebendig, und ist es poetisch auch keineswegs das reichste, vollkommenste Lustspiel der Deutschen, hier kann der Reichthum lernen, wie er sich selbst beschränkt, und mit Wenigem viel wirkt. In seinem Nathan predigt Lessing für eine kom-

mende Zeit; seine Lehren klingen noch jetzt vollgültig. Und damit genügte sich nicht einmal der tiefe Forscher. Er stand dem realen Theater viel näher. Er schrieb Recensionen, eine Dramaturgie; er wollte selbst einst sich an die Spitze einer wandernden Truppe stellen. Nächst seinem Cöz hat Göthe mehr durch seinen Meister und seine Direktion des Weimariſchen Theaters, als mittelst seiner Dramen selbst auf seine Nation Einfluß geübt. Wer aber faßt in wenigen Worten zusammen, wie Schiller durch seine Tragödien auf die ideale Sinnesrichtung der Deutschen wirkte! Jetzt erst, wo er verschwindet, wäre es an der Zeit, den Umfang des Einflusses zu ermessen, den der Sänger von der Bühne herab auf unsere Nation übte. Diese schönen Träume sind nun längst vorüber. — Wir glauben nicht für immer. Freilich wird das Theater mehr und mehr zerfallen, wo es nichts als ein Vergnügungsſaal ist, ein Werben um Lust und Lob zwischen dem Dichter und dem Publikum, wo jener, statt die Zuhörer zu heben und zu beherrschen, mit allen Gelenken und Tönen um ein gnädiges Gehör und Lächeln buhlt, und die Worte, wie einen Operntext, dem zufälligen Geschick der Schauspieler unterthan macht. Daß das Theater seit Schiller und Göthe nicht zu Grunde gegangen, ist vornehmlich das Verdienst ausgezeichneter Schauspieler. Wenn es zu Grunde geht, — worüber Herr Häring freilich im Jahre 1839 anders urtheilen möchte, als man jetzt thut, — so wird das die Schuld der Dichter sein, denn, daß das Publikum für neue Schöpfungen der Muse empfänglich ist, läßt sich nicht bezweifeln. Der Vorschlag Derrients, Theaterschulen einzurichten, trifft allerdings einen höchst wichtigen Punkt. Allein die Schulen dauern nicht, wenn die Meister zu Grabe gehn. Man wende nicht ein, die Zeit sei zu ernst, zu praktisch, um dem Schauspieler eine nachhaltige Theilnahme zu widmen. Unsere Zeit ist gewiß nicht ernster als die Lessingsche, die Schillersche war. Man sage nicht, sie sei zu materialistisch; die Gesehung hat sich die Materie bereits unterworfen; der Fleiß und die Betriebsamkeit unserer Tage werden von einem mächtigen Geiste getragen, der auch mit dichterischer Kraft in das Leben einzugreifen scheint. Freilich, wie überall, müssen wir auch hier an den guten Genius des Volks appelliren, von dem wir nicht befürchten, daß er bestimmt sei, seine ganze Kraft auf die Seite materieller und politischer Arbeit zu werfen, um die innere und freiere Welt auf dem Sande zu lassen. — Indem der Verfasser von der deutschen Geschichte als Vorwurf des Dramas redet, meint er: die Hohenstaufen seien Helden der Mythe; er denkt: der Dichter sei genöthigt, erst dem Volke zu erzählen, wer sie sind. Dem ist nicht so. Das Volk kennt seine schwäbischen Friedrichs so gut wie die preussischen; die Romanzendichter singen es immer tiefer in seine Geschichte hinein, und überdieß haben wir ja die Raupachschen Stücke, welche

das Volk nicht unverständlich finden wird und aus denen es erfahren kann, wer Jene gewesen. — Wenn der Verfasser am Schlusse hinzusetzt: „Das waren unsere Hoffnungen und Illusionen, unsere Täuschungen und unsere Irrungen. Sie sind fort wie Nebelbilder, die der Herbstwind über die Stoppeln jagt. Heut hoffen, täuschen und irren wir uns nicht mehr, wenigstens nicht in Bezug auf das Volkstheater. Aber ich bedaure es nicht, daß ich gehofft und geirrt habe.“ — so achten wir darin das Anerkenntniß eines Mannes, der einer Zeit angehörte, wo es Noth that, selbst durch Irrthümer und fruchtlose Mühen hindurch, dem Volke die Hoffnung zu überliefern, und das Selbstvertrauen in den Geistern wach zu erhalten.

Unter den vier Erzählungen, welche den übrigen Raum der Penelope füllen, ist nichts, das über die Mittelgattung von dergleichen Produktionen hinausginge. In der Novelle: Liebe in alter Zeit hat Herr Th. Mügge sein Talent nicht in dem Grade bewährt, wie es aus andern Arbeiten von ihm bekannt ist. Der Verfasser hat zu viel Material aufgehäuft; es gebricht seiner Erzählung an der innern Spannkraft, welche eine Folge des strengern und schärfern Ausbaues ist. Die Zeichnung ist lose, das Colorit glanzlos. Die Personen, welche uns vorgeführt werden, sind zu gewöhnlich. Zwar fehlt es nicht an treffenden Zügen und gut erfundenen Situationen; allein das Stück im Ganzen ist willkürlich und gewaltsam zusammengeschürzt. Ein alter ausgedienter Lieutenant, gegenüber einem jungen Mädchen, das er zur Ehe begehrt, spielt eine zu wunderliche Rolle, als daß wir recht an die Sache glauben könnten. Der Verfasser hält sich in der Mitte zwischen dem Possenhaften und dem Nührenden; glücklicher würde er gewesen sein, wenn er den Ton des Volkswizes getroffen hätte. Der begünstigte Liebhaber ist ein angehender Virtuos, der durch ein Flötenconcert, das er vor Friedrich dem Großen ausführt, der Conscription entgeht. Die Figur des Königs ist wohl gelungen, und was von ihm anekdotenartig eingeflochten ist, darf auf den Beifall des Lesers rechnen.

Die Novelle: Hoffnungen und Täuschungen von Isidor (v. M.) spielt in den Salons und Parks der vornehmen Welt. Indes sind nicht gerade alle Reden salongerecht; das Einmischen französischer Ausdrücke reicht nicht hin, um die Welt zu zeichnen, die sich auf dem geblättern Estrich der Höfe bewegt, selbst dann nicht, wenn diese Ausdrücke gesucht und nichts sagend sind. Die Begebenheit fällt in Spanien vor, und beginnt zur Zeit, als König Joseph die Klöster aufgehoben hatte. Der Titel des Stücks bezeichnet den Inhalt der Hauptsache nach. Bei einzelnen guten Anlagen, bietet es doch ein Gemisch von Schwäche, Unglück und Verirrung dar, dessen natürlicher Ausgang ist, daß sämmtlichen Personen das Leben zur Last wird. Die Schreibart ist leicht und im Allgemeinen rasch.

Aylwin, historische Erzählung von Dr. W. Seyffahrt, aus der Zeit des noch glühenden Hasses der Sachsen und Normannen unter Heinrich I. von England. Der Anfang ist, daß König Heinrich und ein junger Ritter ihr Auge auf die schöne Tochter des königlichen Münzmeisters werfen; das Ende, daß der Edelmann sich mit dem Mädchen vermählt. Dazwischen liegt ein überaus weitläufiger Tractatus, theils über jenen anfangs erwähnten Blick, theils über einen Proceß wegen angeblicher Veruntreuung des Münzgoldes, wodurch des Ritters Oheim, ein geiziger Bischof, den Vater der Schönen zu verderben trachtet. Mögen auch alle diese Dinge in der Chronik, auf die der Verfasser verweist, in unbarmherziger Weitläufigkeit verzeichnet sein, so gehören sie doch nicht in eine Erzählung, wie sie der Verfasser zu liefern hatte. Der historische Werth einer Novelle beruht nicht in der Masse des Details, in antiquarischer Ausführlichkeit, sonst könnte man jede Chronik und jedes Archiv zum Musenquell machen.

Das getheilte Herz, Novelle von Elise Ehrhardt, revidirt und aus den nachgelassenen Papieren der Verfasserin herausgegeben von Dr. Fr. Volger, ist eine Skizze von geringem Umfange, von der Art, wie Damen sie zu schreiben lieben. Etwas Leichtsinns und viel große Welt, Gefühl und Kälte, Schmerz und Verlust sind die Ingredienzien der anspruchslosen Erzählung.

Th. Schliephake,

Das getheilte Herz, Novelle von Elise Ehrhardt, revidirt und aus den nachgelassenen Papieren der Verfasserin herausgegeben von Dr. Fr. Volger, ist eine Skizze von geringem Umfange, von der Art, wie Damen sie zu schreiben lieben. Etwas Leichtsinns und viel große Welt, Gefühl und Kälte, Schmerz und Verlust sind die Ingredienzien der anspruchslosen Erzählung.

Brüsseler Tabletten.

I.

Eine Gemäldeausstellung.

Es besteht in Brüssel ein Institut der schönen Künste, welches jährlich zwei Gemäldeausstellungen auf dem Stadthause veranstaltet. Der Zahl der gewöhnlich eingesandten Arbeiten nach zu urtheilen, ist eine zweimalige Ausstellung nicht zu viel. Eine andere Frage ist, ob der Werth derselben dazu bedeutend genug ist. In der Kunst vor Allem gilt das *multum non multa*. Die größere Leichtigkeit, eine Arbeit abzusetzen, ermuthigt den mittelmäßigen Kopf vielleicht mehr als den echten Kunstberufenen. Dem Publikum wird mit der Vielfältigung guter Werke mehr gedient, als mit so vielen Rahmen, welche, in Ermangelung des Bessern, die Lotterie füllen. Die schönste Zierde der seit einigen Wochen eröffneten Sammlung ist das, schon in Gent vorigen Sommer ausgestellte, Stück von Verheyden: ein junges Bauermädchen. Ein überaus glücklicher, sprechender Ausdruck, die blühende Farbe, die feine Zeichnung weisen diesem Bilde einen ehrenvollen Rang an. Verheyden hat fast seine ganze Kunst sich selbst zu verdanken. Obschon sein Colorit an Wappers zu streifen scheint, hat er sich, als Autodidakt, der ehemals in Paris große Schwierigkeiten, die seinem Talent entgegen traten, überwand, einen unabhängigen Platz unter den belgischen Malern gesichert. Gut gehalten ist: wandernde Musiker schlafend, von De Loose. Unter den Seestücken zeichnet sich das von L. Verboeckhoven aus. Die Landschaft von P. Lauters gleicht zu sehr dem Aquarell, worin der Künstler geschäfte Arbeiten liefert. Die besseren Landschaften sind die von De Terre und Tavernier, einem französischen Maler. Sasseleer zeichnet sich im edleren Genre aus, Geirnaert im heiteren; sein: Kinder die Verstecken spielen, beurkundet ein treffliches Talent der Erfindung. Eine große Aufmerksamkeit zieht die Erstürmung von Jerusalem, eine figurenreiche Composition von Coomans auf sich. Das Bild, in einem zähen, gelben Ton gehalten, ermangelt

durchaus aller Perspective; es nimmt sich wie eine große Bignette aus; unwillkürlich wird man an die Illustrationen erinnert, in denen sich Coomans Erfindungsgabe bewährt. Die beste Partie in der Erstürmung von Jerusalem ist der Kreuzprediger Peter, der unter den Mauern auf einer Erhöhung steht; neben ihm ist ein Pfeil in den Boden geschlagen; doch bietet sich dieser Gedanke leicht dar. — Für manche treffliche Stücke wäre ein günstigerer Platz zu wünschen gewesen, welches bei der Beschränktheit des Saales Schwierigkeiten finden mag; indessen hätte hier und da eine Tafel von wenig Bedeutung, ohne Nachtheil, weichen können. — Die Menge der Institute für die Kunst, welche es jetzt giebt, sollte einen mächtigeren Einfluß auf den guten Geschmack erwarten lassen. Aber die Hunderte von Aktionären eines Kunstvereins tragen verhältnißmäßig nur wenig dazu bei, wenn ein Umschwung in der artistischen Welt geschieht, wenn neue Schulen gegründet, neue Bahnen eröffnet werden. Dies ist das Werk Einzelner. Die Summen, welche man zusammenbringt, dienen mehr den Künstlern als der Kunst und selbst so großartige Anstalten, wie die Nationalausstellungen in den drei belgischen Kunsthauptstädten, bringen nicht viel mehr zu Wege, als die Gelegenheit zu erleichtern, sich vor dem großen Publikum zu produciren. Es scheint, als wenn eine stärkere Einwirkung auf die arbeitenden Kräfte selbst möglich wäre. Was ließe sich nicht hoffen, wenn die bisher getrennten Akademien für Kunst und für Wissenschaft sich verbänden, wenn sie, ohne sich zu verschmelzen, in regelmäßiger Weise, dem gemeinsamen Ziel, dem sie dienen, — der Bildung des öffentlichen Geistes und des Geschmacks, — zusammen die Hand liehen? Würden die Sitzungen hochstudirter Akademiker an Gehalt und Interesse verlieren, wenn man einige kostbare Stunden den Documenten der Vorzeit entrisse, wenn man zuweilen die von feinem Wissen strotzenden Mémoires zur Seite thäte, um mit den Meistern der Palette, des Grabstichels und des Meißels die schönen Lebensfragen der Kunst zu verhandeln? Und auf der andern Seite die Kunstvereine! Sollte nicht die Gegenwart erleuchteter Denker und geistvoller Forscher in ihre Säle ein neues Lebenselement, einen neuen Antrieb bringen? Ein flüchtiger Gang durch die modernen Anstalten für bildende Kunst überzeugt uns leicht, daß es der strebenden, sich versuchenden Jugend an Gedanken, an freier Auffassung des Stoffes fehlt. Die Kunstschule ist vor Allem auf das Technische gewiesen, auf diesem Felde muß sie ihre Kräfte möglichst concentriren. Doch reicht das nicht aus. Mögen einmal die Kunstvereine ihre Thore den Akademien des Wissens aufthun, und jener fördernden Kritik, welche neue Wege zu weisen und noch unverbrauchte Ideen an die Hand zu geben versteht. Die Wissenschaft und Gelehrsamkeit müßte sehr unfruchtbar sein, welche durch diese Vermählung nicht zum Gewinn der Gesellschaft, ja des Vaterlandes beitrüge, oder sehr spröde und dem Leben feind, wenn sie vor einer so edlen Allianz zurückschreckte.

II.
Eine Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften

Die Akademie der Wissenschaften hielt diesen Monat ihre jährliche öffentliche Sitzung, und da dies würdige Institut bisher noch im nomadischen Zustande, ohne bestimmten Wohnsitz lebt, so hatte diesmal der neue Saal der philharmonischen Gesellschaft die Ehre, das *doctum corpus* aufzunehmen. Ich wollte anfangs, meinen Augen nicht trauen, daß ich mich am rechten Orte befände, denn als ich ankam, war nicht nur noch kein einziger Akademiker da, sondern nicht einmal ein Fauteuil! Ein Akademiker ohne Fauteuil ist wie ein Criminalrichter ohne Allongengerüde. „Es freut mich,“ sagte ein deutscher Reisender, der neben mir auf einer der Bänke saß, daß die Akademie, ich weiß zwar nicht aus welcher Ursache, diesmal von dem Schlandrian abgewichen ist, grade am Geburtstage des Landesfürsten ihre Apparatsitzung zu halten. Ich weiß zwar wohl, daß ein Tag so gut wie der andere dazu ist, und räume sogar ein, daß einem aufgeklärten deutschen Fürsten diese Ehre zukommt, von einem Institut, das von einer trefflichen deutschen Fürstin (Marie Theresen) unter den Auspizien eines wackern deutschen Kanzlers (Graf von Kobenzl) 1775 gestiftet worden, wenn auch die Akademie sonst gar nichts deutsches an sich hat, und sich unerhörter Weise nicht einmal mit dem deutschen Dialekt, flämische Sprache genannt, abgiebt, welchen fast die Hälfte ihrer Mitglieder, wie überhaupt des ganzen Landes, dessen Honneurs sie bei der gelehrten Welt macht, als ihre Muttersprache betrachtet. Der Eintritt der Akademiker unterbrach in diesem Augenblicke die Bemerkungen meines Nachbarns, uns erst nachdem die gelehrten Herren ihre Plätze eingenommen, fand der Redselige seine Sprache wieder. Es ist ein Glück, sagte er, daß in der Kirche und in den Hallen der Gelehrsamkeit, alle Menschen gleich sind. Welche Classeneintheilung müßte man sonst in dieser Versammlung machen, hier wo der belgische Minister Herr Rothomb, und der niederländische Gesandte, Herr Falck, so mir nichts dir nichts nebeneinander sitzen, und der *rector magnificus* der katholischen Universität, Herr *Canonicus* Deram, ohne Weiteres seinen Sitz nimmt neben dem ersten besten Laienbruder, der wie ehemals der präsidirende Direktor Gott weiß, in welcher Freimaurerloge Meister vom Stuhle ist. Da sitzen gar ein fremder Diplomat vom ersten Range, Herrn De Numigny und die Staatsminister Baron Esain und Detheur wie unser Eins unter den Zuhörern. Ich mußte im Stillen über die Bemerkungen dieses Landsmannes lächeln, der von so ächtem deutschen Vollblute war, daß ihm die Idee der Gleichheit, sogar in Mitten einer gelehrten Versammlung ungewöhnlich und auffallend war; aber glücklicher Weise hub jetzt der Direktor, Herr Baron de Staffart seine Rede an, welche sowie der Rapport des *Secrétaire perpétuel*, Herrn Duetelet, mit großer Andacht an-

gehört, und mit allgemeinem Applaus begrüßt wurde. Von dieser Rede sage ich nichts, denn ich habe mir ein für allemal vorgenommen, auf keinen Discours d'apparat zu hören, und noch weniger einen solchen zu beurtheilen; ich weiß aber, Herr Staffart macht in dem seinigen eine imaginäre Reise durch alle Provinzen Belgiens und sollte im Durchflug jeder Lokalität sowie jeder Celebrität das passende Lob. Interessant war der Vortrag des Herrn Quetelet, man vermiste das Trockne solcher Protokollarbeiten, denn was er ablas, war fast eine kurzgefaßte Geschichte der Akademie zumal unter der gegenwärtigen Regierung. Es muß bemerkt werden, daß von den dreien Mitgliedern des Ausschusses oder Bureaus, der Direktor Herr Staffart ein Wallone aus Mons, der Vicepräsident, Herr Verlaque ein Lütticher und der Secrétaire Herr Quetelet ein Flamänder ist, dergestalt daß die drei Hauptbestandtheile der belgischen Nation würdig repräsentirt sind. Ein komisches Ereigniß störte die ernste Scene. Der Zufall schien den Beweis geben zu wollen, daß eine Combination von hellem Tageslicht mit dem einiger Wachskerzen, von etwa 100 Strahlen Gaslicht und von 30 bis 40 Akademikern nebst so vieler anderer Gelehrten noch nicht das Non plus ultra vom Erleuchtungsstoff darbietet. Das Gas, welches den Saal erleuchtete, hatte sich aus allen Strahlen der Leuchter eine Oeffnung gebahnt, und stieg in hohen Säulen aus den Gläsern empor, von denen einige platzten; und da es bei dieser wie bei mancher übermäßigen Beleuchtung nicht an Dampf und Dunst fehlte, so sah das intellectuelle Licht sich auf kurze Zeit zum Schweigen genöthigt, bis einige Aufwärter das Gas zum Gehorsam brachten. Ich brauche wohl nicht zu sagen, zu wie vielen Wigen dieser Zufall allerseits Anlaß gab. Die Unterbrechung hatte, glücklicherweise, nicht lange gewährt, Herr Roulez endigte noch während der Beschäftigung des Dieners seinen Bericht, und der Herr Secrétaire verkündete die Sieger im akademischen Wettstreit. Die außerordentliche Helle war auch schon ganz wieder verschwunden, als der erste dieser Sieger, ein junger Geistlicher, der Abbé Nameche, Professor an der Universität zu Löwen, hervorgetreten war, um aus den Händen des Direktors die goldene Medaille für seine Schrift über die Verdienste des spanischen Gelehrten Bivez, Schüler des berühmten Erasmus, in Empfang zu nehmen. Für die Bearbeitung einer wichtigen chemischen Frage ward keine goldene Medaille, sondern qua accessit zwei silberne zuerkannt, von denen die Eine von dem anwesenden jungen brüsseler gelehrten Chemiker Herrn Louquet empfangen, die Andere aber, welche dem Herrn Verbers, Professor an der holländischen Universität zu Gröningen, zuerkannt war, dem niederländischen Gesandten Herrn Fald überhändigt wurde. Daß aber endlich auch deutsche Gelehrte nicht leer ausgingen, sondern einem jungen Mathematiker Herrn Moritz Stern zu Göttingen die goldene Medaille für seine Schrift über ein eingefandtes mathematisches Memoire zuerkannt wurde, dies war's, worüber auch ich mich am meisten freute. Die Göttinger Universität bedarf der Verjüngung und des frischen Nachwuchses.

III.

Die sich selbst malenden Belgier. — Baron Friedberg.

Les Belges peints par eux-mêmes. — Diese Publikation, von der bereits mehr als zwanzig Hefte erschienen sind, verdient wirklich die freundliche Theilnahme, die ihr geworden. In der Regel sind wir kein Freund von derlei Nachahmungen. Was ist nicht alles geschrieben und geschmiert worden, seitdem ein Pariser Buchhändler die allerdings glückliche Idee hatte *les Français peints par eux-mêmes* herauszugeben. Seit jener Zeit malt sich alles selbst. *Les enfants peints etc.*, *les Anglais peints etc.*, *les Hollandais peints*, *les animaux peints*. Aber es geht mit diesem Sich-selbst-malen wie es mit dem sich selbst rasiren geht. Man stellt sich gegen den Spiegel und schneidet sich selbst Gesichter — man seift sich zwar ein Wischen ein, aber man hütet sich wohl — sich zu schneiden. Eine Nation kann sich eben so wenig selbst beurtheilen, wie ein Mensch sich selbst beurtheilen kann. Wenn man noch so strenge ist — man hat sich doch zu lieb, um sich wehe zu thun.

Die *Belges peints par eux-mêmes* machen in dieser Selbstliebe keine Ausnahme, und es würde dem Pinsel dieser Maler gar nicht schaden, wenn die Farben etwas ätzender wären. Aber diese Publikation hat das voraus, daß der Gegenstand, das Stoffliche reicher ist, als bei vielen ähnlichen. Wo gibt es in der That noch ein Land wie dieses Belgien, wo auf so engem Räume so viele eigenthümliche und verschiedenartige Charaktere sich drängen — nicht nur der Flämänder und Wallone in ihren Gegensätzen, sondern auch der deutsche und französische Gränzer, im Luxemburg und im Hennegau mit ihren ausgesprochenen Nationaltypus, der Steinköhlbauer, der wurmartig in der Erde wühlt, und der Küstenschiffer, der wie ein Seefisch auf den Wellen lebt, der Priester und der Freimaurer, der Maler und der Dumst u. s. w., u. s. w. Alle diese Charaktere treten hier schärfer und entschiedener hervor, als anderswo, weil sie gedrängt sich einander gegenübersehen. Hier hat der Sittenschilderer reiches Material, er braucht nur mit vollen Händen hineinzugreifen, und das Bild gestaltet sich von selbst. Wir machen auf die mit vollem flämändischen Pinsel gezeichneten Charakteristiken: der Examinet-Politiker von Victor Joly, der Kövener Student von Lebrün, sowie auf die werthvollen Artikel von Lebrouffart, Van Dassel und Neiffenberg aufmerksam. Allerliebste Holzschnitte geben diesen Blättern einen erhöhten Reiz. Sonderbar genug ist der Herausgeber dieser in gewisser Beziehung nationalen Veleferungen, kein Belgier. Herr Baron von Friedberg ist ein Pole (aus Krakau) der in Belgien sich niedergelassen. Es ist dieß derselbe, der auch mit seltener Munifizenz und vielen Kosten eine Buchdruckerei in Brüssel angelegt hat, deren Zweck es sein sollte, diejenigen Polen, die von der Unterstützung, die der belgische Staat ihnen großmüthig angewiesen, sich nicht erhalten können, als Sezer und Drucker zu beschäftigen. Leider hat dieses schöne Unternehmen nicht lange Bestand haben können, da der Dilettantismus nicht

ausreicht, um eine große Buchdruckerei in Gang zu erhalten. Der Gründer dieses wohlgemeinten Etablissements hat dabei ansehnliche Summen verloren; eine Episode die ihn aber keineswegs abhält, auch ferner in diesem Sinne für seine Landsleute zu wirken. Herr Baron von Friedberg ist uns persönlich unbekannt. Aber dem Guten und Edlen gebührt der Dank der Menschlichkeit.

Tagebuch.

Ein Brief, den wir aus London erhielten, bringt uns die Nachricht, List sei für die nächste Saison als Kapellmeister bei der deutschen Oper angestellt. List als Operndirigent! Dieses Gerücht scheint uns nicht sehr glaubwürdig. List ist der Mann der Freiheit, bald hier bald dort, ein Schmetterling, der in dem Augenblicke, wo man ihn festzuhalten meint, wieder davon flattert. Im vorigen Jahre hieß es, List werde eine fixe Stelle in Belgien annehmen; man suchte schon ein Logis für ihn — und nun geht er nach Petersburg.

Französische Schauspieler in Deutschland.

In Frankfurt spielen jetzt französische Schauspieler. Meidingers Gramaire und das Dictionnaire de poche von Kaltschmidt sind in allen Buchhandlungen vergriffen. Diese französische Truppe hat Deutschland vom Norden bis zum Süden durchzogen, und schlug zuletzt ihre Hütte im lieben Schwabenlande auf, wo sie in Gegenwart des Schiller-Monuments in Stuttgart reiche Einnahmen machte. In Frankfurt ist ihre Casse nicht minder gut bestellt; bereits die achte Vorstellung bei vollem Hause. Das diplomatische Corps und die Aristokratie der freien Stadt fehlen bei keiner Vorstellung, und an Affen, welche diese copieren, fehlt es hier eben auch nicht. Die reisenden Histrionen finden da ein dankbares Publikum, obwohl nicht selten ein räthselhaftes. Wie viele sind unter den Anwesenden, welche dem

Gänge des französischen Dialoges in allen Details zu folgen vermögen? Mancher denkt im Stillen, sein Nachbar verstehe es besser, und sobald der Eine aus Mißverständniß lacht, lacht eine ganze Reihe mit, denn Jeder fürchtet, wenn er nicht lache, seine Unkenntniß zu verrathen. So erschallt zuweilen von den Gallerien ein unbändiger Lachchor, während man aus Parterre und Logen verwundert hinausschaut, um die Ursache zu ergründen. Wir Deutschen sind doch im Grunde recht drollige Käuze.

Die Aachener Zeitung.

Wie kommt es, daß man die Aachener Zeitung in Belgien gar nicht zu Gesichte bekommt? Aachen ist unter allen deutschen Städten die nächste Nachbarin Belgiens, vielfache Beziehungen kreuzen sich hier. Wie kommt es, daß das öffentliche Organ dieser Stadt von uns unberücksichtigt bleibt? Die Aachener Zeitung gehört zu den bessern Journalen Deutschlands. Die Redaktion ist in den Händen des tüchtigen Louis Lar, eines Schriftstellers, der durch eine elegante und leichte Darstellung, durch einen geübten praktischen Blick, sowie durch eine gesunde Auffassung der Zustände, eine nicht unbedeutende Stellung unter den deutschen Publicisten einnimmt. Der Sohn des Verlegers, der junge trefflich unterrichtete Referendar Mayer unterstützt ihn bei der Redaktion. Man muß, wenn man gerecht sein will, dieser Zeitung das Zugeständniß machen, daß sie nicht nur alle Nachrichten, namentlich die Belgien und das Rheinland betreffenden, mit möglichster Schnelle bringt, sondern auch daß ihre raisonirenden Artikel eine Mischung von Schärfe und Ruhe besitzen, die in der deutschen Journalistik nicht alltäglich ist. Wir wünschten, daß manches, was über die Zustände Belgiens in diesem Journale ausgesprochen wird, sowohl diesseits als jenseits der Grenze Berücksichtigung fände, und eben deshalb wünschen wir auch, daß die belgische Presse und Lesevereine diese Zeitung in den Kreis ihrer Aufmerksamkeit ziehen mögen.

Druck und Verlag des deutschen Verlagscomptoirs in Brüssel.

Deutsche Pressfünden.

Es muß auch solche Käuze geben.

— Göthe —

Deutschland ist das europäische Mittelland, nicht nur geographisch, sondern auch moralisch. Es gibt in Deutschland keine solche strogende Geldsäcke wie auf den vereinigten drei Inseln Brittaniens, aber auch keine so hohlängige Armuth. Wir haben nicht den praktischen Geist der Engländer, aber auch nicht ihre verrückten Originals. Sind wir aber einmal so glücklich, ein solches Original, ein solches hirnverschrobenes Prachtstück in unserer Mitte zu entdecken, so ist es die Pflicht eines jeden guten Deutschen, ihn allsogleich aus der Verborgenheit in welcher er lebt herauszureißen, und ihn auf ein Postament zu stellen, als ein Eigenthum der Nation, damit alle Völker schauen, bewundern und sich überzeugen, daß wir auch im Fache der Narrheit unser großen Männer haben.

Nach dieser Voraussetzung gebührt folgender Publication die Ehre aller Welt bekannt zu werden.

Schillers Dramen in erzählender Form, bearbeitet von Mehrern. Leipzig bei Reclam 1842. (Erstes Bändchen: Wilhelm Tell, von Belani.)

Schon der Verleger der ein solches Unternehmen beginnt, und eine Fabrik anlegt, wo Seide in Stricke, Gold in Blei, Marmor in Backstein und die Poesie in Prosa umgegossen wird, ist ein kostbares Original der mit vollkommenen Recht darauf Ansprüche machen darf, daß die Cölner Narrengesellschaft ihm die Schellenkappe zusende.

Größer und erhabener aber steht der Schriftsteller da, der seine Hand dazu bietet — die schlechten Werke eines Schiller, die unbekanntenen Reime und Verse des Wilhelm Tell, des Carlos und Wallenstein, die kein Mensch ließt und versteht — mit großmüthiger Hingebung in eine ehrliche, menschliche, wasserklare, allerweltbegreifliche, saubergewaschene Prosa zu bearbeiten. Wahrlich diesem Mann sollte die Nation eine Denksäule setzen, nicht in Stuttgart auf dem einsamem Schloßplage; nein! in der volkreichsten Stadt Deutschlands, auf dem breiten Plage in Wien, wo das göttliche Wursteltheater steht; nicht mit gebogenem Nacken und gesenktem Haupte wie Thor-

waldsen den Schiller gemodelt und verhunzt, sondern mit kecken Herausfordernden Blicken, mit freier, ja wenn man will — frecher Stirne:

Es gibt zweierlei Gattungen großer Männer. Die einen verrichten das Erhabene aus Instinkt, aus unbewußtem Naturdrange — die andern weit höher Stehenden haben stets das Bewußtsein ihrer That. Herr Belani gehört zu der letzten Gattung.

Man könnte vielleicht glauben, das Unternehmen des Herrn Belani geschähe aus Instinkt, aus gewöhnlichem Geldinstinkt, und es handelt sich bloß darum, den Leihbibliotheken einiges Futter zuzuführen, und damit sie etwas lebhafter darnach schnappen, als nach dem gewöhnlichen Häckerling, so schneidet man ihnen etwas Schiller hinein! Hat doch Judas den Herrn für 30 Silberlinge verkauft, warum sollte Herr Belani sich scheuen für eine ähnliche Summe den Zell zu belanisiren. Aber die Leser würden mit solchen Gedanken der schönen belanischen Seele himmelschreiendes Unrecht thun. Herr Belani hat große Zwecke im Auge und man muß seine Vorrede lesen, um zu begreifen, welche Absichten ihn leiten und wie väterlich und gut er es mit unserer Literatur meint.

Wir theilen unsern Lesern Einiges aus dieser merkwürdigen Vorrede mit:

„Schillers Dramen sind bereits in das deutsche Volk gedrungen. *) Wohl in keiner gebildeten Familie möchte ein Exemplar von Schillers Werken fehlen; ob sie aber so viel gelesen werden, wie es ihre Schönheit fordert, ob sie im Allgemeinen so verstanden werden, um als lebendes Bild in der Seele zu reflectiren — das ist eine andere Frage, und eine schärfere Beobachtung des deutschen Volkslebens, zumal in der Richtung unserer Zeit, wird es kaum im Zweifel lassen, daß diese herrlichen Dramen noch lange nicht in dem Grade populär geworden sind, wie sie es verdienen.

„Zwei Gründe treten einem solchen Eindringen derselben in das Volksleben entgegen.

„Zuerst: das geschriebene (oder gedruckte) Drama ist nur eine Klaue des Löwen, (!) d. h. gewährt nur durch die (nichtdramatische) Lectüre einen Theil der ästhetischen Wirkung, welche erst durch eine — noch dazu vollendete — Darstellung erreicht werden kann. Die Illusion — ein Hauptzweck jedes Kunstwerks — erfordert, nach Zweck und Bestimmung eines Drama, die Belebung der Dichtung durch Darstellung und Decoration. Nur die mit Poesie, Phantasie und höherer ästhetischer Bildung begabten Geister

*) Wirklich? Ei, ei!

werden durch Lectüre eines solchen Drama den vollen Genuß des Kunstwerks gewinnen können.

„Allein das materielle Alltagsleben läßt auf solchen geistigen Aufschwung im Allgemeinen wenig rechnen. Es bedürfte also für den größten Theil des Publikums der Darstellung solcher classischen Dramen, um den vollen Eindruck zu empfangen, den das Kunstwerk seinem Zwecke nach beabsichtigt. — — —

„Ohne in die Ursachen dieser Erscheinung tiefer eingehen zu wollen — wozu hier der Raum fehlen würde — darf doch nicht unbemerkt bleiben, daß es namentlich bei den Schiller'schen Dramen der (!) Pathos und die Lyrik ist, welche die selben, nach der heutigen, mehr dem Leben zugewendeten Geschmacksrichtung, von der Bühne so gut als verbannen. (!!!)

„Also das steht fest: die Bühne trägt wenig bei, diese classischen Dramen in das Volksleben so recht einzubürgern. — — —

„Die Lectüre leider auch nicht. *) Nicht bloß aus den schon angegebenen Gründen, wonach sie dem Leser nur die halbe Illusion gewährt, sondern auch — offen gesagt — durch die metrisch gebundene Rede, worin die meisten solcher Dramen gedichtet sind. — — — **)

„Der geschickteste Dichter wird, durch das Versmaß gebunden, nur selten eine solche Wortstellung finden, die durch Conversationston dem Dialoge Wahrheit und Leben giebt. Die Wortstellung des Verses bringt, wenn auch nicht unnatürliche, doch ungewohnte Sprachwendungen zum Vorschein, und mischt manches überflüssige, selbst bedeutungslose Wort ein. — — —

„Daher erklärt sich die wahrlich nicht seltene Erscheinung, daß übrigens ganz gebildete Leute sagen: „Das sind Verse — die lese ich nicht!“ — — —

„Ein dritter Grund, weshalb die Lectüre eines Drama im Allgemeinen nicht den vollen Kunstgenuß gewährt, liegt in der dramatischen Form, die den Dichter nöthigt, da zusammenzuziehen oder nur anzudeuten, wo der Leser eine lebendige Schilderung erwartet, wie sie nur die epische Ausführlichkeit zu gewähren vermag. — — —

„Dagegen ist der Roman oder die Erzählung in Prosa die übliche Form, die sich in den Zuständen des heutigen Volkslebens eingebürgert fin-

*) Hoho!

**) Ein Vereat dem Metrum! Fort mit Homer! mit Shakspear, mit Dante, mit Camoens, mit den Psalmen, mit all dem metrischen Unsinn! fiat Velani.

det, um Ereignisse — erdichtete oder geschichtliche — oder eine Mischung aus Beiden, mit ihren Ergebnissen für das Leben zur lebendigen Anschauung zu bringen. — — —

„Diese Form habe ich daher gewählt, um die Illusion des Drama zu vervollständigen, so weit es möglich war, ohne die Poesie der Dichtung selbst zu zerstören oder das Gedicht zu verwässern.“ — — —

Unsere Leser werden nun verstehen, was die Absicht des Herrn Belani ist. Damit Schillers Werke endlich anfangen populärer zu werden, damit sie so viel gelesen werden, wie es ihre Schönheit erfordert — damit ihr Pathos und die Lyrik darin nicht mehr stören; damit die metrische gebundene Rede fernerhin die Leser nicht mehr abschrecke, und den Ausruf ihnen auspresse: das sind Verse, die lese ich nicht! Damit das Dramatische der Schiller'schen Dramen und die „überflüssige, bedeutungslose Worte“ des geschickten Dichters nicht mehr als Hinderniß zwischen ihm und der Nation stehen — erscheint Herr Belani als Schutzherr des verkannten Schillers. Er erbarmt sich seiner mit gerührtem menschenfreundlichen Herzen und dichtet seine verpfuschten Sachen um. Tritt näher deutsches Volk! Fernerhin verlangt man nicht mehr, daß du den Schiller im Schiller lesen sollst. Man verlangt nicht, daß du seine dramatischen Werke oder seine Verse lesen mußt. Hier siehe deinen Retter! Um nun aber die Wundertinctur kennen zu lernen, durch welche Meister Belani dem deutschen Volke den Schiller angenehmer machen wird, als er bisher gewesen ist, müssen wir seine Vorrede weiter lesen.

„Ich stellte mir, namentlich für dieses historische Schauspiel (andere Dramen erfordern vielleicht eine andere Behandlung), die Aufgaben:

- 1) das organische Leben der Dichtung nicht zu zerstören; also den Zusammenhang und selbst die Ordnung und den wesentlichen Inhalt der Scenen beizubehalten, soweit es die Form einer wohlgeordneten Erzählung gestattet;
- 2) diejenigen Theile der Conversation, die Erzählungen durch dramatische Personen enthalten, welche vorangehende Thatfachen oder mit der Handlung selbst in Verbindung stehende Ereignisse referiren, in eine Darstellung der Handlung selbst aufzulösen; diese damit lebendiger zur Anschauung zu bringen, indem zugleich dadurch die ermüdenden Längen des Dialogs abgeschnitten werden;
- 3) die Scenerie lebendiger zu schildern, als es der Dramatiker zur Noth für den Decorateur bedarf;
- 4) die Mimik und Plastik der Handlung durch Andeutungen oder Schilderungen zu ersetzen, die zwar der Schauspieler zu seiner Instruction

nicht bedarf, deren Anschauung aber dem nicht sehr phantasiereichen Leser nöthig ist, um ein lebensvolles Bild zu gewinnen;

5) ergänzend aus der Geschichte, der Gegend- und Sittenschilderung den Gefühlen und Gedanken der Handelnden zu liefern, was der Dialog im Drama, zumal bei dem Zweck für die Darstellung, nicht gestattet zu entfalten, soweit es nämlich zum Verständniß des historischen Theils oder der Charakteristik der Personen nothwendig ist;

6) in Rücksicht auf den Styl — im weitesten Sinne genommen — keine poetische Schönheit im Gedanken des Dichters zu unterdrücken,*) höchstens die für ein Lebensbild nicht geeignete Ueppigkeit der Lyrik zu beschneiden, jeden (!) Pathos und Wortschwall zu vermeiden; dagegen einfach und wahr jeden Aufschwung der Gefühle und jede gegebene Gedankenrichtung der Dichtung walten zu lassen. Unvermeidlich ist dabei das Zerstoren des Versmaßes.

„Die Kunst (!) dabei besteht nur darin: an die Stelle der schönen Verse eine nicht minder gefällige naturwahre Prosa zu setzen, die eben so leicht in der Rede fließt, und eben so bezeichnend und kräftig ausspricht, was der Dichter in seinen Versen sagen wollte.

„Die Aufgabe ist nicht leicht. — Wie sie gelungen ist, möge der Leser beurtheilen, indem er versuche das Buch laut vorzulesen. Finden sich Härten darin, so bin ich geschlagen. — — — **)

„Wenn daher diese Bearbeitung an Schillers Dichtung nichts Wesentliches zerstört, so kann nur von den Thaten die Rede sein. (!) Als solche aber erscheint zuerst die Schilderung des Vierwaldstättersees, so wie die der übrigen classischen Stellen in der Schweiz, worauf dieses Drama spielt. — Der Gesang des Fischerknaben, Hirten und Jägers, womit die erste Scene des Drama so idyllisch lieblich eröffnet wird, ist nicht naturwahr genug, (!) um so ohne Weiteres in die erzählende Form aufgenommen werden zu können; doch zu schön, um ihn wegzulassen; ***) ich verwob ihn daher in eine poetische Schilderung der Dertlichkeit, gleichsam als eine Phantasie des Dichters, einem halben Traumleben entquollen, aus welchem allmählig die ideale Unschuldswelt in die rauhere Wirklichkeit übergeht.“ —

Wir brauchen kaum noch ein Wort hinzuzufügen, um die ungeheuren Verdienste, welche sich Herr Belani durch sein Unternehmen, um die deutsche

*) Großmüthiger Mann!

***) Bescheidenheit ziert den Großen!

***) Wirklich?

Literatur erwarb, noch näher zu schildern. Es ist leicht, Gold mit Kupfer zu vermischen, jeder Goldschmied versteht sich darauf; es ist leicht, Wein mit Wasser zu vermengen, jeder Kneipenwirth versteht diese Kunst, aber ideale Unschuldswelt mit rauher Wirklichkeit zu paaren, das ist eine große Aufgabe, zu der es der genialen Kraft eines so seltenen Mannes bedarf, wie Herr Belani es ist, und um den Beweis zu geben, mit welcher wunderbaren Kraft dieses ausgeführt wurde, wollen wir hier das Pfluschwerk Schillers und die Meisterthat Belanis nebeneinanderstellen.

Rauhe Wirklichkeit.

Noch stand die Sonne hoch am westlichen Himmel, da flogen Wolken-schatten über den See und die Gegend dahin, so weit sie im Sonnenschein lagen. Hoch herab von den Gletschern hören wir ein dumpfes Krachen. Das war der Donner der Sturzlawinen im Hochgebirge. Aus der Hütte trat ein alter Mann hervor in damaliger Schweizertracht, doch mit über die Kniee herauf geschürzten Hosen, und lugte nach dem Wetter. Es war der alte wackere Schiffer Ruodi, der mit seinem verständigen Wesen den Leuten dort fast als ein Wetterprophet galt.

„He, Jenni,“ rief er dem unten im Rahne sich sorglos wiegenden Buben zu, „frisch auf! zieh' die Raue ein! — Hilf Peiland! was wird es geben? Der graue Thalvogt zieht herauf, das alte Nebelgespenst, Gott erbarme sich! der hohe Firn brüllt dumpf, der Mythenstein zieht die Haube über; kalt bläset der Wind aus dem Wetterloche. — Böse Anzeichen das! Ich meine, der Sturm wird losbrechen, ehe wir's denken!“ —

Indeß hatte der Senne mit seiner harmonisch läutenden Heerde sich von der hohen Matte herabgezogen in's Thal. Er selbst schritt gemächlich vor-auf, mit dem hölzernen Melknappf am Riemen auf der Schulter hangend; der treue Hirtenhund an seiner Seite; die schönste glatte Kuh von dunkelbrauner Farbe mit langen hängenden Wampfen und breiter, wolliger Stirn folgte seinen Schritten zunächst von allen, denn sie trug die größte der ballen-förmigen Kuhglocken am Halsbügel, deren tiefen Tönen die ganze Heerde zu folgen gewohnt war. Der Senne hirt, noch in kräftigen Jahren, mit einem schwarzen krausen Barte und

Ideale Unschuldswelt.

Hohes Felsenufer des Vierwaldstädter Sees, Schwyz gegenüber.

Der See macht eine Bucht ins Land, eine Hütte ist unweit dem Ufer, Fischertnabe fährt sich in einem Kahn. Ueber den See hinweg sieht man die grünen Matten, Dörfer und Höfe von Schwyz im hellen Sonnenschein liegen. Zur Linken des Zuschauers zeigen sich die Spitzen des Haken, mit Wolken umgeben; zur Rechten im fernem Hintergrunde sieht man die Eisgebirge. Noch ehe der Vorhang aufgeht, hört man den Kuhreihen und das harmonische Geläute der Heerdenglocken, welches sich auch bei eröffneter Scene noch fortsetzt.

Ruodi, der Fischer, kommt aus der Hütte.

Berni, der Jäger, steigt vom Felsen. Ruoni, der Hirt, kommt mit dem Melknappf auf der Schulter; Seppi, sein Handkubbe, folgt ihm.

Ruodi.

Mach' hurtig, Jenni. Zieh die Raue ein.
Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Firn,
Der Mythenstein zieht seine Haube an,

einem rauhen Ziegenfelle über die Schulter wild und malerisch geschmückt, hieß Kuoni, der in dieser ganzen Alpengegend wohl bekannt und gelitten war.

„Nun, Fährmann!“ rief er dem Fischer zu; „meine, 's wird heut mal Regen geben. Mein Wächter scharrt den Boden auf und frisst Gras.“

„Mein's auch so, Landsmann,“ sprach ein Gemsjäger, der mit seinem langen Stachelstock und einer tüchtigen Armbrust auf der Schulter von Beiden unbemerkt vom Felsen herabgestiegen war. „Hab's auch schon wahrgenommen, wenn die Fische springen und's Wasserhuhn untertaucht, ist's allemal oben nicht geheuer in der Luft. Was gilt's, ein tüchtiges Gewitter wird im Anzuge sein!“

„Seppi, lug!“ rief der Hirt dem hinter der Heerde hinschlendernden Buben zu; „daß das Vieh sich nicht verlaufe.“

„Dat nicht Noth, Meister!“ rief der Bube; „die braune Liesli kenn' ich am Geläut.“

„Na gut, Bübli, da fehlt keine mehr; die geht sonst am weitesten, das weiß ich.“

Der Jäger hatte indes mit freundlichen, behaglichen Blicken die Heerde gemustert.

„Schmuckes Vieh, Landsmann,“ sprach er darauf. „Euer eigenes?“

„So reich bin ich nicht,“ antwortete Kuoni geschmeichelt, als ob ihm selbst ein Lob gesagt sei. „Das ist mir zugezählt, Stück für Stück — gehört meinem gnädigen Herrn von Attinghausen.“

„Lug', wie schön steht der Kuh das Band am Hals!“ rief der Jäger.

„Ei ja; die weiß es aber auch, daß sie die Heerde führt. Nähme ich ihr's Band, so hörte sie auf zu fressen.“

„Seid wohl nicht gescheit, Senn,“ lachte der alte Fischer. „Solch unvernünftig Vieh!“

„Ist bald gesagt, Fährmann,“ entgegnete der Jäger im Tone des Nachsinnens. „Das liebe Vieh hat auch Vernunft. Das wissen wir Jägersleut' am besten, die wir Gemsen jagen. Solch ein Rudel dieser schnellen Thiere stellt seine Vorhut aus, eh' sie zu weiden geh'n; die spißt die Ohren, und wagt der Jäger, so pfeift sie hell, und busch ist die ganze Heerde davon.“

Und kalt her bläst es aus dem Wetterloch;

Der Sturm, ich mein, wird da sein, eh wir's denken.

Kuoni.
's kommt Regen, Fährmann. Meine Schafe freffen
Mit Begierde Gras, und Wächter scharrt die Erde.

Werni.
Die Fische springen, und das Wasserhuhn
Taucht unter. Ein Gewitter ist im Anzug.

Kuoni zum Buben.
Lug, Seppi, ob das Vieh sich nicht verlaufen?

Seppi.
Die braune Liesli kenn' ich am Geläut.

Kuoni.
So fehlt uns keine mehr, die geht am weitesten.

Kuodi.
Ihr habt ein schön Geläute, Meister Hirt.

Werni.
Und schmuckes Vieh. Ist's Euer eigenes, Landsmann?

Kuoni.
Bin nit so reich — 's ist meines gnädigen Herrn,
Des Attinghäusers, und mir zugezählt.

Kuodi.
Wie schön der Kuh das Band zu Halße steht.

Kuoni.
Das weiß sie auch, daß sie den Reichen führt,
und, nähm' ich ihr's, sie hörte auf zu freffen.

Kuodi.
Ihr seyd nicht klug! Ein unvernünft'ges Vieh —

Werni.
Ist bald gesagt. Das Thier hat auch Vernunft:

Das wissen wir, die wir die Gemsen jagen.
Die stellen klug, wo sie zur Weide gehn,
'ne Vorhut aus, die spißt das Ohr und warnet
Mit heller Pfeife, wenn der Jäger naht.

„Treibt Ihr's Vieh jetzt heim, Senn?“ fragte der Fischer gutmüthig den Hirten.

„Was soll's noch oben, Fährmann?“ entgegnete dieser; „die Alp ist abgeweidet.“

„Nun dann mit Gott, Senn; Glück zur Heimkehr!“

„Wünsch' ich Euch auch, Jägersmann; von Eurer Fahrt kehrt man nicht immer wieder heim.“

„Was ist denn das da?“ rief der Fischer und schaute nach einem nahen Felsensteige hinaus, der von Altzellen herführt. „Kommt ein Mann da gelaufen in voller Hast.“

„Das ist ja der Baumgart von Altzellen,“ bemerkte der Jäger verwundert.

„Um Gotteswillen, Fährmann, Euren Kahn!“ schrie der herbeistürzende Mensch — eine breite, kräftige Gestalt, aber jetzt entstellt durch die Flucht — mit fliegendem Haar, verworrenem Bart, schreckensbleichen, gespannten Zügen, ohne Mantel, Hauptbedeckung und Schwert. — —

Kuodi zum Hirten.

Treibt Ihr jetzt heim?

Kuoni.

Die Alp' ist abgeweidet.

Werni.

Glücksel'ge Heimkehr, Senn!

Kuoni.

Die wünsch' ich Euch.

Von Eurer Fahrt kehrt sich's nicht immer wieder.

Kuodi.

Doet kommt ein Mann in voller Hast gelaufen.

Werni.

Ich kenn' ihn, 's ist der Baumgart von Altzellen.

Konrad Baumgarten, athemlos herein-
stürzend.

Baumgarten.

Um Gotteswillen, Fährmann, Euren Kahn!

Ich glaube, unsere Leser haben genug an dieser Probe. Wir unsrerseits gestehen es unverholen, daß wir dieses Plagiat an unserem großen Dichter, dieses rücksichtslose Verballhorniren der edlen Einfachheit und der kräftigen Kürze eines Werkes, welches das Lieblingsseigenthum der deutschen Nation geworden ist, für eine unverschämte Beleidigung gegen dieselbe halten, für eine Frechheit, die eine empfindlichere Züchtigung verdient als diese Blätter dem Verfasser zu geben vermögen. Wo das Handwerk zu solchen Mitteln greift, da ist es Zeit, daß man dagegen ernstlich einschreitet. Vor wenigen Monaten verhandelten die Pariser Gerichte einen Prozeß, in welchem Victor Hugo einen Opernbuch-Verfasser verklagte, weil er eines seiner Werke zu einem Operntext benutzte. Das Gericht sprach dem Dichter der Notre Dame eine bedeutende Entschädigung zu. Was würde man in Frankreich zu Herrn Belani sagen?

Der deutsche Dichter hat kein Gericht, das seine Interessen vertheidigt. Darum muß die Nation zu Gerichte sitzen und ihren Bannstrahl gegen freche Eingriffe schleudern. Ihrem Urtheile übergeben wir den Verfasser dieser: Schillers Dramen in erzählender Form!!

+

+

Musikalische Charakteristiken.

Karl Maria von Weber.

Man würde das Verdienst eines Künstlers unrichtig beurtheilen, wenn man es allein nach seinen Werken bemessen wollte, ohne auf die Umstände Acht zu haben, unter denen er gelebt hat, ohne den Zweck, den er vor Augen hatte, und den Geschmack seiner Zeit zu berücksichtigen. Der Maler, der Tonkünstler, alle die bevorzugten Geister, welchen die Vorsehung, als sie das Licht der Welt erblickten, die unschätzbare Gabe der Erfindung verlieh, können von ihren Nachahmern erreicht, ja selbst übertroffen werden, durch eine größere Vollendung ihrer Arbeiten, durch kühne und glückliche Benützung der Kunstmittel; immer aber bleibt ihnen jener höhere Ruhm, welcher nur dem schöpferischen Talente zukommt. Mit Unrecht haben die enthusiastischen Anhänger einiger neuen Schule, in den jüngsten Zeiten sich gegen David erklärt. Der Grund weshalb wir David über die unmittelbar nach ihm folgenden Maler stellen müssen, ist kein anderer, als daß er der französischen Schule aus der Ausartung, in die der schlechte Geschmack der Zeiten sie geworfen, wieder emporgeholfen, daß er sie, durch eine gründliche Umwandlung, auf eine gedeihliche Bahn gebracht hat. Wie viele Componisten sind nicht in Rossini's Fußstapfen getreten, wie viele haben sich nicht des neuen Verfahrens bedient, womit er die Kunst bereichert hatte, und die Ideen sich anzueignen gestrebt, für die er den Ton angegeben! Durch die Fülle seiner Einbildungskraft, durch den Reichthum an Gedanken, worin er fast seines Gleichen nicht hat, steht Rossini bei Weitem höher als seine Nachahmer; nichtsdestoweniger finden sich unter den Werken derselben einige, die großes Glück gemacht haben würden, wenn man es hätte vergessen können, daß sie Erzeugnisse der Nachahmung sind.

In der Zukunft, wenn der Wechsel der Form, dem alle Künste und die Musik ganz besonders unterworfen sind, Rossini und seine Schule in Vergessenheit gebracht haben wird, wann die Menge den Schöpfer des Wilhelm Tell so wenig kennen wird, wie sie jetzt von dem der Armida und der Iphigenia weiß, dann werden diejenigen, denen die Geschichte der Kunst am Herzen liegt, ein genaues Studium daran setzen müssen, um das Originalwerk von der Nachahmung zu unterscheiden.

Um die Verdienste K. M. Weber's im rechten Lichte zu würdigen, müssen wir uns erinnern, daß er das Haupt der neuen dramatischen Schule ist, welcher die deutsche Oper ihr heutiges Gedeihen verdankt, und daß Marschner, Spohr nebst vielen andern nichts als Nachahmer seines Styles sind. Weber ist nach Mozart der erste deutsche Componist, der die Opernmusik in ihrer Form und in ihrem Geiste wesentlich verändert hat. Gleichwie Rossini, ist er den übrigen Tonkünstlern seiner Schule, — ich rede nicht von Meyerbeer, der immer für die italienischen und französischen Theater geschrieben hat, — überlegen geblieben, sowohl hinsichtlich des Gedankengehaltes seiner Werke, als wegen des von ihm begründeten Systems der Instrumentation. Allein, nehmen wir auch an, daß er in der Anwendung gleicher Mittel übertroffen wäre, so bleibt ihm doch immer, vor allen andern, der Ruhm, der Erfinder derselben zu sein.

Unter allen Künstlern der Gegenwart ist mir keiner bekannt, dessen Leben und Wirken ein größeres Interesse erweckte, als die Geschichte K. M. Weber's; nicht sowohl, weil dieselbe mit Ereignissen von allgemeiner Wichtigkeit in Berührung stände, als vielmehr wegen der inneren Bewegungen und Stürme, welche auf das seiner Natur nach reizbare Gemüth eines Künstlers heftiger wirken, als auf die Menschen der praktischen Welt.

Karl Maria von Weber ward bekanntlich zu Eutin, einem holsteinischen Städtchen, am 18ten November 1786 geboren. Sein Vater, ein ausgezeichnete Violinist, bemerkte die Anlage, welche der Knabe schon frühzeitig für die Musik an den Tag legte, und vernachlässigte nichts, sie auszubilden. Aber der junge Weber zeigte nicht allein für die Musik eine angeborene Neigung; er fühlte sich eben so sehr zur Malerei hingezogen, so daß man über die Laufbahn, der man ihn bestimmen sollte, in Zweifel war. Er schloß sich nicht näher an die Kinder seines Alters an, da die Gelegenheit dazu sich nicht darbot; denn die Familie lebte sehr zurückgezogen, und sah in ihrer Mitte nur eine geringe Anzahl Menschen, meist von ernstem Wesen, und fast alle durch irgend ein besonderes Talent ausgezeichnet. So lernte Weber in seiner Kindheit die Freuden nicht kennen, die man in jenen glücklichen Jahren zu genießen pflegt, oder richtiger gesagt, er hatte keine Kindheit. Genöthigt für sich allein zu leben, verschloß er

sich in sein Inneres, und bildete sich in der Phantasie eine Welt, in der er seine Beschäftigung und sein Glück suchte. Malerei und Musik waren zu gleicher Zeit die Gegenstände seiner Thätigkeit; er zeichnete, malte in Del und Aquarell, er fing sogar an, in der Kunst des Zeichnens einige Geschicklichkeit sich zu erwerben. Aber welchen Reiz auch diese Arbeiten anfangs für ihn hatten, mit welchem Eifer er auch sich ihnen hingeben wollte, dennoch trieb ihn eine täglich wachsende Neigung für die Musik, davon abzulassen; das Verlangen, sich ganz dieser Kunst zu widmen, gewann die Oberhand. Webers Vater wünschte nichts mehr, als dieser natürlichen Neigung die Hand zu leihen, aber er verstand es nicht, ihm eine strenge und methodische Anleitung zu geben. Zufällige Umstände, vielleicht auch Veränderlichkeit und Laune ließen ihn seinen Wohnort häufig wechseln, und die Folge davon war, daß sein Sohn immer neuen Lehrmeistern übergeben ward. Auf diese Weise mußte in seine Studien eine große Unsicherheit kommen, denn nicht selten verdammt ein Lehrer die Grundsätze, welche sein Vorgänger dem Knaben eingepflanzt hatte. Aber gerade der Widerspruch einer Methode gegen die andere spornte den jungen Schüler früh an, sich eigenem Nachdenken zu überlassen. Er wollte wissen, warum die Einen verwarfen, was den Andern gut schien, und woher es käme, daß man nicht allgemein über die Grundprincipien der Kunst einverstanden wäre. Eine jede Frage suchte er durch eigenes Urtheil zu entscheiden; er stellte Vergleichen an, hielt die widersprechenden Ansichten, die man ihm fast zu gleicher Zeit vorlegte, gegen einander, und so gelang es ihm, sich eine Reihe natürlicher Grundsätze zur Theorie der Musik zu bilden. Von der Art war Webers erste Erziehung; freilich war sie nicht eben förderlich; sie würde bei jeder andern, minder sichern Natur schlagelassen sein. Das Schwanken, die Unentschiedenheit, worin er durch den Widerstreit der Lehren, die man ihm beibrachte, lange Zeit gehalten wurde, hätte ihn allerdings irre führen können, aber die seltene Organisation seiner geistigen Natur bewahrte ihn vor dieser Gefahr. Wohl aber ist Grund vorhanden, zu glauben, daß die hastige Beschäftigung, der er sich überließ, den Reim zu körperlichen Uebeln legte, die seinem Leben ein so frühes Ziel setzten.

Auf dem Clavier hatte Weber zum ersten Lehrer Hauschkel von Hildburghausen, einen vortrefflichen Mann, der zwar keine glänzende Ausführung besaß, den aber ein gesunder Geschmack von dem kleinlichen Charlatanismus freihielt, welchem oft große Meister sich nicht entziehen können. Er legte in seinen Zögling den Grund zu einem charakteristischen und kraftvollen Vortrage. Vor Allem bemühte er sich, ihm für beide Hände eine gleiche Fertigkeit zu geben, und Weber gestand in späterer Zeit gern ein-

daß er diesem einfachen und verständigen Musiker alle Geschicklichkeit verdanke, die er auf dem Clavier besaß. Die stufenweise Ausbildung seines Talentes ließ bald in ihm den Wunsch rege werden, sich mit den Regeln der Composition bekannt zu machen; und er ging seinen Vater an, ihm einen Lehrer zu geben, der im Stande wäre, ihn in diesen höheren Theil der Kunst einzuweihen. Der gelehrte Musikner, Michael Haydn, ein Bruder des berühmten Verfassers der vier Jahreszeiten, schien der Mann zu sein, dessen man für diesen Endzweck bedurste; und so ward der junge Kunstbessene nach Salzburg gebracht, um unter ihm zu studieren. Voll Eifer für die erwählte Kunst, und von tiefer Achtung gegen seinen Lehrer erfüllt, machte Weber alle möglichen Anstrengungen, um aus dem Unterrichte, dessen Werth er vollkommen zu würdigen wußte, den größten Nutzen zu ziehen. Aber der kenntnißreiche Michael Haydn war doch nicht der Mann dazu, um die Wissenschaft angenehm zu machen; schon bejahrt und von strengem, barschem Aeußern, ermangelte er jener Eigenschaften, welche dem Jünglinge Zuneigung und Vertrauen einflößen; und trotz dem ausgedehnten Wissen seines Meisters, zog Weber nur geringen Gewinn aus diesem Unterrichte. Um die nämliche Zeit ließ sein Vater, um ihn in seinen Studien zu ermuthigen, seine ersten Versuche, sechs kleine Fugen, durch den Druck veröffentlichen. Es geschah dies im Jahr 1798, und die musikalische Zeitung stattete einen günstigen Bericht darüber ab. Diese kleinen Fugen, in denen man freilich all die Trockenheit starrer Schulregeln bemerkt, zeichnen sich nichtsdestoweniger durch eine Reinheit aus, die zu den günstigsten Hoffnungen berechtigte.

Aber trotz der Freude, welche dieser erste Erfolg ihm bereitete, würde Weber vielleicht der Musik überdrüssig geworden sein, — so abstoßend wirkte auf ihn die übermäßige Strenge des alten Kapellmeisters von Salzburg, — wenn sein Vater, um dieser Gefahr vorzubeugen, ihn nicht, gegen Ende des Jahres 1798 nach München geschickt hätte. Sobald er daselbst angekommen war, nahm er Gesangunterricht bei einem Italiener, Namens Valesi, und übergab sich, für das Studium der Composition, der Leitung Kalchers, eines Mannes von grünlichen Kenntnissen, der es nicht verschmähet, die Wissenschaft dem jugendlichen Verstande zugänglich zu machen, und der, so viel an ihm lag, das Wohlwollen und Zutrauen unterhielt, welche zwischen dem gereiften Manne und dem Knaben, zwischen Lehrer und Schüler so nothwendig sind. Der einsichtsvollen und sorgfältigen Unterweisung dieses Lehrers verdankt Weber, wie er selber sagt, die gründliche Kenntniß des Tonsatzes und die Kunst, die allgemeinen Vorschriften zur Anwendung zu bringen. Es ist bekannt, wie zu einer Zeit, wo man in Frankreich der leichten Literatur, der leichten Malerei und der leichten

Musik huldigte, das heißt zu einer Zeit wo die Geringschätzung alles Wissens als das Merkmal eines unabhängigen Geistes galt, wie damals junge Componisten sich als Gegner aller Wissenschaft aufthaten, und die Namen Weber und Beethoven auf ihre Papiere schrieben; Herr Berlioz, dem es an einer guten musikalischen Bildung gebricht, wovon man sich durch eine bloße Ansicht seiner Werke überzeugen kann, giebt sich die Miene, alle diejenigen, welche die Musik ernstlich studieren, mit Mitleiden anzusehen; er scheint sogar die Ueberzeugung zu hegen, daß talentbegabte Männer nichts von außen her bedürfen. Wenn uns unser Gedächtniß nicht trügt, so hat Herr Berlioz, der sich an die Spitze der leichten Tonkünstler gestellt hat, obgleich er so schwere Partituren schreibt, daß man sie meistens gar nicht begreift, sich ebenfalls, wie Weber und Beethoven, für unabhängig erklärt, indem er ohne Zweifel der Meinung war, daß diese beiden Meister, als Neuerer der Tonkunst, gleich ihm aller Regeln und derjenigen welche sie befolgen, gespottet haben. Was Webern betrifft, so war er hierin so wenig der Ansicht des Herrn Berlioz, daß er vielmehr ausdrücklich sagt, die Gesetze des Tonsatzes müssen dem Musiker so vertraut sein, wie dem Schriftsteller die Regeln der Grammatik, aus dem einfachen Grunde, weil es gar kein anderes Mittel gebe, um dem Zuhörer seine Gedanken auf klare und verständliche Weise vorzutragen. Demnach darf man sich also nicht wundern, wenn Herrn Berlioz's Gedanken sich auf eine so wenig einleuchtende Weise darstellen.

Weber benutzte mit seltener Beharrlichkeit den Unterricht Kälchers; schon fing der Sinn für dramatische Musik an, sich in ihm zu entwickeln. Unter den Augen seines Meisters componirte er eine Oper: Die Macht der Liebe und des Weines, eine Messe, verschiedene Sonaten und Variationen für das Clavier, ferner Trios für die Violine; auch setzte er um dieselbe Zeit, Lieder in Musik, welche er jedoch den Flammen überlieferte. Damals wandte er sich auch der Zeichenkunst wieder zu, welche er seit langer Zeit hatte liegen lassen. Die ersten Versuche der Steinschneidekunst waren eben bekannt geworden. Angelockt durch diese sinnreiche Erfindung, fühlte er in sich eine Neigung für diese Kunst erwachen, die er sehr geliebt hatte. Auch begreift man leicht, daß die ungeduldige Thätigkeit eines jungen Kopfes begierig nach allem Neuen greift. Weber kam auf den Gedanken, der Nebenbuhler des Entdeckers der Lithographie zu werden; er verschaffte sich die notwendigen Werkzeuge, und setzte sich eifrig an die Arbeit. Seine großen Anlagen für die Zeichenkunst, welche ihn lange Zeit zwischen der Malerei und der Musik hatten schwanken lassen, erwachten wie mit einem Schlage, und er machte reißende Fortschritte in der neuen Beschäftigung. Und wirklich kam er zu glücklichem Erfolg, er fand ein leicht-

teres Verfahren, es gelang ihm eine bessere Druckmaschine zu verfertigen, und so weit trieb ihn der Enthusiasmus, daß er sich eine Zeitlang für den Erfinder des ganzen Systems hielt. Er überließ sich dieser Täuschung, und ganz erfüllt von dem Gedanken, seine Erfindung zu vervollkommen, brachte er es bei seinem Vater dahin, nach Freiberg gehen zu dürfen, wo er die zur Lithographie tauglichen Steine leichter bekommen konnte. Aber diese Anfangs so lebhafteste Leidenschaft war von kurzer Dauer; trotz des Gelingens seiner Versuche, verlor er die Lust an seiner neuen Beschäftigung. Das Mechanische dieser Arbeit, die Furcht seiner inneren Blüthe dadurch Eintrag zu thun, bewogen ihn, dieselbe aufzugeben. Es ist schwer zu sagen, ob die Kunst im Allgemeinen dabei betheiliget war, daß er die musikalischen Studien wieder aufnahm; denn wenn wir den Freischütz und den Oberon entbehren müßten, so hätten wir ohne Zweifel einige schöne Gemälde dafür zum Ersatz bekommen. Indessen, da es feststeht, daß man das Gewisse immer dem Ungewissen vorziehen muß, so haben wir Ursache, uns über Webers Entschluß Glück zu wünschen.

Sobald Weber sich entschieden hatte, die Steingrabekunst ihrem Schicksal zu überlassen, widmete er sich wieder der Musik, mit jenem Gefühl der Schaam und Ergebung gegen eine Herrin, zu der man zurückkehrt, um die Schuld der Untreue abzubüßen. Er verdoppelte seinen Eifer und seine Ausdauer. Sein erstes Unternehmen war, eine von dem Herrn von Steinsberg geschriebene Oper, das Waldmädchen, in Musik zu setzen. Dies Stück wurde im November des Jahres 1800 zum erstenmale gegeben. Weber war damals vierzehn Jahre alt. Der Erfolg des Stückes übertraf bei Weitem die Erwartungen des jungen Componisten, denn es wurde vierzehn Mal in Wien aufgeführt, ins Böhmische übertragen, und zuletzt auch auf dem Kaiserlichen Hof-Theater zu St. Petersburg gespielt. Zwischen dem Waldmädchen und Webers dritter Oper, Peter Scholl und seine Nachbarn, welche im folgenden Jahre geschrieben wurde, liegt eine bemerkenswerthe Veränderung des Styles.

Eine in der musikalischen Zeitung befindliche Kritik, worin man die Compositionen der großen Meister im Einzelnen analysirte, hatte Webern bewogen, einen andern Weg einzuschlagen. Diese Thatsache ist ein neuer Beweis, für die Unbeständigkeit seines Charakters und für den Eifer, womit er alles Neue ergriff. In Salzburg, wohin ihn Familienverhältnisse gerufen hatten, componirte Weber den Peter Scholl, welcher zuerst in Augsburg, im Jahre 1801, zur Aufführung kam. Doch machte diese Oper kein großes Glück, obschon der alte Michael Haydn, der endlich die seltenen Anlagen eines, noch vor wenig Jahren von ihm so streng getadelten Schülers anerkannte, dem Werthe der neuen Composition öffentlich Gerech-

tigkeit hatte widerfahren lassen; der Brief nämlich, welchen er an den jungen Künstler gerichtet hatte, ward in die Zeitblätter eingerückt, — ein sonderbares, aber echt deutsches Verfahren, wofür Weber um so größere Dankbarkeit zollte, als er sich von seinem ehemaligen Lehrmeister nichts der Art versehen hatte.

Abermals ward Weber von Unentschlossenheit befallen, auf einer Reise, die er 1802 mit seinem Vater unternahm. In Leipzig machte er die Bekanntschaft eines Arztes, der sich ein Geschäft daraus machte, an Allem zu zweifeln, und der mit seinen unseligen Ideen leider nur einen zu tiefen Einfluß auf den jungen Künstler ausübte. Weber verlor alles Vertrauen in seine Studien und Arbeiten, der Muth verging ihm, sowohl wenn er die Mittel als wenn er das Ziel bedachte. In dieser Stimmung wollte er eine Laufbahn nicht länger verfolgen, die ihm doch von der Natur vorgezeichnet zu sein schien, bevor er nicht all sein Wissen einer sorgfältigen Prüfung unterworfen, und die letzten Gründe und Ursachen sich klar gemacht hätte. Diese verderbliche Richtung hätte seine Ausbildung stören, seine geistige Kraft vernichten können, wenn sein Vater ihn nicht von dem gefährlichen Freunde entfernt und nach Wien geführt hätte. An dem neuen Aufenthaltsorte gewann Weber die zu seinen Arbeiten erforderliche Ruhe wieder. Uebrigens bot ihm Wien, welches er zum erstenmale sah, zu viel Zerstreuung, um noch länger an den Leipziger Arzt zu denken. Seine Unerfahrenheit ließ ihn Wien für die Hauptstadt Europa's ansehen; nur wenn man nach Wien komme, rief er aus, könne man sagen, daß man in die Welt eingetreten sei. Etwas Wahres lag dem Enthusiasmus des Jünglings zum Grunde. Freilich war Wien nichts als die Hauptstadt von Oesterreich, die Mitte eines großen, aber damals überwundenen Landes; allein Wien war die Stadt der Musik. In Italien gab es keine Musik mehr, in Frankreich war sie noch nicht erwacht; das Reich der Musik war Deutschland, und nirgends in diesen ausgedehnten Landen stand sie in solcher Blüthe wie in Wien. Die große Zahl ausgezeichneteter Männer, die dort versammelt waren, unter ihnen der weltberühmte Haydn, der Erzvater der deutschen Tonkunst, und der Abt Vogler, ein Mann von seltener Einsicht und ausgebildetem Wissen, boten ihm die kostbare Gelegenheit dar, sich jene edlere Bildung zu erwerben, welche man aus dem Umgange erleuchteter Männer schöpft. Weber versäumte nicht, sie aufzusuchen. Er schloß sich vorzugsweise dem Abt Vogler an, einem der gelehrtesten Musiker Deutschlands, und wurde zugleich mit Meyerbeer sein Schüler; mit letzterem trat er in ein enges Freundschaftsverhältniß. Die Unterweisung eines erfahrenen Lehrers befreite Webers völlig von allen Vorurtheilen, die in sein unruhiges und unänderliches Gemüth Eingang gefunden hatten. Zwei Jahre lang verlegte er

sich ausschließlich auf das Studium des Tonjahres; er las die Werke der großen Meister und bestrebte sich, durch eine besonnene Analyse ihrer Compositionen, ihre Methode sich anzueignen. Während dieser zwei Jahre gab er nichts heraus, mit Ausnahme zweier Werke ohne Bedeutung, die nur für's Clavier geschrieben waren.

Die Stelle eines Musikdirectors war in Breslau erledigt worden; sie wurde Webern angeboten, der, in Betracht daß seine Studien bei dem gelehrten Abt vollendet waren, kein Bedenken trug, sie anzunehmen. Ein neues Leben ging für ihn auf; zwar ein mühevolleres, aber er verdankte den Geschäften seines Amtes doch den Erwerb vielfacher Kenntnisse, die ihm später von großem Nutzen waren. Im Verlauf kurzer Zeit hatte er ein Orchester und Chöre ganz neu einzurichten, Stücke für Instrumentalmusik zu schreiben, und bei den häufigen Proben, die ihm untergebenen Musiker zu leiten. Diese praktische Bildungsschule, welche einer großen Zahl von Tonsetzern mangelt, verlieh ihm eine tiefe Einsicht in die Wirkung des Orchesters, in deren Anwendung er in seinen letzten Arbeiten so weit gegangen ist. Die vielfachen Geschäfte erlaubten ihm nicht, auf neue Schöpfungen, durch die er seinen Ruhm hätte vermehren mögen, allen Fleiß zu verwenden; er hielt es für wichtiger, seine Stellung zu benutzen, um in der kürzesten Zeit eine Masse von Kenntnissen zu sammeln, die eben so nothwendig als, unter andern Umständen, schwer zu erlangen sind. Indeß brachte er zu dieser Zeit den größten Theil einer Oper, *Rübezahl*, zu Stande, die er später unter einem fremden Namen aufführen ließ.

Weber behielt seinen Platz als Musikdirector zu Breslau nicht lange. Der Krieg in Preußen, welcher die Existenz vieler Künstler gefährdete, nöthigte ihn im Jahr 1806 sich zurückzuziehen, und die Einladung des Herzogs Eugen von Württemberg anzunehmen, als Director der Hauskapelle sich an seinen Hof in Schlesien zu begeben. In dieser neuen Stellung konnte Weber mit größerer Freiheit über seine Zeit verfügen, und er fand Muße, um zwei Symphonien, mehrere Cantaten und verschiedene Stücke für Instrumentalmusik zu componiren. Aber die politischen Ereignisse ließen ihn nicht im friedlichen Genuße dieser günstigen Lage. Abermals drang der Krieg in seine Nähe; das schöne Theater, die prächtige Kapelle des Fürsten wurden geschlossen, und Weber sah sich genöthigt, seine Entlassung zu nehmen. Man kann sich die Verlegenheit vorstellen, in der er sich befand, da er nicht wußte, wohin er sich wenden sollte, um Arbeit für sein Talent zu finden. Einen Augenblick hegte er den Gedanken, Deutschland zu durchwandern, und in jeder einigermaßen bedeutenden Stadt Concerte zu geben; aber der unglückliche Zustand des Vaterlandes konnte ihn wenig zu diesem Vorhaben ermutigen. Es blieb ihm keine andere Wahl übrig, als einstweilen Musiklehrer zu

werden. Er entschloß sich dazu, und nahm seinen Wohnsitz in Stuttgart bei dem Herzoge Ludwig von Württemberg. Freilich war die Stellung als Musikmeister in einer Stadt zweiten Ranges dem Geiste eines Weber nicht angemessen, ebensowenig entsprach sie dem Ruhme, den er bereits erlangt hatte; aber er befand sich in einer jener Lebenslagen, wo uns keine Wahl übrig bleibt. Während seines Aufenthaltes zu Stuttgart beschäftigte sich Weber vorzugsweise mit Instrumentalcomposition; er überarbeitete nochmals seine Oper: Das Waldmädchen, und richtete sie für einen andern Text, unter dem Titel: *Silvane*, ein. Auch setzte er die Partitur eines Stückes, welches unter dem Namen: *Der erste Ton* bekannt ist.

Um's Jahr 1810, als die Zeitumstände eine günstige Wendung genommen hatten, beschloß Weber die musikalische Reise zu unternehmen, zu der er vor seiner Uebersiedelung nach Stuttgart den Plan gefaßt hatte. Er durchzog nacheinander die verschiedenen Theile von Deutschland, ließ seine Instrumentalstücke hören, gab Proben von seinen Opern und spielte mit bewundernswürdigem Talent seine herrlichen Sätze für's Klavier. Erst seit dieser Zeit wurde er bekannt und nach Gebühr gewürdigt. Bis dahin war Weber nichts weiter, als ein ausgezeichnete Schüler des Abts Bogler und der namenlose Kapellmeister eines Württembergischen Fürsten gewesen; von jetzt an ward er den ersten Künstlern Deutschlands beigezählt. Die bereitwillige Aufnahme, welche seine Produktionen fanden, die achtungsvolle Aufmerksamkeit, mit der man ihn hörte, waren der verdiente Lohn seiner Bemühungen. Trotz der Schwierigkeiten, welche die politischen Begebenheiten ihm in den Weg legten, trotz der Hindernisse, welche ihm einige neidische Seelen bereiteten, belebte dieser glückliche Erfolg alle seine Geisteskräfte, und flößte ihm Lust und Begeisterung für seine Kunst ein. Während der Zeit, in welche seine erste Reise fällt, wurden Weber's Opern und Concerte in Frankfurt, München, Wien und Berlin gegeben. In Wien verweilte er länger als in den andern Städten, um einige Zeit dem Umgange mit dem Abt Bogler widmen zu können; denn von allen seinen Lehrern hatte er für diesen die größte Anhänglichkeit bewahrt. Meyerbeer und Gansbacher, seine ehemaligen Mitschüler, empfangen damals noch den Unterricht des trefflichen Meisters; Weber konnte dem Wunsche nicht widerstehen, die Freundschaft zu erneuern, welche ihn mit denselben verband. Da ihr Verhältniß auf innere Uebereinstimmung, auf gleiches Bestreben für die Kunst gegründet war, erlitt es niemals die mindeste Störung. Nur Eins konnte Weber in der Folge Meyerbeeren schwer verzeihen, nämlich, wie er es nannte, seinen Verrath an der deutschen Musik. Von der Ueberzeugung geleitet, daß der italienische Styl für die Opernmusik am besten passe, hatte Meyerbeer die strengen Vor-

schriften des gelehrten Abts Vogler verlassen, und war den glänzenden Fußtapfen Rossini's nachgegangen, dessen Ruhm eben damals im Aufblühen war. Dieser Abfall verursachte Webern wahrhaften Kummer, den er auch seinem Mitschüler gar nicht verbarg; vielmehr that er alles Mögliche, um ihn auf die Bahn zurückzuführen, die ihm die einzig richtige zu sein schien. So oft ihm eine neue italienische Partitur Meyerbeer's in die Hände fiel, suchte er Spuren der Rückkehr zu besseren Grundsätzen darin auf, und wenn er keine fand, versammelte er seine Freunde bei sich, um, wie er sagte, über die Verirrungen des Ueberläufers zu klagen. Jedoch muß man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er alle Sorgfalt anwandte, um Meyerbeer's Partituren in den Städten, wo er die Leitung des Orchesters hatte, auf's Beste auszuführen. Obgleich er innerlich den Meyerbeer'schen Styl verdamnte, ließ er sich doch keine Mühe gereuen, der Ausführung seiner Stücke die größte Vollkommenheit zu geben. Wenn man eine so edle Handlungsweise bedenkt, kann man Webern keinen Vorwurf daraus machen, daß er eine, wenn auch ungegründete, Abneigung gegen eine Schule empfand, welche so viele berühmte Künstler, so viele herrliche Werke hervorgebracht hat. Meyerbeer selbst ließ es sich nicht einfallen, ihn deshalb anzuklagen, denn er war überzeugt, daß die übertriebene Strenge seines Richters einzig und allein in dem Kunstsinne, in dem unveräußerlichen Gefühl eines wahren Tondichters ihren Grund habe.

Von Wien begab sich Weber nach Darmstadt, wo er seine Oper: Abdul Assan schrieb. Dieses Werk enthält vortreffliche Stücke; man wird darin einen bedeutenden Fortschritt für die Theatermusik gewahr; man nahm es mit Beifall auf, ohne jedoch den Werth desselben recht zu schätzen. Weber ward dadurch etwas entmuthigt, und während einiger Zeit erschienen keine neuen Compositionen von ihm. Im Jahr 1813 wurde er nach Prag berufen, um die Oper zu dirigiren; er verweilte daselbst drei Jahre, fast ausschließlich mit der Leitung des dortigen Theaters beschäftigt. Denn mancherlei Arbeiten, die sein neues Amt erforderte, verhinderten ihn an solchen Unternehmungen, durch die sein Name als Componist hätte gewinnen können. Er stand seinen Amtspflichten mit jener bewundernswürdigen Gewissenhaftigkeit vor, welche die Deutschen in allen Dingen bewahren. Er gab der ihm anvertrauten Anstalt eine völlig neue Grundlage, führte in allen Geschäftszweigen eine Ordnung ein, die vor ihm dort unbekannt war; und nachdem er Alles so in Stand gesetzt hatte, daß auch ein Anderer der Erhaltung und ferneren Leitung Genüge thun mochte, besann er sich nicht, seine Entlassung einzureichen, um sich gänzlich der Ausübung einer Kunst zu widmen, für die er das Gefühl eines hohen Berufes in sich trug. Seine merkwürdigste Composition, welche in die Zeit seines Prager Aufenthalts

fällt, war eine Cantate, welche den Titel: Kampf und Sieg trägt. Seit 1816, um welche Zeit er Prag verließ, bis zum Jahre 1821, wo er seinen bleibenden Wohnsitz in Dresden aufschlug, hatte Weber keine stehende Beschäftigung; er machte Reisen und ließ sich in Concerten hören; aber vor allem arbeitete er in der Stille an jenen großartigen Kunstschöpfungen, welche seinen Ruhm auf die Dauer begründeten. —

Die zweite Periode von C. M. Weber's Leben, die wir vor uns haben, zeichnet sich durch einen mindern Grad von Arbeitsamkeit und weniger reichhaltigem Stoff von Begebenheiten aus. Wir erblicken den Künstler nicht mehr wie vorhin, der Musik mit einem Male Lebewohl sagend und sich der Malerei in die Arme werfend, um von dieser in der Zukunft Ruhm und zeitliche Glücksgüter zu erhalten, und bald nachher mit ähnlicher Leichtigkeit zu seinen Partituren zurückzukehren; er ist von nun an mit seiner Bestimmung im Reinen, und schreitet muthig dem Ziele entgegen. Was indessen dem letzten Theil seiner Lebensbeschreibung an Interesse in Hinsicht auf Abenteuerlichkeit abgeht, wird reichlich durch das vergütet, was auf sein musikalisches Genie Bezug hat, denn wir sehen ihn von nun an seine größten Meisterwerke schaffen und zu Tage fördern. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der Freischütz das Resultat einer ganzen Folge von Bemerkungen ist, und daß Weber sich lange vorher mit dem Gedanken an ein ganz neues Instrumentirungssystem herumgetragen haben muß, sowie er ihn in jener Arbeit kund that. Was ihm früher zu fehlen schien, war lediglich eine feste Stellung und ein sorgenfreier Geist, um sich mit Herz und Seele auf die Erfüllung seiner Lieblingsprojekte legen zu können.

Das ihm gemachte Anerbieten zur Gründung einer deutschen Oper in Dresden lächelte ihn genug an, um von ihm angenommen zu werden, zumal da man ihm zugleich Hoffnung machte, die Stelle eines Hofkapellmeisters mit der eines Theaterdirectors zu vereinigen. Er begab sich zu Anfange des Jahres 1821 dahin, um sein Amt anzutreten, und machte sich mit vollem Eifer an die ihm obliegende Arbeit, sah aber bald genug ein, daß er sich keine geringe Last aufgeladen hatte. Ihm blieb noch Alles zu thun und anzuschaffen. Schauspieler, Choristen und Musikanten fürs Orchester mußten engagirt, und sogar die Anordnungen zum Aufführen der Stücke und für ein ganz seiner Wahl überlassenes Repertorium noch gemacht werden. Weber handelte hier, wie er damals zu Prag gethan, als er dem dortigen Theater seinen längst eingebüßten Wohlstand wieder gab; mit unglaublichem, ihm ganz eigenen Diensteifer wußte er die Menge Einzelheiten, deren es noth that, herbeizuschaffen, und bald war die Oper in Dresden im Stande, Dinge zu leisten, wie man sie nur unter der verständigsten Leitung zu erwarten vermochte. Sobald seine Pflichten, deren

Gebiet sein deutscher Biederfönn bedeutend ausgedehnt hatte, es ihm gestatten wollten, ließ er das Theaterwesen seinen von ihm gebahnten Weg fortschreiten, um sich selbst ganz dem Dämon der Musik, dem er sich auf immer und unwiderruflich verschrieben hatte, hinzugeben.

So geschah es denn auch in Dresden, zu einer Zeit, als Weber mit der ganzen Sorgenlast für die Leitung des dortigen Theaters beladen war, daß er die großartige Composition: der Freischütz, welche, nachdem sie ihm während seines Lebens nicht weniger heftige Widersacher als enthusiastische Freunde zugezogen hatte, bis auf den heutigen Tag den solidesten Grund zu seinem unsterblichen Ruhm gelegt, unternommen und vollständig durchgeführt hat. Er war so glücklich, in dem Texte dieser Oper einen Gegenstand zu finden, dessen mystischer Anstrich seinen eigenen Ideen ganz besonders zusagte, und seinen genialen Begriffen ein weites Feld eröffnete, wie er's sich nur wünschen konnte. Es gibt wenig Opern, deren Musik sich den Worten so genau anschließt; man sollte meinen, sie wären beide für einander geschaffen und so mit einander verwebt, daß man sie in dem Gedanken nicht von einander zu trennen vermag. Die Elemente der Tonkunst sind an und für sich überaus in's Wilde schweifend; man kann im Allgemeinen nicht leicht behaupten, diese oder jene Musik ist diesem oder jenem Texte eigen und könnte mit keinem andern verwechselt werden. Der Beweis hierzu ist, daß bisweilen zwei Componisten für den nämlichen Text die Noten gesetzt, und jeder für sich eine vortreffliche Arbeit geliefert haben. Die Musik des Freischützen hingegen ist so innig mit dem Gegenstand des Stückes verwoben, daß man sich keinen Begriff davon machen kann, man könnte ihr einen andern unterschieben; sie enthält eine unzählige Menge von Instrumental-Combinationen, deren jede als ein gefundener Schatz gelten kann, und da man Deutscher sein muß, um für Schönheiten dieser Gattung den rechten Sinn zu haben, so folgt daraus, daß diese Musik nirgends, als jenseits des Rheines nach Würde geschätzt werden kann.

Nachdem Weber seine Partitur zu Ende gebracht hatte, sah er wohl die Nothwendigkeit ein, daß er, um sie gehörig auszuführen, zu größeren Künstlern, als die an seinem kleinen Dresdener Theater, seine Zuflucht nehmen müsse. Er begab sich mit seiner Arbeit nach Berlin, und in dieser Stadt war es, daß sie im Jahr 1822 für's Erstmal gegeben wurde. Der Beifall war vom ersten Augenblick an entschieden, und der Name Weber, schon früher wegen mancher guten Compositionen vortheilhaft bekannt, ward von nun an einer der populärsten in ganz Deutschland. Ueberall spielte man den Freischütz und überall machte er den tiefsten Eindruck. Das Ausland ward bald von dem lebhaften Applaus erschüttert, welcher der Arbeit des Dresdener Tonkünstlers gezollt wurde, und mit der größten Eil-

fertigkeit sah man Uebersetzungen des Freischützen an's Licht treten. Dies war die erste Nachricht, die man in Europa von der Existenz einer deutschen National-Oper bekam; denn Mozart galt beinahe für einen Italiener. Als man gesehen hatte, wie Deutschland sich dem Reiz der italienischen Melodien und der französischen komischen Oper hingab, um den Partituren von jenseits der Alpen und des Rheines einen augenblicklichen Vorzug vor den einheimischen Musikprodukten einzuräumen, da war man voreilig genug, hieraus zu folgern, daß die Dramaturgie überhaupt ein Gegenstand sei, der in Deutschland nur äußerst selten bedeutende Resultate hervorgebracht habe und es nie zu einem populären Erfolg bringen dürfte. Die Ursachen für eine außerordentliche Fruchtbarkeit bestehen freilich dort nicht in eben dem Maße, wie in Frankreich oder gar in Italien. Die Deutschen, welche alles ihrem analytischen Geiste unterwerfen wollen, und, um zu genießen, des Raisonnements bedürfen, fordern vom Texte einer Oper, daß er irgend ein Interesse darbiete; da nun die Verfasser der Operntexte auf den Erlös der Vorstellung keinen Anspruch zu machen haben, so findet man natürlich wenig Leute dazu geneigt, um ganz unnützerweise ein Talent zu vergeuden, das ihnen anderwärts so vortheilhaft wuchert. Hat andererseits ein Musiker sich dazu verstanden, seine Arbeit an einen Text zu wagen, welcher das Probestück eines Neulings ist, oder Jemandes, der nichts dabei zu verlieren hat, so bringt er fast immer einem von der Menge unschätzbaren Kunstsystem ein Oper. Ueberdies darf man es fast allen deutschen Componisten zum Vorwurf machen, daß sie ganz ohne Rücksicht auf die besondern Stimmen ihre Musik niederschreiben, und dadurch die Aussicht auf einen guten Erfolg bedeutend einschränken. Erwägt man demnach alle Hindernisse, welche der deutschen Oper auf ihrem vaterländischen Boden im Wege stehen, so muß man über die Menge der Partituren erstaunen, welche jene Hindernisse besiegt haben. Es gibt deren in der That viele, die sehr geschätzt sind, und solche, die sich auf den Repertorien aller deutschen Schaubühnen in Concurrency mit den Erzeugnissen der verschiedenen italienischen Schulen, und zumal mit der französischen komischen Oper zu behaupten gewußt. Die Deutschen vernachlässigen sie keineswegs, nur äußern sie für fremde Opern jenes eifrige Streben, das von den Umständen herrührt, die sich in allen Ländern zu Gunsten von Erzeugnissen eines ausländischen Bodens kundthun, indem man zu befürchten scheint, man möchte sie nicht immer in seinem Bereiche haben. — Der Freischütz erregte den deutschen Kunststimm von neuem für ihre lyrische Nationalbühne, und bedeutete ganz Europa, wie wir bereits gesagt, daß die dramatische Tonkunst in Mozart's Vaterland nicht ausgestorben sei.

Herr Castil-Blase, der noch neulich mehre Rossinische Opern übersetzt

hatte, und es gar nicht zu verschmähen schien, sich beträchtliche Autorrechte auszahlen zu lassen für Werke, die er nicht verfaßt hatte, faßte den Entschluß, die deutsche Muse zu bearbeiten, nachdem er von der italienischen allen Nutzen gezogen, welchen er von letzterer erwarten zu dürfen glaubte. Er machte sich an eine Uebersetzung des Freischützen, und ließ ihn, *Robin des bois* getauft, im Jahre 1824 auf dem Odeontheater aufführen. Das französische Publikum sträubte sich anfangs etwas Weniges gegen die Neuerungen im Aufzuge des Weber'schen Genius, allein die unzähligen Schönheiten in der Partitur errangen endlich den Sieg, und zwar so, daß 150 fast ununterbrochene, auf einander folgende Vorstellungen die Zuhörerschaft des Odeon nicht zu ermüden vermochten. Man muß aber auch zugeben, daß Castil-Blase kein Mittel unversucht gelassen, ein solches Resultat zu erzielen. Als Redakteur einer sehr geistreichen und überaus geschätzten Musik-Chronik, für die das *Journal des Débats* volle 18 Jahre hindurch bereits seine Spalten offen gestellt hatte, wußte er mit vieler Gewandtheit seine Popularität als Kritiker zu benutzen, um seinen Uebersetzungen gut durchzuhelfen. Nachdem er Rossini und dessen Arbeiten bis zum Ermüden in den Himmel gehoben hatte, so lange er nämlich das Repertorium dieses berühmten Meisters benutzen konnte, warf er sich mit einem Male als dessen Gegner auf, um, sobald der Plan zur Uebersetzung des Freischützen in ihm reif war, Webern und den deutschen Styl an deren Stelle emporzuheben. In der Nähe beschaut, war die Spekulation gar nicht übel, und lohnte reichlich der Mühe, daß man mit sich selbst und Andern wegen ihrer Benützung in Widerspruch gerieth.

Die Partitur des Barbier von Sevilla, welche der Theaterprinzpal zu Rom Rossini um 1800 Franken abgekauft hatte, brachte Hrn. Castil-Blase vermittelst den Vorstellungen auf den Bühnen in Paris und in den Provinzen über 50,000 Franken ein, mit Einbegriff nämlich des Debits der Musik vom Barbier; so hat denn auch der einzige Jägerchor in *Robin des bois*, der mit den Worten: „*Chasseur diligent*“ anhebt, dem Uebersetzer mehr eingetragen, als unserm Weber seine ganze Partitur.

Weber's erste Arbeit nach dem Freischützen war *Preciosa*, für welches Schauspiel er die Ouvertüre, eine Melodram-Scene und Chöre schrieb. Er war Willens, sich sofort an eine andere imposante Arbeit zu machen, allein durch den Tod Schubert's, eines ausgezeichneten Musikers, der die Sorgen der Geschäftsführung am Dresdener Theater mit ihm getheilt hatte, wurden seine Beschäftigungen abermals vermehrt, und dies hinderte ihn an der Ausföhrung seines Vorsazes. Schon schmeichelte er sich damit, daß er eine erwünschte Gelegenheit gefunden habe, Gansbacher, inem seiner früheren Mitschüler, zu der durch Schubert's Ableben erledigten

Stelle eines Musikdirektors verhelfen zu können, und er entschloß sich, bei dem König von Sachsen für ihn darum anzuhaltend, da vernahm er zu seinem Leidwesen, daß Gansbacher den wichtigen Posten als Kapellmeister in der Hauptkirche zu Wien angenommen habe, wodurch Weber's Hoffnung abermals getäuscht wurde. Erst ein Jahr später, als ihm etwas mehr Muße vergönnt war, fertigigte er seine Partitur zur *Euryanthe*. Seine über die Maassen enthusiastischen Freunde thaten dadurch dem Gelingen dieser Oper Eintrag, indem sie ihr den Platz neben dem Freischützen einräumten, der jedoch weit geeigneter war, auf die Massen zu wirken und sie mit sich fortzureißen. Die drei ersten, von ihm selbst dirigirten Vorstellungen zu Wien wurden mit einem allgemeinen Enthusiasmus entgegen genommen; er wohnte der vierten Vorstellung in einer Loge bei, und so sehr er sich auch darin versteckt hatte, wurde er doch sobald erkannt und dreimal hervorgezogen; er sah sich genöthigt, aufzutreten und das Publikum zu grüßen. So ging es aber nicht an andern Orten zu; man fand da überall, daß die Wiener zu günstig über die *Euryanthe* geurtheilt hätten, und um dies wieder gut zu machen, affectirte man eine Kälte, die noch unbilliger war. Wien und Dresden blieben die einzigen Städte, wo die *Euryanthe* ohne Widerrede mit Beifall aufgenommen wurde.

Weber's Pflicht erheischte es, nach Dresden zurückzukommen, um daselbst das Einstudiren der *Olympia*, die bei Gelegenheit der Heirathsfeierlichkeiten des sächsischen Kronprinzen gegeben werden sollte, zu betreiben. Seine Abneigung gegen italienische Musik und Künstler trat bei diesem Umstande wieder merklich hervor. Spontini's *Olympia* war, trotz allen Schönheiten, welche sie auszeichnen, seinem Geschmacke noch nicht klassisch genug. Gerade zur nämlichen Zeit machte Meyerbeer's *Margaretha von Anjou* bei ihrer Aufführung in Italien sehr großes Aufsehen, und Weber, dessen Widerwillen gegen italienische Musik ganz aufrichtig aus dem Herzen kam, schrieb damals wie folgt: „Meyerbeer hat sich ganz nach Italien hingewendet, er vertieft sich täglich mehr in den Schlamm jenes elenden Geschmacks. Was ist nun aus unsern schönen Jugendträumen geworden, und welche herrliche Blüthe ist da wiederum im Aufkeimen zerknickt worden! Seine neue Opern: *Margaratha von Anjou* und *Esule di Gionata* haben in Italien Success erhalten; er ist beschäftigt mit der dritten Oper für den Carneval zu Venedig, und soll später nach Berlin kommen. Wird er uns wohl besuchen? Ich glaub's schwerlich; er scheut sich zu viel vor uns.“ — Wie dem auch sei, Weber ließ sich Alles daran gelegen sein, daß dieselbe Oper, *Margaretha von Anjou*, in der größten Vollkommenheit auf der Dresdener Bühne aufgeführt wurde, und man darf getrost behaupten, sie konnte bei den ihm zu Gebot gestandenen beschränkten

Mitteln unmöglich besser gegeben werden. Meyerbeer kam zu Besuch bei seinem alten Schulfreund, um ihm dafür zu danken, und Weber, der von Ränkesucht in Musik nichts wußte, empfing ihn mit offenen Armen. In einem zu jener Zeit geschriebenen Briefe, drückt er sich, wie folgt, aus: „Verwichenen Freitag hatte ich, zu meiner großen Freude, Meyerbeer bei mir; das heiß ich mir einen Tag voller Wonne, eine Reminiscenz aus der herrlichen alten Zeit, wo wir miteinander unter des ehrwürdigen Abts Bogler trefflicher Leitung Fugen setzten. Wir schieden erst spät in der Nacht von einander. Meyerbeer geht nach Triest, um seine Oper: *il Crociato* einstudiren zu lassen; ehe noch ein Jahr vergeht, wird er nach Berlin zurückkommen, wo er vielleicht eine deutsche Oper setzen wird. Gott gebe es; ich habe das Meinige gethan, es ihm aufs Gewissen zu legen.“

Abgesehen von seinen Vorurtheilen gegen die italienische Musik, war Weber ganz unparteiisch und sogar wohlwollend in seinen Beurtheilungen fremder Musiksezer unter seinen Zeitgenossen, die er gehörig zu schätzen wußte, indem er ihnen nicht nur Gerechtigkeit widerfahren ließ, sondern auch ihr Verdienst herausstrich. In diesem Wohlwollen, war nichts Erünsteltes, denn er war eben so offenherzig und aufrichtig im Tadel. Er sprach nie anders, als mit dem größten Enthusiasmus von Beethoven, obgleich er nicht ohne Verdruß an die sonderbaren Abschweifungen dieses Meisters in seinen letzten Tagen dachte, welche Abschweifungen er dem widernatürlichen Zustand zuschrieb, in welchen ein unabänderliches Schicksal (Beethoven war bekanntlich taub) ihn versetzt hatte, wodurch sein Genie sich von all Demjenigen isolirt befand, das er bei seinen Berührungen mit der Welt hätte benutzen können, und welches seinen erhabenen Geist zu monströsen Schöpfungen und Unbilden hintrieb. Als Weber sich zur Ausführung seiner *Euryanthe* nach Wien begab, stattete er bei Beethoven einen Besuch ab; diese Zusammenkunft nach so vieljähriger Abwesenheit, wirkte gewaltig auf Weber. Beethoven erkannte ihn sogleich nicht wieder, nachdem er ihn aber eine Weile lang aufmerksam betrachtet hatte, legte er ihm die Hände auf die Schultern, zog ihn zu sich hin, und nannte ihn bei seinem Namen.

Betrachtet man Weber während der noch übrigen Zeit seiner musikalischen Laufbahn, dann wird man in ihm leicht jenen wohlüberlegten Eifer, jene in sich verschlossene Wärme gewahr, die den Deutschen eigen ist, welche nicht in raschen Sprüngen vorwärts schreiten, und sich sogar bei der Ausführung der lebendigsten Gedanken nur durch einen anhaltenden, ausdauernden Fleiß kund thun. Wäre seine Zeit nicht so gar sehr in Anspruch genommen gewesen durch seine Berufsgeschäfte, welche ihm bei Weitem nicht so viele Muße für's Componiren übrig ließen, als man glauben sollte, und er

selbst es gewünscht hätte, so würde Weber sich selbst mit der Verfertigung von Texten zu Opern abgegeben haben; denn in allen seinen Discussionen über dramatische Poesie verräth er eine erstaunliche Gedankenfülle, und sein literarischer Nachlaß, so gering er auch an Umfang war, beweist hinlänglich, daß er Fähigkeiten genug besaß, um eine Oper mit dem schicklichen Text zu versehen. Man hörte ihn oft sich darüber beklagen, daß er diesen Vorsatz nicht in Ausführung bringen konnte.

Weber hatte fast gleichzeitig die Aufforderung erhalten, für London eine Oper zu schreiben und ebenso für Paris eine Opernpartitur zu setzen. Er entschied sich deshalb vorzugsweise für ersteres, weil er hoffte, dadurch in Stand gesetzt zu werden, den Grund zu einer dauerhaften Wohlhabenheit für seine Familie zu legen; denn seine 1800 Thaler Gehalt, die er zu Dresden bezog, reichten zwar hin, daß er behaglich leben konnte, es blieb aber nichts Gewisses davon für die Zukunft, und auf Vermehrung seiner diesseitigen Einkünfte hatte er keine Hoffnung. Er setzte sich demnach mit allem Eifer an seine Partitur von Oberon, die der Schauspiel-Director vom Covent-Garden ihm aufgetragen hatte. Zu gleicher Zeit lernte er die englische Sprache, nicht sowohl, als ob er deren für den gegenwärtigen Augenblick bedurft hätte, sondern des Nutzens halber, welchen diese Sprache ihm in der Folge für seine Arbeiten zu gewähren versprach. Sein Vorsatz war indessen, nicht mehr als Eine Oper für London zu setzen, und überhaupt nicht lange daselbst zu verweilen. Ueberlegt man nun, wie sehr sich dieser vortreffliche Mann angestrengt hat, mit welcher Ausdauer er arbeitete, und wie groß der innere Werth seiner Arbeit war, und erinnert man sich dabei an die Art, wie man ihn in London behandelt hat, und mit welcher Undankbarkeit er dort aufgenommen worden, so ist es einem unbegreiflich, wie die Engländer noch den Muth haben können, zu verlangen, daß ihre Generosität zum Sprichwort werde. Wiederholt war Weber genöthigt, in der Arbeit an seinem Oberon einzuhalten; er fühlte sich mit einer Heiserkeit behaftet, die ihm oft das Sprechen versagte, und von einem solchen Krampfhusten begleitet war, daß er eine Luftröhrenschwindsucht zu befürchten hatte. Seinem Versprechen gemäß sollte seine Partitur auf Ostern 1825 fertig sein, sie konnte es aber erst gegen November hin werden, und er verschob seine Abreise bis Anfangs 1826, um in London zu der Zeit anzukommen, die man die Saison nennt, und während welcher es allein möglich ist für einen Künstler, in dieser Stadt etwas zu leisten.

Weber reiste am 16. Januar 1826, in Begleitung eines seiner Freunde, der zu gleicher Zeit ein berühmter Flötenspieler und guter Tonsetzer war, von Dresden ab. Er hatte früher Paris noch nicht besucht, obschon er mit

vielen seiner dortigen Landsleute in Verbindung stand. Die Beraubung seines Eigenthums, die er gewissermaßen durch Castil-Blase erlitten, hatte ihn gegen die Franzosen eingenommen; doch war dieß nicht das erstemal, daß er Gelegenheit fand, seine feindseligen Gesinnungen gegen diese Nation zu äußern. Aufgebracht über die Unterdrückung, welche sein Vaterland durch Napoleon's Kriegsarmee erdulden mußte, hatte er Volksgefänge verfertigt, welche dazu bestimmt waren, in Chören und ohne Musikbegleitung gesungen zu werden. Diese Lieder hatten gewissermaßen das Zeichen zum allgemeinen Aufstand der deutschen Jugend wider die französische Oberherrschaft gegeben, und die Wahrheit zu gestehen, war ihr Ausdruck so energisch, daß sie die bezweckte Wirkung hervorbringen mußten. Wie dem auch sei, er überwand seinen Widerwillen und nahm seinen Weg über Paris, wo er am 25. Februar anlangte. Er sah sich daselbst alsbald von einer Menge Bewunderer umgeben; Rossini, der bekanntlich in systematisch-musikalischer Hinsicht sein Gegner war, besaß Lebensart genug, um ihn aufzusuchen und mit der größten Herzlichkeit zu behandeln. Dies schien vortheilhaft auf ihn gewirkt und seine Vorurtheile etwas geschwächt zu haben; wenigstens schrieb er Folgendes an seine Frau: „Ich will's nicht versuchen, Dir zu beschreiben, wie man mich hier behandelt; wollte ich Dir Alles melden, was mir die größten Künstler sagen, mein Papier selbst würde schamroth darüber werden müssen. Ich werde von Glück sagen müssen, wenn meine Eigenliebe diesen tüchtigen Stoß überstanden haben wird.“ — Obgleich Weber nun mit den seinem Talente gebührenden Huldigungen wie überschüttet wurde, und seine physischen Kräfte sich wieder herzustellen schienen, so wurde er doch von jener Melancholie verzehrt, die ihn so oft befiel, als er von den Seinen entfernt war, und er hatte es sich schon vorgenommen, in der Folge nie wieder eine so lange Reise außer in Begleitung seiner Familie zu unternehmen. Er reiste am 2. März von Paris ab, schiffte sich am 4. zu Calais ein und erreichte nach einer Ueberfahrt von wenigen Stunden die englische Küste zu Dover. Hier ward er auf's ehrenvollste empfangen, man wollte ihm weder seinen Reisepaß abnehmen und bis zu seiner Rückkehr aufbewahren, noch bei der englischen Mauthbehörde sein Gepäck einer Inspektion unterwerfen, welche Begünstigung nicht einmal Leuten aus den höchsten Ständen zu Theil wird. Einer jener eleganten öffentlichen Wägen, die nirgends ihres Gleichen haben, und die einander jeden Augenblick auf den englischen Heerstraßen durchkreuzen, brachte ihn von Dover nach London im Galopp mit vier trefflichen Rossen. Sir George Smart, der Director der Concerte, hatte ihn abgewartet, und führte ihn sogleich in seine eigene Behausung, wo Zimmer zu seiner Bewohnung in Bereitschaft waren. Schon vor seiner Ankunft waren viele Leute gekommen, sich zum Besuche bei ihm einschreiben zu lassen, unter andern

waren die ersten Pianofabrikanten gekommen, und stritten unter einander um die Ehre, ihm ihre Instrumente während seines Aufenthalts anbieten zu dürfen.

Als Weber sich zum erstenmale in's Coventgarden-Theater begeben hatte, erkannte man ihn in dem Augenblicke, als er sich über den Rand seiner Loge hinbog, um das Innere des Saales zu betrachten. Als bald erhob sich von allen Seiten zugleich ein Beifallrufen, und er sah sich genöthigt, sich zu zeigen und wiederholentlich zu grüßen. Das Publikum verlangte nachdrücklich die Ouvertüre des Freischütz, und kaum vermochte das Aufziehen des Vorhangs dem Lärm ein Ende zu machen. Der arme Künstler war zu Dresden nicht daran gewöhnt, sich mit solcher Auszeichnung behandelt zu sehen, und war daher über den so unerwarteten Empfang recht inniglich gerührt. Bevor er seine neue Oper der Londoner Bühne zum Einstudieren gab, leitete Weber die Wiederaufführung des Freischütz, und sorgte selbst für's Einstudieren der Rollen und überhaupt für die ganze Aufführung. Gleich bei seinem Eintritt in's Orchester, gerieth der ganze Saal in Bewegung, die Ouvertüre ward wiederholt, und jedes Stück mehrmalen durch Beifallsbezeugungen unterbrochen. Nichts fehlte endlich mehr zu Webers Triumph, sogar das Herausrufen — welche Ehre bisher nie einem Componisten in England zu Theil geworden — nicht ausgenommen. Dies alles war freilich geeignet, ihn zu berauschen, und die Eitelkeit des Künstlers fand Stoff genug zur Zufriedenheit; allein noch war der Hauptzweck seiner Reise nicht erreicht. Es hing lediglich vom glücklichen Erfolg des Oberon ab zu bestimmen, in wie fern er Ursache habe, sich dazu Glück zu wünschen, sie unternommen zu haben. Der große Tag war endlich da; am 11. April hatte die letzte allgemeine Repetition Statt gefunden. Alle Abonnirte haben in den Londoner Bühnen Zutritt an den Tagen der Hauptrepetitionen; weshalb auch fast gar kein Unterschied zu bemerken ist zwischen dem letzten Versuch und einer gewöhnlichen Vorstellung. Der Saal des Coventgarden-Theaters war mit einem glänzenden Publikum angefüllt. Der erste Akt ward sehr gut ausgeführt; im zweiten aber, als grade die zwei Hauptchauspieler erscheinen sollten, blieb die Scene leer. Es ward angekündigt, daß die Schauspielerin Miss Paton durch das Niederstürzen eines Theils der Decoration verwundet worden sei. Dieser Zufall kam einigen abergläubischen Personen wie eine schlimme Vorbedeutung vor. Die Vorstellung ward demungeachtet nur um wenige Tage hinausgeschoben. Webers Arbeit ward überhaupt und im Ganzen sehr günstig aufgenommen, erhielt aber bei weitem den enthusiastischen Beifall nicht wie der Freischütz. Man war auf eine Musik gefaßt, die den nämlichen Charakter haben sollte wie diese Oper, und der Unterschied war auffallend.

In der That ist überaus wenig Aehnlichkeit zwischen beiden Partituren zu bemerken. Die Musik des Oberon trägt nicht wie die des Freischützen den Stempel eines bisweilen wilden und großartigen Charakters, sie ist vielmehr in einem sanften, melancholischen Styl verfaßt, und ist reich an neuen Wirkungen von einer delikaten und gefälligen Gattung. Ueber mehre Stücke darin ist eine Färbung von außerordentlicher Originalität verbreitet, allein in einigen anderen Abtheilungen der Oper ist Schwäche und Monotonie zu verspüren. Betrachtet man das Ganze der Composition, so muß man sie unter der des Freischützen erkennen; demungeachtet sind die schönen Stellen, welche sich in großer Menge darin vorfinden, von einer neuen und so gefälligen Gattung, daß man nicht in Abrede stellen kann, die Arbeit sey ganz des Genies Webers würdig. Der einzige Fehler, den man ihm mit Grund vorwerfen kann, ist der, daß man keine große Entwicklung irgend einer Form darin antrifft. Die körperlichen Leiden des Künstlers haben ihre Spuren in seiner Arbeit hinterlassen. Vierundzwanzigmal ward Oberon unter Weber's unmittelbarer Leitung aufgeführt, er hatte aber keine Ursache, mit seinen Zuhörern in dem Maaße zufrieden zu sein, wie er und seine Freunde es sich vorgestellt hatten.

Die zwei Theater Coventgarden und Drurylane sind fast immer in Opposition gegen einander; wenn eins von beiden etwas unternimmt, um das Publikum an sich zu locken, gleich wird dies vom Andern nachgeahmt. Der Direktor des letztbenannten Theaters trug unverweilt dem Componisten Bishop die Anfertigung einer neuen großen Oper auf, sobald er nur vernommen hatte, daß Weber seine Partitur des Oberon aus Deutschland mit sich bringen werde. Bishop, der als Musiker einiges Verdienst hatte, aber nie im Stande war, etwas zu erfinden, ward zum Nebenbuhler Weber's erklärt, ungeachtet des himmelweiten Abstandes, der ihn von dem großen Künstler trennte. Freilich gab ihm seine Eigenschaft als geborner Engländer einen Vorzug, der dem Verdienste seines Concurrenten die Stange zu halten vermochte. Acht Tage nach der ersten Vorstellung des Oberon ward Bishop's Oper: *Madin* auf der Bühne des Drurylane gegeben; das Stück hatte einen unermesslichen Zulauf und erweckte das lebendigste Interesse. Die Freunde des englischen Musikers machten ihre Sache so gut, daß dieser sich einbilden konnte, er habe den erlauchten Künstler, dessen würdiger Nebenbuhler er zu sein glaubte, aus dem Sattel gehoben.

Weber dachte nunmehr nur noch daran, sich seinen fernern Aufenthalt in London so einträglich als möglich zu machen, ohne jedoch die Erwartungen weiter zu nähren, welche er mit sich dahin gebracht hatte. Er beschäftigte sich mit der Organisation eines Concertes zu seinem Benefiz, welches in der That Statt fand, und in welchem mehrere neue von ihm

verfertigte Stücke mit dem günstigsten Erfolg ausgeführt wurden. Dahin-
 gegen hatte sein körperliches Leiden erstaunlich schnell überhand genommen,
 und ließ ihm nicht mehr soviel Kraft, weder zu gehen, noch zu sprechen,
 so sehr hatte das ungesunde Klima Londons zu seiner Erschöpfung bei-
 getragen. Er wollte sich selbst so gerne über seinen Zustand täuschen.
 Der Wunsch, sein Vaterland wieder zu sehen, war für ihn eine um so
 größere Qual, als seine Körperschwäche immer zunahm. Er hatte sich
 vorgenommen, am 6. Juni eine zu seinem Benefiz gegebene Vorstellung
 des Freischützen selbst zu leiten, und Tags darauf London zu verlassen.
 Dieser Vorsatz konnte aber nicht zur Ausführung kommen, denn bereits am
 5. Juni hatte er aufgehört zu sein. Die angekündigte Vorstellung fand
 dennoch Statt zum Benefiz seiner Wittve und Kinder, welche der geringe
 Erfolg seiner Reise nach England in wahrhaft kümmerlichen Umständen
 zurückgelassen.

Es gab Leute, welche vorgaben, Weber sei wohlhabend gewesen, seit-
 dem er zu Dresden das doppelte Amt eines Kapellmeisters und eines
 Direktors des Theaters bekleidete. Der Verfasser eines vor einigen Jah-
 ren in einer französischen Zeitschrift eingerückten Briefs geht gar so weit,
 daß er behauptet, Weber sei während seiner letztern Jahre im Besitze eines
 eleganten Wagens und hübschen Gespanns gewesen. Wäre dies der Fall
 gewesen, würde Weber sich wohl je dazu entschlossen haben, seine Familie,
 seine Freunde zu verlassen, um drei Monate in einer Stadt zuzubringen,
 deren Klima seiner Gesundheit tödtlich werden mußte? Schon vor seiner
 Abreise war er so leidend, daß er oft seine Arbeiten einstellen mußte; nur
 ein großes Interesse vermochte ihn zu überwinden, sich in einem solchen
 Zustande zu entfernen. Dies Interesse war das seiner Frau und Kinder.
 Es ist allerdings ein großer Abstand zwischen einem ehrenvollen Auskommen
 von 1800 Thaler Gehalt und Nothleiden, aber bei Weitem nicht so groß
 als der, zwischen diesem Auskommen und der Wohlhabenheit oder gar
 brillanten Lage, die er nach jener Behauptung gehabt haben soll. Den
 Beweis dafür, daß Weber bei Weitem nicht die vorausgesetzte Wohlhaben-
 heit besaß, mag übrigens der Umstand führen, daß man an vielen Orten
 die Nothwendigkeit einsah, mehre Benefiz-Vorstellungen für seine Wittve
 und beide Söhne zu veranstalten.

Wir müssen bei dieser Gelegenheit ein Ereigniß erwähnen, das mit einer
 Fatalität viele Aehnlichkeit zu haben scheint. Die nämliche Oper Oberon,
 welche Weber's Tod beschleunigte und einer Schauspielerin vom Coventgarden-
 Theater beinahe ein großes Unglück gebracht hätte, sollte zum ersten Mal
 in Dresden zum Vortheile der Familie Weber gegeben werden, als der

erste Tenorfänger im Augenblicke, als er hervortreten sollte, von einem Schlagfluß getroffen wurde.

Weber hat einige Schriften hinterlassen, deren Herausgabe einer seiner Freunde, welchem sie anvertraut worden, besorgte. Diese Schriften enthalten einzelne Gedanken über die Musik, eine Auswahl Poesien und ein Werkchen, das den Titel führt: „Leben eines Musikers“, worin alle Wechsel, denen die Existenz eines Tonkünstlers ausgesetzt ist, dargestellt sind. Man trifft darin fast auf jeder Seite Spuren von jener deutschen Schwärmerei, die auf die Arbeiten des Verfassers so vielen Einfluß gehabt.

Wie Salvator Rosa hatte Weber sich gleichzeitig mit der Literatur und seiner Kunst abgegeben; er starb, leider! in einem jüngern Alter, und hinterließ kein Vermögen.

X. X. *)

*) Wir würden unsern deutschen Lesern gerne den Verfasser dieser mit eben so vieler Gründlichkeit als Sachkenntniß geschriebenen Charakteristik mit dem vollen Namen nennen, wenn wir das Recht dazu hätten. Den belgischen Lesern ist der treffliche Kritiker bekannt, der unter dieser Chiffer von Zeit zu Zeit den „Indepedant“ mit musikalischen Kritiken versieht, wie vielleicht nur wenige europäische Blätter gleiche aufzuweisen haben. Umfassende Kenntniße, Scharfsinn und Geschmack gehen in diesen Kritiken Hand in Hand, und wir wünschten, mancher unserer hochgestrengen deutschen musikalischen Rigoristen könnte sich hier ein Beispiel nehmen, wie man bei der umfassendsten Kenntniß des historischen Materials, bei der feurigsten Bewunderung der alten Meister, dennoch frei von Pedanterie in der Mitte der Gegenwart stehen kann, das Bestehende genießend und das Wertende errathend.

Die Redaktion.



Tagebuch.

Histoire de la Belgique par Th. Juste. (Bruxelles 1842.)

Neues Material aus alten Quellen mit Fleiß und Wärme zusammengetragen. Beiträge zur Geschichte von Belgien wäre ein besserer Titel für das Buch gewesen. Die große Aufgabe des Historikers, die Geschichte objectiv zu betrachten, ist in diesem Buche fast auf jeder Seite verlegt. Patriotismus ist eine edle Tugend des Bürgers. Aber der Bürger wirkt nur für die Gegenwart; der Historiker für die Zukunft, für die Ewigkeit. Darum muß dieser mehr sein als ein Patriot, er muß Weltbürger sein und die Geschichte seines Landes nicht von localem, sondern von dem cosmischen Gesichtspunkte zeichnen. In dem Werke des Herrn Juste ist die Vaterlandsliebe dominirend. Immerhin aber wird der künftige Historiograph all diese edlen Bemühungen und Vorarbeiten mit Dank erkennen, und die Nation hat große Verpflichtungen ihnen gegenüber. Immerhin muß die Gegenwart sie als ein schönes Geschenk annehmen, welches den Schatz vermehrt, den die Zukunft einst als Mitgift erhalten wird.

Die preussische Gesandtschaft in Brüssel.

Wir hören aus guter Quelle, daß der Sohn des gefeierten Savigny als preussischer Gesandtschaftssecretair nach Brüssel kommt. Savigny ist bekanntlich erst vor Kurzem zum Ritter des belgischen Leopoldsordens ernannt worden, und sein Sohn kann einem besonders freundlichen Entgegenkommen in allen hiesigen Kreisen entgegensehen, um so mehr als der Ruf ihn als einen nicht nur trefflich unterrichteten, sondern auch sonst höchst liebenswürdigen jungen Mann bezeichnet. Für Deutschland ist es immer ein Gewinn, sich auf solche Weise im Auslande vertreten zu sehen, denn Höflichkeit und Liebenswürdigkeit sind eben nicht die Tugenden, die man gewöhnlich uns nach rühmt!

Der Anfall gegen Herrn von Lütken in Hanover.

Die Kölnische Zeitung enthält in einem ihrer leitenden Artikel folgende bemerkenswerthe Stelle: „Der meuchelmörderische Anfall gegen den Cabinetrath von Lütken, welcher in der öffentlichen Meinung mit Recht oder mit Unrecht als der vornehmste Urheber des eigenthümlichen Verfahrens der Regierung bei den letzten Wahlen



galt, ist ein Zeichen, dessen furchtbare Bedeutung man sich umsonst verbergen würde. Das Verbrechen des Mordmordes ist dem deutschen Volkscharakter so fremd, daß man jeden einzelnen Fall, wo es verübt oder versucht wurde, als ein öffentliches Unglück beklagen sollte, wenn die That auch außer allem Zusammenhange mit politischen Ursachen stände.“ Wahr und treffend!

Barmherzigkeit.

Professor Gubitz in Berlin sagte vor einiger Zeit in seinem Journal „Der Gesellschaftler“: „Druckfehler oder Wahrheit? Das Stadtgericht der Stadt Göttingen macht „signatum Göttingen, den 7. September 1841“ öffentlich bekannt (Siehe: Allgemeiner Anzeiger No. 259): daß auf Klage des Kaufmanns Heinze, wegen Forderung von „8 Thlr. 17 Gr.“ gegen den Beklagten, Gärtner Krebs, erkannt sey, daß dessen Garten, nebst darin befindlichem Gartenhause, am 11. Dezember d. J. gerichtlich verkauft werden soll. Wegen 8 Thlr. 17 Gr. — ? — und das könnte der Kläger zu geben — und kein Göttinger fände sich, diese kleine Summe zu zahlen? Es scheint unmöglich! — Da muß ein Irrthum obwalten. Wär' aber Alles richtig — der Bezug auf Göttingen auch — so sey's verbürgt, daß, ist dadurch der Mann sein Garten und Haus zu erhalten, die 8 Thlr. 17 Gr. — und wär's auch mehr — von einem oder dem andern Berliner gezahlt werden, und sie sind, gegen beglaubigte Quittung des Kaufmanns Heinze, ohne Weiteres von der Redaktion des Gesellschafters einzuziehen.“ Am 25. November wandte sich der Kaufmann Heinze an den Redakteur und ließ ihm eine Quittung über 19 Thlr. 2 Gr. 2 Pf. überreichen, da die Gerichtskosten sich auf 10 Thlr. 9 Gr. 2 Pf. belaufen hatten. Professor Gubitz bezahlte, seinem Worte getreu, die ganze Summe, da sich in Göttingen Niemand zur Tilgung derselben gefunden hatte. Der nähere Verlauf dieses Ereignisses, das gar mancherlei Stoff zu Betrachtungen über unsere socialen Einrichtungen darbietet, ist im Gesellschaftler No. 195 zu lesen.

Königs-Alter im Jahre 1842.

Der älteste unter den jetzt regierenden Fürsten ist der König von Schweden, die jüngste die Königin von Spanien, wenn man nämlich diejenigen regierend nennen kann, der ein fremder Gesandter nicht ein Mal seine Creditbriefe vorzeigen darf. Folgende Liste giebt einen Ueberblick des Alters, in welchem die bedeutendsten unter den gekrönten stehen. Der König von Schweden 78 Jahre, der Papst 76 Jahre, der König von Hannover 70 Jahre, der König der Franzosen 68 Jahre, der König von Württemberg 60 Jahre, der König von Bayern 55 Jahre, der König von Dänemark 55 Jahre, der König von Sardinien 53 Jahre, der König der Belgier 52 Jahre, der König von Holland 49 Jahre, der Kaiser von Oesterreich 48 Jahre, der König von Preußen 48 Jahre, der Kaiser von Rußland 45 Jahre, der König von Sachsen 44 Jahre, der König beider Sicilien 32, der König von Griechenland 26 Jahre, die Königin von Portugal 23 Jahre, die Königin von England 22 Jahre, der Sultan 18 Jahre, die Königin Isabella von Spanien 11 Jahre.

Druck und Verlag des deutschen Verlagscomptoirs in Brüssel.



H. Scher
OK!

